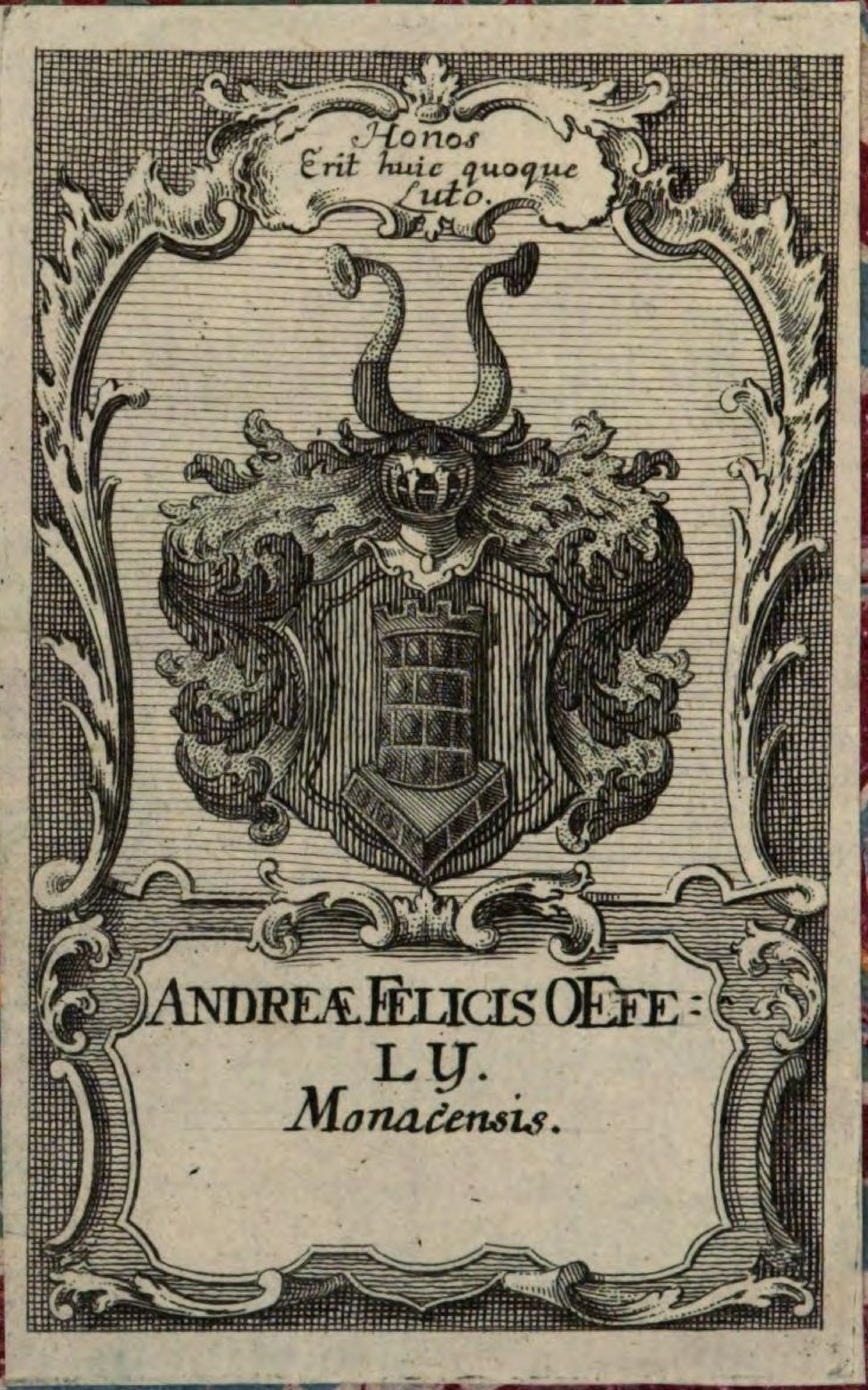
Honos
Erit huic quoque
Luto.
ANDREÆ FELICIS OEFE:
LY.
Monacensis.

Par le Sr. Toussaint.

~~515~~ 465.

<36625581580012

<36625581580012

Bayer. Staatsbibliothek

3 R

Ph Pr 1185 rl

[Toussaint]

R

Philos.

Franç. Vinc. Toussaint.
(Panage.) † 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

ἩΦΙΛΙΑ
ΚΑΙ
ἩΑΓΑ-
ΘΟΠΟΙΙΑ

Die Sitten.

Respicere exemplar vitæ morumque.

Hor. ad Pis.

Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt und Leipzig,

1754.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Hier ist die Uebersetzung eines Buchs, welches in Frankreich sowohl, als in andern Ländern, keine geringe Neubegierde erreget hat, nachdem es den 7 May 1748 durch einen Parlamentsschluß öffentlich zu Paris ist verbrannt worden. Ein so heißes Schicksal hat verursachet daß die Nouvellisten, welchen nur der Titel und dieser Umstand davon bekannt geworden sind, dasselbe als das gefährlichste Buch, so jemals ein Freygeist wider den Staat und die Religion hervorgebracht hat, ausgeschrieen haben. Hiedurch ist bey vielen, welche

eben nicht so gefällig sind die Aussprüche dieser Herren für untrieglich anzunehmen, das Verlangen nur vergrössert worden, dieses Buch selbst zu sehen und zu lesen. Es ist dasselbe daher als ein Phönix aus seiner Asche wieder hervor gegangen, da man es in Frankreich, Holland und Deutschland in wiederholten Auflagen bekannter gemacht hat. Das Urtheil der Kenner guter Bücher ist ungemein günstig dafür ausgefallen, und sie haben bemerkt, daß kein Buch weniger des Feuers und eines Anathema schuldig gewesen ist, als eben dieses. Die Bibliotheque raisonnée *, welche sonst sehr eifrig wider die freydenkerischen Schriften ist, kann kaum rednerische Worte genug finden, diese zu erheben und anzupreisen. Keine Lehre ist geschickter, heißt es, einen ehrlichen Mann und einen guten Bürger zu bilden, als diejenige, die in diesem Buche vorgetragen wird. Von Anfang bis zu Ende wird die Ausübung der Tugend darinne empfohlen. Wenn wir unparteyisch seyn wollen, so müssen wir diesem Ausspruch beypflichten. Der Ver-

* S. die 2te Abtheilung des 41sten Bandes, a. d. 272 S.

Verfasser malet das Laster mit den scheußlichsten Farben, um einen Abscheu dagegen zu erregen. Es sey fern, daß der Unglaube darinne sollte gelehret werden! Das Daseyn Gottes, als Schöpfers des Ganzen, wird bewiesen; man empfiehlet die Gottesfurcht gegen das höchste Wesen, als den Urheber alles Guten; man bestimmet den Gehorsam und die Ehrfurcht, so man demselben schuldig ist, und entlarvet den Heuchler und den Scheinfrommen. Kurz! die Tugenden sind auf den Thron erhoben und erscheinen in ihrer vollen Klarheit. Man findet das Lob der Weisheit, der Klugheit, der Geduld, der Hoheit der Seele, des Heldenmuths, der Gerechtigkeit, der Aufrichtigkeit, der Treue, der Mäßigkeit, der Keuschheit, der ehelichen Liebe, der väterlichen Liebe, der kindlichen Liebe, der Freundschaft, der Menschenliebe, der Gütigkeit, der gesitteten Artigkeit, der Höflichkeit, der Gefälligkeit, der Achtung ꝛc. Der Verfasser bemühet sich, die Laster durch die natürlichen Züge, womit er sie malet, und die alle nach lasterhaften Originalen gezeichnet sind, von dem Erdboden zu verbannen. Er verdammet

beherzt das Betragen eines Unverträglichen, eines Verfolgers, eines Schwärmers, welcher alle diejenigen für verdammt hält, die er Ketzer nennet, und sie den ewigen Flammen der Hölle widmet, weil er sie hasset. Den Hochmüthigen giebt er vortrefliche Lehren, und der Geizige und Ehrgeizige wird nicht geschonet; beyde werden durch die Abschilderung, die er von ihnen liefert, verächtlich gemacht.

Doch wir wollen nicht zu viel Gutes von diesem Buche sagen, noch den ganzen Inhalt desselben in einer Vorrede entwerfen. In den Nachrichten von einer Hällischen Bibliothek *, oder vielmehr in den gründlichen und gelehrten Auszügen der Bücher des berühmten Herrn Doctor Baumgartens, liest man bereits einen weitläuftigen Entwurf davon, welcher um so viel schätzbarer ist, weil dabey zugleich einige Ausschweifungen des Verfassers, die gewiß niemand billigen kann, angezeiget werden, und wohin hauptsächlich seine Gedanken von der göttlichen Strafgerechtigkeit

* S. des 2ten Bandes 12tes Stück, a. d. 545 bis 565 Seite.

tigkeit und dem äußerlichen Gottesdienste billig zu rechnen sind. Ueberhaupt aber läßt man diesem Buche wegen der fruchtbarsten Grundsätze einer natürlichen Sittenlehre, der klügsten Vorschläge zu einer guten Aufführung und der vortreflichsten Bilder der Tugend und Laster, die so lebhaft geschildert sind, Gerechtigkeit wiederfahren. Der Herr Doctor Kraft redet nicht minder in seiner theologischen Bibliothek * vortheilhaft von diesem Buche, und belegt das Verwerfliche mit einem billigen Tadel. Die gründliche und angenehme Göttingische gelehrte Zeitung ** schreibt bey ihrer Beurtheilung unter andern: Wir haben viel Witz und Verstand in dem Buche angetroffen. Die Sittenlehre ist durch alle Tugenden in lauter Gemälden ausgeführet, und diese sind wohlgemalt, deutlich und scharf ausgedruckt. Man bedauret den Verfasser, daß er, vermuthlich aus Mangel einer genugsamen Kenntniß des göttlichen Worts und bey dem beständigen Anblicke überflüßiger und übertriebener

* S. das 27ste Stück.

** S. das 131ste Stück vom Jahre 1748.

Ceremonien seiner Kirche, ein Naturalist geworden ist.

Allein warum ist denn diese Sittenlehre zu Paris verbrannt worden? Man frage uns nicht darum. Es ist uns unbekannt, und wir kennen keinen von den lasterhaften Personen, welchen der Herr Panage, dieses ist der angenommene Name des Verfassers, die Larve abgerissen hat. Alle seine Gemälde sind nach der Natur. Er gesteht dieses selbst; allein die Namen seiner Originale behält er, nach dem Beyspiele des Pabsts, in Petto. Der Schauplatz ist indessen am französischen Hofe; er ist zu Paris, und wir sind weit davon entfernet. So viel ist gewiß: der Verfasser hat die Fehler einiger Prälaten zu kühn aufgedeckt; er hat eine Art der Verachtung gegen die geistlichen Faullenzer in den Klöstern gar zu sehr verbreitet, welche nur bloß um die Erhaltung ihres Bauchs leben, welche viel zu Gott bethen, ohne ihn zu lieben, welche Gelübde der Keuschheit thun, ohne keusch zu seyn, und welche aus der Ehe ein Sacrament und aus der Jungferschaft eine Tugend machen, ob gleich ihr Herr und Meister einen Feigenbaum ver-

verflucht, weil er keine Früchte getragen hat. Von den Ceremonien und dem Religionseifer seiner Kirche ist er ebenfalls kein Freund, und die scharfen Erinnerungen, so er deswegen thut, müssen nothwendig einen Stachel und eine schmerzhafte Empfindung zurück lassen. Ist es also wohl Wunder, in die Ungnade dieser Herren zu fallen, und ein Opfer ihrer Rache zu werden? Ein jeder Gewissensrath und heiliger Lauscher, der bey Hofe eine Stimme hat, hat leicht einen Vorwand finden können, ein Buch, worinne seine Thorheiten lächerlich gemacht sind, zum Feuer zu befördern. Vielleicht würde man den Verfasser selbst hiezu behülflich gewesen seyn, wenn er sich bekannt gemacht hätte. Der unglückliche Grandier wäre nicht lebendig als ein Hexenmeister verbrannt worden, wenn er nicht so verwegen gewesen, und wider den Cardinal Richelieu geschrieben hätte: und der gar zu aufrichtige Servetus würde gewiß nicht zum Scheiterhaufen gekommen seyn, wenn er sich etwas demüthiger und gefälliger gegen einen hochmüthigen und grämlichen Calvin bewiesen. Jedoch,

Was Böses ist geschehn, das nicht ein Prie-
ster that?

Haller.

Vielleicht sind auch noch andere Ursachen an der Verurtheilung dieses Buchs schuld. Die angeführten Nachrichten einer Hällischen Bibliothek * glauben, daß die Gedanken des Verfassers vom Kriege und einem Kriegeshelden, wovon die Schilderung etwas unedel gerathen; imgleichen seine Abbildungen der Richter und Gerichtsstuben, allem Ansehen nach, ein nicht geringes dazu beygetragen haben. Wir lassen dieses dahin gestellt seyn; es scheint indessen, daß man in Frankreich selbst erkenne, man habe eine Uebereilung bey der Verdammung dieses Buchs begangen, weil es nicht nur nachher wieder gedrucket und öffentlich verkauft worden, sondern auch, weil eine gewisse französische theologische Facultät eine neue Ausgabe, mit Anmerkungen, davon versprochen hat.

Es ist dawider ein Brief in Paris von drittehalb Bogen herausgekommen, der den Titel hat: Les Moeurs appreciées, ou Lettre ecrite à un bel esprit du Marais &c.

Man

* a. d. 560 Seite.

Man schreibt davon in den hamburgischen freyen Urtheilen und Nachrichten *, daß der Verfasser dem Panage Schuld gebe, er suche in seinem Werk die Deisterey auszubreiten, gleichwohl aber gestehe er, daß die Grundsätze dieses Irrthums aus dem Toland, Woolston, und andern, in demselben kaum oben hin angezeiget wären. Obgleich dieses Geständniß selbst den Panage entschuldigt; (die freyen Urtheile reden hier) so könnte es doch wohl seyn, daß er, wie

Ein Weiser, der vielleicht mit rühmlichem Verdruß
Des Glaubens Schwäche sieht, und bessers suchen muß,

Haller.

den Begriff von der geoffenbarten Religion überhaupt sich nach der, in der er erzogen ist, gemacht hätte, welches allerdings für sein Christenthum keine gute Folgen haben dürfte. Wir können aber nicht sagen, daß wir eine strafbare Verachtung der Offenbarung, entweder in seinem Werke selbst, oder von seinem Gegner erwiesen gefunden hätten rc. Sein Gegner selbst, von dem wir übrigens

* S. das 28ste Stück von diesem Jahre.

gens noch sagen müssen, daß er seine Beschuldigungen, ungeachtet seines muntern Witzes, sehr schlecht erwiesen hat, und mehr Eifer als Gründlichkeit beweist, gesteht dem Verfasser zu, daß er verschiedene Vorschriften der Vernunft sehr schön vorgetragen, und wir müssen seiner Sittenlehre den Vorzug vor einer Menge philosophischer Bücher ertheilen, in denen gemeine Sachen, oder ungereimte Einfälle, unter der Pracht barbarischer Kunstwörter, verdeckt, und auch wohl ganz neue Wissenschaften von solchem Schrot und Korn der Welt sind mitgetheilet worden. In einer kleinen Schrift, Voyage au Sejour des Ombres, von drey Bogen, finden wir gleichfalls einige Anmerkungen, die ein alter Baccalaur der Sorbonne darüber macht, da er bey seiner Ankunft in den elisäischen Feldern dem neugierigen Abte des Fontaines eine Nachricht davon geben muß. Der alte geistliche Invalide, der sich bereits in einer Unterredung mit dem Bayle nicht wenig geärgert und abgemattet hat, ist deswegen sehr kurz. Er findet Verstand, Lebhaftigkeit, Stärke und Nachdruck darinn; allein mit einigen Grundsätzen

kann er nicht zufrieden seyn, und er bedauret absonderlich den Unglauben des Herrn Panage, daß er die Jungferschaft für keine Tugend hält. Von den benannten Moeurs appreciées sagt er, daß die Hälfte des Schreibens das Buch von den Sitten nichts angehe, und die andere Hälfte dasselbe sehr unvollkommen beurtheile; der Verfasser hätte viel versprochen und wenig gehalten.

Die gegründet befundenen Lobeserhebungen dieser Sittenschrift haben daher den Uebersetzer bewogen, dieselbe, nach dem Beyspiele der Engländer, Holländer und Italiener, in die Sprache seiner Landesleute zu bringen, und sie, wegen ihres vortreflichen Inhalts, bekannter zu machen. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, bey einigen Sätzen, die man billig Ausschweifungen des Verfassers nennen muß, Anmerkungen zu machen; allein, ein Wiedergebohrner wird eben so wenig durch einen freyen Gedanken ungläubig oder irre werden, als ein Freygeist durch eine theologische Note von seiner unglücklichen Gesinnung sich wird bekehren lassen. Ueberhaupt muß man bedenken, daß der Herr Panage als ein

Phi-

Philosoph schreibe, welchem noch dazu, nach dem Verbothe seiner Kirche, die Bibel nicht so geläufig ist, als einem lutherischen oder reformirten Weltweisen und Gottesgelehrten. Diejenigen aber, welche dem Uebersetzer beymessen wollten, als wenn er allen Gedanken des Verfassers bloß darum beypflichtete, weil er sie ins Deutsche gebracht hat, würden eben so unvernünftig urtheilen, als wenn man sagen wollte, daß ein orthodoxer Gottesgelehrter, der an der Uebersetzung des Alcorans oder des Talmuds gearbeitet hat, ein Mahometaner oder ein Jude wäre. Will man diese Schrift als kein Sittensystem gelten lassen, so lese man sie, wegen der vortreflichen Charaktere von Tugenden und Lastern, mit der Gemüthsverfassung, womit man den englischen Weltweisen, den Cleveland, die Reisen des Cyrus, den Sethos, die Geschichte des Helden von Mancha, oder einen andern moralischen Roman liest; und will man den Inhalt gar nicht wissen, so höre man hier auf.

B = = den 1 April, 1749.

Zueignungsschrift
an die
Frau M. A. T***.

Madame,

Ihnen schreibe ich mein Werk zu, und nicht einem großen Herrn, einem Fürsten, oder einem Staatsminister: Ihnen, Madame, deren Stand dem meinigen gleich ist. Diese Gleichheit ist Ihnen durch Ihre persönliche Eigenschaften gar zu reichlich ersetzet. Sie verschwindet gar, so bald ich Ihren Werth nach Ihrem Verstande und nach Ihrem Herzen schätze. Alsdenn sehe ich die schöne M*** meiner Verehrung weit

würdiger, als alle die eiteln Götzen des Volkes, die nichts für sich haben, als ihren großen Namen, und den Staat, womit sie umgeben sind. Ich habe an einem Orte in diesem Buche gesaget, daß, wenn die Tugend sich sichtbar machte, so würde es Gott selbst seyn, den wir in aller seiner Herrlichkeit, seiner Größe, und seiner Heiligkeit erblicken würden: Hier setze ich hinzu, daß, wenn sie, um die Schwäche unseres Gesichts zu schonen, eine menschliche Gestalt an sich nähme, so würde es die Ihrige seyn, Madame. Zum wenigsten würde sie nicht besser wählen können, um sich den Menschen liebenswürdig zu machen, und sie durch ihren Reiz zu gewin-

gewinnen. Wem kann also auch ich besser, als Ihnen, ein Werk zueignen, das zur Ehre der Tugend geschrieben ist. Wie wohl werden nicht die **Sitten** von Ihnen aufgenommen werden, da Ihre eigene so rein sind! Ich unterstehe mich zu sagen, daß auch der Schriftsteller einigen Theil an Ihrer Hochachtung verdiene. Die Sittenlehre die Sie in diesem Werke finden, ist richtig und unwidersprechlich, und die Sittenlehre ist die meinige; es sind wahrhaftige Ausdrücke kungen der Empfindungen meines Herzens. So zärtlich auch der Freund seyn mag, der sie übet, so dürfen Sie gleichwohl nichts von ihm besorgen; er kann kein Verführer

 seyn.

seyn. Ich lasse Ihnen gern die Ehre Ihrer Tugend, nur misgönnen Sie mir die meinige nicht. Ich glaube, daß Sie vorsichtig genug sind, Madame, um sich vor allen Fallstricken eines Liebhabers zu hüten: Sehen Sie mich aber als einen Freund an, der zu redlich ist, um Ihnen dergleichen zu legen. Sie thäten mir das größte Unrecht, wenn Sie glauben wollten, daß ich nur deswegen tugendhaft bin, weil Sie es sind, und Sie würden dadurch sehr nachtheilig von der ehrerbiethigen Ergebenheit urtheilen, womit ich die Ehre habe zu seyn,

Madame,

Dero

ganz gehorsamster Diener

Panage.

Vor=

Vorbericht.

Ich werde meinem Leser hier, ob es gleich die Gewohnheit so eingeführet, nicht erzählen, daß ein guter Freund eine Abschrift von diesem Werke zu erschleichen gewußt, und im Begriff gewesen, solche dem Drucke zu übergeben; daß ich aber zu rechter Zeit gewahr geworden, wie ich in Gefahr wäre, nach zerstümmelten Entwürfen mich abgedruckt zu sehen, und daß ich daher lieber gutwillig nachgeben, und den Druck selbst befördern wollen; denn in allem diesen ist nicht ein Wort wahr, und es ist überdas ein schriftstellerisches Geziere, das schon ziemlich alt und abgenützt ist. Mein Geist ist ein

bißchen zur moralischen Philosophie geneigt; und wie es eine allgemeine Krankheit zu unsern Zeiten ist, alles zu Papiere zu bringen, und in ein Buch zu verwandeln, was man gutes oder schlechtes denket, so bin auch ich von dieser Seuche ergriffen worden, und habe angefangen, capitelweise zu moralisiren. Der Hauptbewegungsgrund, der mich dazu gebracht, ist auf gewisse Weise die Eigenliebe. Ich würde es vergebens leugnen. Inzwischen hat sich ein anderer damit vergesellschaftet, der viel edler ist, nämlich die Liebe zur Tugend. Von einem apostolischen Eifer entzündet, wünschte ich alle meine Leser tugendhaft zu machen. Ich weis wohl, das ich diesen Zweck nicht erhalten werde; wofern ich aber nur gewiß wäre, aus tausend einen zu gewinnen, so würde ich nichts weiter thun, als Bücher schreiben, und zwar alle über dieselbige Materie, so beschwerlich auch sonst das Handwerck eines Schriftstellers ist.

Man erinnere sich des Titels dieses gegenwärtigen Buchs; so wird man nichts von mir fodern, das ich nicht versprochen habe. Sein Vorwurf sind **die Sitten**; die Religion hat daran keinen andern Antheil, als in so fern sie solche mit befördert, und wie dazu

die natürliche Religion zureichend ist, so gehe ich auch nicht weiter. Ich will, daß ein Türke mich so gut lesen könne, als ein Christe, und schreibe für alle vier Theile der Welt.

Vielleicht hätte man es bescheidener gefunden, wenn ich mein Werk betitelt hätte: **Versuch einer Sittenlehre.** Allein, ich hätte hierinn einem Gottesgelehrten aus dem vorigen Jahrhunderte nachgeahmet; und ich bezeuge, daß ich mit diesen Herren nichts zu theilen haben will. Es **moralische Gedanken** zu nennen, das war nicht möglich. Dieser Titel ist seit fünf und dreyßig Jahren gar zu sehr beschrieen, und ich habe nicht Lust, mich im **Register** zu sehen. Es blieb also nichts zum Titel übrig, als: **Versuch von den Sitten.** Außer aber, daß alle Buchläden schon mit so vielen Versuchen angefüllet sind, so deucht mich, daß es eine anstößige Unbescheidenheit ist, dem Publico anzukündigen, daß man sich auf seine Kosten übet, und ich wollte, daß man schon seiner Sachen gewiß wäre, bevor man anfängt. Ich habe also mein Werk bloß **die Sitten** genannt, weil ich sowohl diejenigen darinn beschreibe, welche man hat, als die, welche man haben sollte.

Ich widerspreche, so wie es einem Schriftsteller gebühret, der sich mit Gemälden und Abbildungen abgiebt, allen Schlüsseln, die man ausfündig machen wollte, um mir hämische Auslegungen beyzumessen. Zu sagen, daß ich auf niemand gezielet, das wäre eine Unwahrheit, und zwar eine unnütze Unwahrheit, weil man mir doch nicht glauben würde. Ich habe alle meine Gemälde nach der Natur verfertiget, denn sonst hätte ich vielleicht nur idealische Wesen abgebildet. Ich habe aber keines von meinen Originalien ganz kenntlich gemacht, und ihre Namen sollen ein unerforschliches Geheimniß bleiben, das ich in petto behalten werde. Die Züge, womit ich die Laster geschildert, habe ich von lasterhaften Menschen genommen: die große Menge aber, welche es von diesen giebt, verhindert, daß man mit seinen Muthmaßungen nicht auf diesen oder jenen insbesondere verfallen wird.

An verschiedenen Stellen habe ich nichts weiter gethan, als das Laster abgerissen, ohne über seine Scheußlichkeit etwas zu sagen; denn das Gemälde spricht von selbst. Wenn ich, nach dem **Virgilius**, das abscheuliche Oberhaupt der Cyklopen abgemalet hätte, würde ich nöthig haben, zu erinnern, daß

Poly-

Polyphemus ein garstiges Ungeheuer ist? Mit den Tugenden habe ich es eben so gemacht: ich habe zum öftern ihre Schönheit und ihre Annehmlichkeiten abgebildet, ohne den Zügen, wodurch ich sie kenntlich gemacht, eine ekelhafte Lobrede hinzu zu fügen.

Wenn ich solche Grundsätze der Sittenlehre niedergesetzet, denen selbst die Lasterhaften Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so habe ich mir keine Mühe gegeben, sie durch Beweisthümer zu unterstützen. War es nöthig, zu beweisen, daß Verleumdung, falsches Zeugniß und Straßenraub Laster sind?

Ich habe in diesem Werke mehr Empfindungen des Herzens, als Witz, reden lassen, weil eines Theils das eine mir leichter war als das andere, und hiernächst die Wissenschaft der Sitten, ihrer Natur nach, eine Wissenschaft des Herzens ist. Wenn man verderbte Herzen bessern will, so ist es weit besser, zu rühren, als zu gefallen; und überzeugen selbst thut lange die Wirkung nicht. Dieß hat vielleicht dem berühmten Herrn Dacier zu den christlichen Gedanken Anlaß gegeben, wenn er saget *: „Daß es der

* in seiner Vorrede zum Plato.

„Majestät Gottes nicht gemäß sey, die Noth-
„wendigkeit, die Gerechtigkeit und die Wahr-
„heit dessen, was er befiehlt, zu beweisen,
„sondern daß er mache, daß man seine Ge-
„bothe lieben müsse, und daß es mehr sey, die-
„ses zu thun, als zu beweisen.„ Warum steht
es nicht auch bey mir, zu machen, daß man die
Tugend liebe? Sie sollte gewiß keinen einzi-
gen Feind auf der ganzen Erde behalten.

Wofern einer von meinen Lesern mir mit
Aufrichtigkeit sagen wird: „ihr habt ein
„gutes Buch geschrieben,„ so werde ich
dadurch unstreitig geschmeichelt seyn: weit
mehr aber wird es mir zum Vergnügen ge-
reichen, wenn er hinzu setzen wird:
„ihr habt mich tugenhaft
gemacht.„

Vorläufige Einleitung
von der Tugend.

Was man insgemein durch den Ausdruck: ein ehrlicher Mann (honnête Homme) versteht. Unterschied zwischen diesem und dem tugendhaften Manne. Was gute Sitten sind. Man muß seine Sitten nicht nach diesem oder jenem Muster einrichten. Nachtheilige Folgen der Nachahmung in den Sitten. Beschreibung der Tugend. Ob die Menschen, oder Gott selbst, Tugenden machen und wieder vernichten können? Welches das unveränderlichste Gesetz von allen sey? Die Idee der Tugend ist in dem menschlichen Herzen mit unauslöschlicher Schrift eingegraben. Unterschiedene Arten der Gesetze. Welches diejenigen sind, die das Reich der Tugend befestigen, und welche ihm nachtheilig sind? Ob diese letztern den Saamen der Tugend in einem Herzen ersticken können? Eintheilung des ganzen Werks in drey Theile.

Den Titel eines **ehrlichen Mannes** (honnête Homme) wollen wir denenjenigen lassen, die sich damit begnügen. Man erhält ihn gar zu wohlfeil, als daß wohlgeartete Gemüther ihn beneiden sollten. Viel Ver-

Vertrauen auf sich selbst, Geld genug, und gewisse beliebte Laster mitzumachen, dieß macht den so genannten ehrlichen Mann aus, und die Tugend hat dabey nichts zu thun.

Die ehrliche Frau ist nicht viel ehrwürdiger, als der ehrliche Man. Alles, was Egle gethan hat, um es zu seyn, ist, daß sie nicht öffentlich anschlagen lassen, daß sie ein Handwerck aus der Buhlerey machet.

So leicht es inzwischen scheint, einen oder den andern von diesen Titeln zu verdienen, in dem Verstande nämlich, welchen ihnen der Gebrauch beyleget, so würden sich doch, bey der Untersuchung, unendlich viele unrechtmäßige Besitzer finden, die sich solcher nur anmaßen.

Ein Unglückseliger, den die Noth drücket, hält einen Vorbeygehenden in einem hohlen Wege an, und nimmt ihm seinen Beutel, oder fodert ihn: Hier haben wir den unehrlichen Mann, und zweifelt ihr daran, so wird es der Rabenstein beweisen.

Gebet aber einem glücklichen Schinder, den die Bedürfnisse des Staates reich gemacht, einen prächtigen Pallast zu bewohnen; gebet ihm einen Schweizer, Livereyen und den Namen eines Gutes. Daß er von der allgemeinen Noth sich bereichert, daß sein Haus auf dem Untergange

gange von mehr als fünf hundert Familen erbauet ist: was hindert das? er ist ein ehrlicher Mann, weil er reich ist, und lebet.

Eine junge und schöne Frau weist mehr, als anständig ist, alle Schönheit, die sie von der Natur empfangen; sie erhebt solche noch durch alle Zierrathen eines netten Ausputzes, durch Bänder, Schmincke und Schönpflästerchen: Allein sie ist zu Fuße, und hat keinen Bedienten, der ihr folget; Es ist ein ehrvergessenes Weib, und man weist mit Fingern auf sie.

Zween Schritte von ihr sehet ihr eine andere Frau in demselben Aufputze; sie fährt aber in einer Staatskutsche von sechs stolzen Hengsten gezogen; und also ist sie eine ehrwürdige Frau, eine Frau vom ersten Range.

Alle solche **ehrliche Leute** zusammen sind nicht so viel werth, als ein **tugendhafter Mann**: Jene haben ihren Titel nur ihrem Glücke, ihrem Reichthume, ihren Gönnern zu danken. Man nehme ihnen diese zerbrechliche Stütze, so wird ihre Ehre, die darauf ruhet, eben so zu Schanden werden, als ihr Glück. In der französischen Sprache bedeutet derselbige Ausdruck einen unglücklichen Mann, und einen Mann ohne Ehre: Beyde nennet man **unglücklich**; (malheureux) und in der That, wenn man die Ehre nach dem üblichen Verstande nimmt,

nimmt, wo bleibt die Ehre unsrer ehrlichen Leute, wenn der Glanz ihrer Größe davon ist?

Der tugendhafte Mann hingegen hat seinen Titel bloß von den guten Sitten; und dieß ist ein wesentlicher und dauerhafter Titel, den kein Unglück rauben kann, sondern dem solches vielmehr einen neuen Glanz beyleget. Der assyrische Minister, der Feind der jüdischen Nation, verlohr seine Ehre mit dem Leben. Den Fouquet aber ehre ich in seinem Unglücke, und den Saint Louis in seinen Banden.

Was sind aber die guten Sitten? Sie sind dasjenige Betragen, diejenige Aufführung, welche nach der Kenntniß und Liebe der Tugend eingerichtet ist. Ich sage Kenntniß und Liebe; denn ohne die Tugend zu kennen, hat man nur die Sitten des Pöbels, und ohne sie zu lieben, hat man keine andere, als die Sitten der Grossen; das heißt so viel, man hat gar keine. Man muß die Tugend kennen, um sie zu lieben; und liebt man sie, so wird man sie unfehlbar ausüben.

Ihr müsset aber, um euch einen Begriff von der Tugend zu machen, solchen nicht nach dem Muster des Cleobulus oder des Philemon, oder eines andern, den ihr etwa für tugendhaft haltet, formiren. Die Exempel sind eine gefährliche Regel, welche gemeiniglich diejenigen

auf Abwege leitet, die ihr blindlings folgen. Es geht mit den Exempeln so, wie mit einem Rathe, der uns gegeben wird; will man sich solche zu Nutze machen, so muß man Einsicht genug haben, um ihren rechten Werth schätzen zu können. Böse Exempel schaden, weil sie zum Bösen verführen; gute Exempel aber schaden auch zuweilen, indem sie der Ausübung des Guten gewisse Gränzen setzen. Denn wenn diejenigen, denen ihr nachahmen wollet, nicht in allen Arten der Tugend Muster seyn können, (wo aber findet man solche?) so werdet ihr, indem ihr ihnen folget, und selbst, wenn ihr sie so gar übertrefft, dennoch unfehlbar in der Unvollkommenheit und Mittelmäßigkeit bleiben. Und eben deswegen hat ohne Zweifel der Gesetzgeber der Christen nicht gesagt: Ahmet diesem Apostel, diesem Geistlichen, diesem Könige, diesem Hausvater nach; sondern: Seyd vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Durch die Nachahmung gelanget man nimmer zum Großen und Vollkommenen, wenn nicht das Muster, das man sich vorsetzet, unnachahmlich ist.

Theophilus ist fromm, er seufzet nur nach dem Himmel, und hat keine andere Begierde, als nach Gott: Allein der Widerwille, den er gegen alle irdische Dinge hat, erstrecket sich auch auf alle Menschen, welche die Erde bewohnen; nur einen kleinen Haufen von Auserwählten ausgenom-

genommen, die ihn besuchen, und die er erbauet; die übrigen sind in seinen Augen unheilig und weltlich gesinnet, Leute, die Gott hasset, und die er folglich zu hassen schuldig ist. Ihr würdet glauben, ein Heiliger zu seyn, indem ihr dem Theophilus nachahmet: Weit gefehlet, ihr wäret nichts, als ein harter, stolzer und widerwilliger Mensch, aller Neigung, Nachsicht und Mitleidens unfähig, ein böser Vater, ein böser Mann, und was das schlimmste ist, ihr würdet eure Fehler nimmer bessern wollen, weil ihr sie für Tugenden halten würdet.

Cleanthes ist ein Mann von Ehren, und eben so wenig vermögend, eine Niederträchtigkeit zu begehen, als ein Laster. Allein er ist ungestüm und strenge; immer voll Verdruß und Widerwillen gegen das menschliche Geschlecht, immer fertig, das Böse zu glauben; das Gute glaubt er kaum, wenn er es mit Augen sieht, und ärgert sich mehr über das Wohlergehen der Gottlosen, als über ihre Laster. Wollt ihr dem Cleanthes gleichen, so werdet ihr ein widerlicher und ungeselliger Mensch seyn; ihr werdet, als ein unnützer Freund der Tugend, machen, daß man sie mehr scheuet, als liebet; und man wird glauben, daß ihr nicht anders tugendhaft seyd, als aus Widerspenstigkeit.

Danus ist von ganz andrer Art. Er ist Freund von der ganzen Welt; er hat nimmer einem

einem Menschen widersprochen; er ist von allen Meynungen, wenn sie sich auch noch so sehr entgegen sind; er würde der Herold der Tugend seyn, wenn er mit niemand, als mit tugendhaften Leuten, umgienge; er wird nimmer das Herz haben, gottlos zu seyn, nimmer aber wird er auch vermögend seyn, diejenigen zu tadeln, die gottlos sind. Ich hoffe, ihr werdet den Danus nicht zu eurem Muster nehmen. Denn indem ihr ihm gleichet, wäret ihr nichts anders, als ein abgeschmackter Höfling, ein schwacher Geist, ein zweydeutiges Herz; ein Mensch, der bey Lasterhaften sich schämen wird, ein ehrlicher Mann zu seyn, und der erröthen würde, in Gegenwart ehrlicher Leute lasterhaft zu seyn.

Ihr jungen Schönheiten, die ihr wegen eurer Unerfahrenheit, und wegen eurer frühzeitigen Neigung zur Zärtlichkeit, bey eurem Eintritte in die Welt, der größten Gefahr unterworfen seyd, euch preist man die Themire, als ein wunderwürdiges Muster der Keuschheit, an. Ich will diese nicht eben in Zweifel ziehen, sondern ich glaube, daß es gewiß keusche Weiber giebt. Despreaux hat deren drey gezählet, und wenn auch zwey Drittel davon wegfallen, so mag Themire dieser einzige Phönix seyn. Allein folget ihr in nichts, als bloß in diesem Stücke. Sie glaubet, daß die Keuschheit ihr statt aller andern Tugenden gelte, und daß, wenn

man so viel thut, daß man seinem Manne getreu ist, es hernach gar wohl erlaubt sey, murrisch zu seyn, im Hause zu poltern, die Kinder zu tyrannisiren, das Gesinde zu mishandeln, zu spotten, zu verleumden und im Spiele zu betriegen. Ahmet ihr diesem Muster nach, so seyd ihr freylich ehrliche Weiber; allein werdet ihr deswegen tugendhafte Frauen seyn? Wo jemand ist, der über der Themire Tugend zufrieden zu seyn Ursache hat, so ist es ihr Mann. Wie theuer aber muß er nicht diese Tugend bezahlen.

Ihr werdet bey allen Gelegenheiten dergleichen in die Augen fallende Exempel finden, die beym ersten Anblicke rühren; ein einzelner Zug der Tugend gewinnet euch und nimmt euch ein. Das ist ein tugendhafter Mann, saget ihr. Keinesweges: Man ist deswegen nicht tugendhaft, weil man eine Tugend übet. Man muß sie alle mit einander üben. Der Tartar ist voller halben Tugenden, und wenn ihr nicht den wahren Probierstein habet, um das ächte Gold vom falschen zu unterscheiden, so seyd ihr selbst in Gefahr, die Anzahl zu vergrößern. Dieser Probierstein aber ist die Kenntniß der Tugend.

Was ist aber die Tugend? Sie ist eine getreue und beständige Geflissenheit, diejenigen Pflichten auszuüben, welche uns die Vernunft

vor-

vorschreibt. Und was ist die Vernunft? Sie ist ein Theil der göttlichen Weisheit, womit der Schöpfer unsre Seele begabet, um uns unsre Pflichten bekannt zu machen.

Ihr werdet vielleicht auch noch fragen, welches diese Pflichten sind, woher sie kommen, und welches das Gesetz sey, das uns solche vorschreibt?

Ich antworte darauf, daß dieses Gesetz der unveränderliche Wille Gottes sey, dem wir uns gemäß zu bezeigen durch die gesunde Vernunft angetrieben werden; und eben in dieser Uebereinstimmung besteht die Tugend. Alle Gesetze, welche in der Zeit angefangen haben, und auch aufhören können, gültig zu seyn, sind nicht dasjenige Gesetz, das die Tugend bestimmet. Der Schöpfer hat die Menschen nicht in ein Joch gespannet, das er ihnen von neuem aufleget, sondern er hatte sie gewiß geschaffen, um tugendhaft zu seyn.

Souveraine Herren können Gesetze geben und sie wieder abstellen; allein Tugenden machen und sie wieder absetzen, das können sie nicht. Und wie wollten sie es können, da es Gott selbst nicht kann? Denn die Tugend ist eben so unveränderlich in ihrem Wesen, als der göttliche Wille, der ihr das Wesen giebt.

Die Gesetze eines Fürsten legen den Unterthanen auf, gewisse Schatzungen, gewisse Steuren zu entrichten; sie verbiethen ihnen, gewisse Waaren aus dem Lande zu verfahren, oder gewisse fremde Sachen ins Land zu bringen. Die Beflissenheit, diesen Gesetzen getreulich nachzuleben, machet gehorsame Unterthanen, sie machet aber keine tugendhafte Menschen.

Wollte man wohl im Ernste sich rühmen, deswegen eine Tugend mehr zu besitzen, weil man nimmer einigen Handel mit gemalter Leinwand getrieben? Oder, wenn es dem Fürsten gefällt, dergleichen Gesetze wieder abzustellen, wie er solches thun kann, würde man wohl behaupten, daß er Tugenden abschaffet?

Eben so verhält es sich mit allen positiven Gesetzen; alle haben einen Anfang, und alle leiden Ausnahme, Nachlassungen und eine gäntzliche Abstellung. Das einzige Gesetz, welches des Schöpfers Hand in unsere Herzen eingegraben, ist für alle Menschen und zu allen Zeiten ein unwandelbares und unnachläßliches Gesetz.

„Allein, saget ihr, das menschliche Herz ist „ein wahrer Euripus, der beständig durch die „Ebbe und Fluth von tausend ungestümen „Leidenschaften bestürmet wird, die bisweilen „ver-

„vereiniget, und zuweilen einander entgegen „sind. In ein solches Herz Gesetze einzugraben ist eben so viel, als sie nicht einmal auf „leichten Sand, sondern in bewegliches und „unruhiges Wasser schreiben. Was für Augen „sind scharfsichtig genug, um diese geweihte „Schrif zu lesen?„

Das sind rednerische Aussprüche: Wer diese Schrift nicht liest, dem fehlet es nicht an der Schärfe des Gesichts, um sie zu unterscheiden, sondern es kömmt nur daher, daß er nicht darnach sieht; und scheint sie ja zuweilen ausgelöscht, so sind das doch nur flüchtige Augenblicke, die gleich vorbey sind.

Das Herz gleicht einer Insul, die in zween Theile getheilet ist. Der eine Theil raget etwas über dem Wasser hervor, der andere aber ist das Wasser selbst, das die Insel umgiebt. Der erste hat eine glatte, harte und weiße Oberfläche, gleich einer Tafel von dem schönsten Marmor aus Parus. Auf dieser Fläche sind die heiligen Gebothe des natürlichen Gesetzes eingegraben. Bey dieser Schrift sieht man ein Kind in einer ehrerbiethigen Stellung, welches die Augen beständig darauf hat, und sie mit lauter Stimme abliest. Dieses ist der Genius der Insul, und man nennet ihn: Liebe zur Tugend. Das Wasser, das die Insel umgiebt, ist in der That häufigen

Ebb- und Fluthen unterworfen: der gelindeste Westwind bringt es in Bewegung; man sieht es ungestüm werden, brausen und anschwellen. Alsdenn tritt es über die Schrift; man sieht solche nicht mehr, und höret den Genius nicht mehr lesen. Bald darauf aber entsteht aus dem Sturme eine sanfte Stille, die Fläche der Insel kömmt wieder weißer, wie vorher, aus dem Wasser hervor, und der Genius verrichtet sein Amt wieder.

So lange man für wahr annimmt, daß die Menschen schuldig sind, das Gesetz der Natur zu erfüllen; so muß man auch voraus setzen, daß sie es kennen. Was würdet ihr von einem so unbilligen Fürsten sagen, welcher verlangte, daß man seinen Willen thue, ohne sich die Mühe zu geben, ihn bekannt zu machen? Die allerunumschränktesten Monarchen treiben ihren Eigensinn nicht so weit. Giebt es denn zweyerley Gerechtigkeiten, die eine für Gott, und die andere für die Menschen? Oder ist Gott, der zärtlichste und liebreichste Vater, weniger billig, als ein Tyrann?

„Ja, saget ihr, es geschieht aus Gerechtig„keit, daß Gott die Menschen in der Finsterniß „und Blindheit läßt. Ihre Laster und Ver„brechen haben das Licht der Natur in ihren „Seelen ausgelöschet. Sie haben ihre Unwis„senheit sich selbst zu danken.„

Ich

Ich gebe es zu. Lasset sie, so viel ihr wollet, diese eingebildete Blindheit verdienet haben, wenigstens ist, nachdem dieses geschehen, die Ausübung ihrer Pflichten ihnen eine Unmöglichkeit geworden. Inzwischen höret ihre Schuldigkeit nicht auf, und das große Wesen, das noch fortfährt, solche Pflichten von ihnen zu fodern, von welchen sie nicht wissen, daß sie dazu verbunden sind, ist unendlich gütig und gerecht. Ich habe z. E. meinen Diener ausgeschickt, um ein Gewerbe auszurichten; anstatt aber solches zu besorgen, machet er sich mit Schaukeln lustig, und zerbricht darüber ein Bein. Er hat unrecht gethan, und ich kann mit Recht ihn dafür strafen. Wofern ich ihn aber zu neuen Gewerben ausschicken wollte, bevor sein Bein wieder geheilet wäre, was würde man mir wohl für eine Benennung beylegen?

Allein, ich beruffe mich auf euch selbst, ihr, die ihr euch bemühet, die Menschen von der gänzlichen Unwissenheit des natürlichen Rechts zu überzeugen. Ihr habet ohne Zweifel mehr als einmal gegen einen oder andern Artikel dieses Gesetzes gesündiget, und eurem Verbrechen ist eine gewisse Reue gefolget, das werdet ihr nicht leugnen; also schließe ich daher gegen euch, daß ihr es kennet.

Wenn auch alle Menschen gottlos wären, so würde ich dennoch deswegen nicht weniger ver-

sichert bleiben, daß sie die Tugend kennen, so lange noch Heuchler unter ihnen sind. Denn eben diese, ob sie gleich selbst gottlos sind, zeugen für das göttliche Gesetz, welches sie übertreten, indem sie sich stellen, als wenn sie ihm nachleben.

„Das Gesetz, saget Cicero, im zweyten Buche von den Gesetzen, ist keine Erfindung des „menschlichen Verstandes, noch eine willkühr„liche Ordnung, welche die Völker errichtet, „sondern die Vorschrift der ewigen Vernunft, „welche die ganze Welt regieret. Die Ge„waltthätigkeit des Tarquinius gegen die Lu„cretia war deswegen nicht weniger ein Ver„brechen, weil damals noch kein geschriebenes „Gesetz gegen dergleichen Frevelthaten zu Rom „war. Tarquinius sündigte gegen das ewige „Gesetz, das zu allen Zeiten ein Gesetz war, „und nicht bloß ein Gesetz wurde, nachdem es „schriftlich abgefasset worden. Sein Ursprung „ist so alt, als der Geist Gottes; denn das „wahre, älteste und vornehmste Gesetz ist die al„lerhöchste Vernunft des großen Jupiters *,„ und anderswo saget er: „Dieses Gesetz ist all„gemein, ewig, und unwandelbar: es verändert „sich nicht nach Gelegenheit des Ortes und der „Zeit; es ist heute nicht von dem unterschieden, „was es vordem gewesen. Dieser unsterbliche „Gesetz

* Fragm. de Rep. in Opp. Lactantii L. VI. Cap. 8.

„Gesetz ist für alle Völker, weil es nur ein einziger Gott ist, der es gemacht, und gegeben hat.„

Es sey uns also ein unwidersprechlicher Satz, daß die Tugend sich in unsern Seelen geschrieben findet. Die Gewalt der Leidenschaften verbirgt uns diese Schrift zwar in der That zuweilen; das habe ich zugestanden; nimmermehr aber werden sie solche ganz auslöschen, denn sie ist unauslöschlich.

Es findet sich noch eine andere Hinderniß, die uns zuweilen verwehret, sie zu erkennen, und wovor wir uns weniger in Acht nehmen. Dieß ist die Menge geringerer Gesetze, deren Kenntniß man mit der Muttermilch eingesogen; die man zu verehren gewohnet ist, und denen man in seinem Herzen eben den Rang giebt, den das erste Gesetz darinn hat, welches unsere wesentliche Pflichten bestimmet.

Die Gesetze können von unterschiedener Gattung seyn. Sie dienen entweder, das Reich der Tugend aufzurichten, oder sie sind ihr gleichgültig, oder sie sind ihr ganz entgegen.

Zur ersten Classe gehören die, wovon ich rede, die angebohrnen Gesetze, die Gesetze, die von allen Menschen gekannt werden, und fast in allen Religionen der Welt aufgenommen sind. Diese

verehret von ganzer Seele; eure Tugend kann nicht anders, als dabey gewinnen.

In die zweyte Classe gehören z. E. die, welche in den unterschiedenen Religionen die Form des äußerlichen Gottesdienstes bestimmen; und diese schaden gemeiniglich der Tugend nicht, wenn sie auch gleich nichts zu ihrem Fortgange beytragen. Allein, man kann sie misbrauchen, und man misbrauchet sie ganz gewiß, wenn man in solchen Fällen, da sie mit den Gesetzen der ersten Classe streitig sind, ihnen den Vorzug giebt. Das natürliche Gesetz ist das älteste, bey dem alle neuere Religionen als jungeres Geschwister nachstehen müssen. Aus der Unwissenheit dieses Satzes entstehen bey uns die scheinheiligen Heuchler, und die abergläubischen Geister.

Orgon hatte zu seiner einzigen Gesellschaft seine Tochter Philothea bey sich. Eines Tages fiel er in Ohnmacht, und sie gab ihm einige Arzeney ein, die keine Wirkung thate. Inzwischen war es Zeit, zur Kirche zu gehen. Philothea empfiehlet ihren Vater Gott und ihrer Magd, nimmt ihre Kappe und ihr Gebethbuch, und läuft zur Kirche. Der Gottesdienst währte lange; es war eine Bethstunde der Brüderschaft; Orgon stirbt ohne Hülfe, und ohne daß man einmal seines letzten Abschiedes gewahr ward. Hätte man ihn ins Bette gebracht, und ihn erwärmet, so war sein Zufall nichts. Orgon würde

noch

noch leben, wenn seine Tochter die Bethstunde versäumet hätte. Philothea aber hatte sich eingebildet, daß der Klang der Glocke Gottes Stimme sey, die ihr rief, und daß es eine großmüthige That wäre, den Ruf des Himmels der Stimme des Geblütes vorzuziehen. So bald war sie nicht zu Hause, so opferte sie das Leben ihres Vaters großmüthig ihrem Gott, und sie hält ihre Andacht für desto verdienstlicher, je mehr sie ihr gekostet hat.

Lais hat die Zeit ihres Lebens ihre Reizungen an die Meistbiethende verschwendet; sie ist auch noch frisch genug, um sich neue Buhler zu erwerben, und ihr könnet versichert seyn, daß sie nicht ermangeln wird, sich ihre Vorzüge zu Nutze zu machen. Ihre Lebensart erreget ihr bisweilen Gewissensbisse, und sie ist auch in der That gewillet, mit der Zeit sich ehrlich heraus zu ziehen: bis dahin aber läßt sie, zur Beruhigung ihres Gewissens, alle Sonnabend eine Messe zu Unserer lieben Frauen lesen.

Nichts aber verdunkelt die Begriffe der Tugend, welche die Natur, indem sie uns gebildet, in unsere Herzen gesenket hat, mehr, als die falschen Lehren und Staatsgesetze, die der Lauterkeit des natürlichen Gesetzes entgegen sind. Diese Gesetze hat man bey seiner Geburt schon gänzlich errichtet gefunden; sie sind durch das ehrwürdige Siegel der Religion, und durch die souve-

raine

raine Gewalt bekräftiget: wie kann man also argwohnen, daß dasjenige ein Laster sey, was sie befehlen, und daß die Tugend durch sie verbothen wird?

Ein junger Spartaner, der einen Raub glücklich begangen, ohne darüber betroffen zu werden, hielt sich deswegen nicht strafwürdig, sondern hatte vielmehr darum eine desto größere Meynung von sich. Hatte er von einer verheiratheten Frauen Gunstbezeugungen genossen; das war eine erlaubte Artigkeit, welche durch die Sitten des Landes, und durch das Exempel des Jupiters gerechtfertiget war.

Wie viele, und zwar selbst gesittete, Völker haben, der Religion zu gefallen, die Grausamkeit so weit getrieben, daß sie der Gottheit so gar Menschen aufgeopfert? Ja, würde nicht der Schwärmgeist im Zügel gehalten, so würde Gott, der Gott der Christen selbst, seine Altäre alle Tage vom Blute solcher Schlachtopfer rauchen sehen. Möchte er nur die abscheulichen Opfer von dieser Art vergessen, die ihm unsere Väter gebracht haben!

So lange noch das Laster als ein Eingriff in die politische Verfassung eines Staates angesehen wird, so ist es so gefährlich nicht, und der Verbrecher hält sich nicht leicht für unschuldig. Hat es aber durch ein Gesetz, oder durch eine

überall

überall eingeführte Gewohnheit, einiges Gewicht erhalten, alsdenn greift er das Herz an, und zwar bey dem wichtigsten Orte, und begnüget sich nicht, den Menschen die Unschuld zu nehmen, sondern, welches tausendmal schlimmer ist, machet sie unempfindlich für die Reue.

Einige Nachfolger an sich zu ziehen, das ist nur ein schlechter Vortheil für das Laster; allein die Tugend zu verdrängen, und ihren Namen zu misbrauchen, das ist für dasselbe ein vollkommener Sieg.

Wo bleibt alsdenn, werdet ihr sagen, die angebohrne Kenntniß der Tugend, wenn sie unter den Siegeszeichen des Lasters vergraben liegt? Sie ist alsdenn eben das, was die Sonne hinter einer Wolke ist. Sie scheint noch helle genug, um diejenigen zu erleuchten, die gesunde Augen haben. Die verderbte Sittenlehre redet den Lasterhaften das Wort; ein redliches Herz aber wird dadurch nicht verführet werden, und mancher, der sich blindlings durch den Strom wegreissen ließ, wird durch den Abgrund, worinn er im Begriffe war, sich hinein zu stürtzen, erschrecket werden, wenn eine Stille seiner Leidenschaften ihm nur einen Augenblick die Stimme innerlich hören läßt, welche ihn zurück ruft.

Ich zweifle gar nicht, daß es zu Lacedämon Leute gegeben habe, die sich des Stehlens enthalten, und ich bin versichert, daß zu Rom, wo man den unzüchtigen Jupiter, so wie zu Sparta, anbethete, der Ehebruch für ein Laster gehalten worden.

Ein rechtschaffener Mann und ein Gottloser, ein Kluger mehr noch als ein Thor, schicken sich in die Gewohnheiten der Zeit, so lange die Tugend nicht darunter leidet: Ein Mann ohne Tugend aber sieht nicht ungern, wenn sie von ihrem Ansehen verliert.

Irene war von vornehmen aber unglücklichen Aeltern gezeuget. Das erste Schicksal ihrer Kindheit war, daß sie in ein Kloster verbannet wurde, und da wurde der Saame der Tugend, den sie in ihrem Herzen hatte, durch geschickte Hände gepflogen, und wuchs und trug Frucht von Tage zu Tage. Wie der Regierer aller menschlichen Dinge sie durch die Gründe der Weisheit gegen die Verführung der Exempel, der Hoheit und der Lüste genug bewährt hielt; so erhub ein unerwarteter Wink seiner Vorsehung sie zu einem weit höhern Stande, als der Stand ihrer Aeltern gewesen war, und stellte sie auf die erhabenste und prächtigste Schaubühne der Welt; welch eine gefährliche Klippe für eine wenig gesetzte Tugend! Irene hingegen bleibt ein unbeweglicher Fels.

Von

Von Schmeichlern umgeben, ist sie nicht weniger demüthig; mitten in dem größten Getümmel lebt sie eingezogen; in einer Luft, die von Freygeisterey angesteckt ist, bleibt ihre Gottseligkeit ungeschwächt; in dem prächtigsten Aufputze der reichsten Kleidungen behält sie die Sittsamkeit auf ihrer Stirne; um ihr herum herrschen Verstellung, Meyneid und Verrätherey, auf ihren Lippen aber haben Wahrheit, Aufrichtigkeit und Redlichkeit ihren Sitz.

Es bleibt also wahr, daß der Strom der Exempel keine Macht an ein Herz gewinnt, das durch Ueberzeugung tugendhaft ist.

Man setze aber die junge Cloe an ihre Stelle. Die Frechheit, die um ihr regieret, wird sie nicht scheu machen, sondern vielmehr ihren Absichten zu Hülfe kommen; man beträgt sich so, wie sie selbst gewillet ist, sich zu betragen. Mehrere Behutsamkeit würde ihr zur Last seyn. Kennet ihr die Cloe von Grund aus, so werdet ihr nicht fürchten, daß sie durchs Exempel verdorben werde; ihre ungezähmte Neigung zur Wollust war den Wirkungen der Exempel zuvor gekommen, und ihre Erziehung hatte diese Neigung vermehrt.

Man schreibe bloß der Gewaltsamkeit unsrer Leidenschaften unsere Unwissenheit in Ansehung unsrer Pflichten, und die Verderbniß unsrer

Sitten

Sitten zu; man lasse deren betäubendes Geschrey nur für einige Augenblicke schweigen, so wird die Stimme der Vernunft sich bald hören lassen. Lasset uns ihrer liebreichen Einladung folgen; sie verlanget nichts, als unsere Einwilligung, um uns glücklich zu machen.

Wohlan denn, sie rede! Was fodert sie von uns? Was sollen wir thun?

Gott lieben, uns selbst lieben, unsern Nächsten lieben. Hierinn bestehen alle unsre Pflichten. Aus der ersten von dieser dreyfachen Liebe entsteht die Gottseligkeit, aus der zweyten die Weisheit, und die dritte erzeuget die gesellschaftlichen Tugenden.

Die Sitten.

Erster Theil.

Von der Gottseligkeit.

Ob sie in die Philosophie gehöre? Definition des Wortes Philosophie. Existens und Eigenschaften der Gottheit. Falsche Begriffe von der Gottheit. Eintheilung dieses ersten Theils.

Man bildet sich vielleicht ein, daß es der Philosophie nicht zukomme, Lehren von der **Gottseligkeit** zu geben, und ich halte solches denenjenigen zu gute, welche diese Tugend in der Ausübung eines oder des andern äusserlichen Gottesdienstes suchen. Wofern man aber mit mir einig ist, sie als eine natürliche Empfindung von Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott anzusehen; so weiß ich nicht, warum der Philosophe nicht auch berechtiget seyn solte, davon zu reden? Alles, was nicht über die Sphäre der Vernunft und der natürlichen Einsicht gehet, gehöret in sein Gebiete.

Es giebet viele Leute in der Welt, die sich für den Namen **Philosophe** fürchten, weil so wenig sind welche die wahre Bedeutung dieses Wortes verstehen.

Bey den Griechen und Lateinern, insonderheit bey den erstern, waren die Philosophen in ganz gutem Ansehen, und sie wurden wegen ihrer scharfen Einsicht, und des weiten Umfanges ihrer Erkenntnissen, für ehrwürdige Leute gehalten.

Bey uns giebt diese Benennung nicht mehr denselben Begriff. In der Schulsprache heissen Philosophen solche Leute, welche einen Rock mit weiten Ermeln und einer hohe Mütze tragen, und welche die Jugend in der Kunst unterrichten, die Vernunft durch Geschwätze zu verdunkeln, blossen Sätzen den Schein einer offenbaren Gewißheit zu geben, und die kläresten Beweise in blosse Aufgaben zu verkehren.

Dieses sind nicht die Philosophen, vor welchen man sich fürchtet; man siehet sie als Leute an, die von keiner Bedeutung sind, und nimmt sich die Mühe nicht, von ihnen viel zu sprechen.

Dahingegen giebt es deren von einer ganz andern Art, welche weder lange Röcke noch Mützen tragen, und die zuverläßigen Wahrheiten treulich glauben, so wie sie an denenjenigen zweifeln, die es nicht sind.

Fraget den Pöbel, was dieses für eine Gattung von Philosophen sey? Er wird euch antworten: Es sind Phantasten, die alle unsere Handlungen richten und durchziehen, die drey Viertheile von unsern Meynungen für Vorurtheile ausgeben, die weder Gespenster noch Hexen, und vielleicht selbst nicht einmal an Gott, glauben.

Allein man thue dieselbige Frage an einen vernünftigen Menschen. Ein Philosophe, wird er antworten, ist ein Mensch, der untersuchet, bevor er glaubet; der überleget, bevor er etwas thut, und der also, wenn er entschlossen ist, nicht anders, als fest in seinem Glauben und beständig in seinen Handlungen seyn kann.

In Leuten von dieser Art findet sich, ohne Zweifel, die wahre und gründliche Gottseligkeit. Wer aber kann solche besser beschreiben, als derjenige, der sie in seinem Herzen hat? Und so sind auch in philosophischen Köpfen diejenigen Begriffe von der Gottseligkeit entstanden, welche ich meinen Lesern vor Augen legen werde.

Daß ein Gott sey, das halte ich für eine Wahrheit, welche durch weitläuftige Schlüsse nur dunkler würde gemacht werden, und überhaupt kömmt die Frage davon nicht weiter, als in Schulen vor. Desto schlimmer für die, so daran zweifeln, wo es deren giebt: Dieser Zweifel selbst ist ein Beweis, daß es in ihrem Kopfe nicht richtig ist, und folglich alle Beweisthümer, welche man zu bringen sich die Mühe geben wollte, um sie zu überzeugen, schlechterdings vergebens und verlohren seyn würden.

Der Begriff von der Grösse der Vollkommenheiten Gottes ist nicht weniger allgemein und einförmig in aller Herzen, als der von seiner Existenz. Man weis, daß er alle löbliche Eigenschaften eines verständigen Wesens, in einem unmäßlichen Umfange, besitzet, ohne daß dabey die geringste Unvollkommenheit Statt findet; daß seine Majestät, seine Weisheit, seine Güte, seine Gerechtigkeit keine Grenzen kennen, und seine Macht keine Schranken hat. Man weiß es, und gleichwol giebt es, dieser Begriffe ungeachtet, gefährliche Sophisten, die uns von Gott ein wunderliches Bild machen.

Der Gottlose, vermuthlich zu Davids Zeiten, sprach in seinem Herzen: Es ist kein Gott; gegen-

genwärtig aber hat er die Atheisterey aufgegeben. Er kennet eine Gottheit, aber ungefehr von der Art der Götter des Epikurs; eine mäßige und verächtliche Gottheit, die, um ihre Ruhe nicht zu stören, sich um unsere Unterwelt wenig bekümmert; die sich weder durch die Ungerechtigkeiten der Menschen beleidiget, noch durch ihre Anbetung geehret hält; die uns mit grosser Gleichgültigkeit auf dieser Erde eine vergängliche Rolle spielen lässet, welche durch unsere Vernichtigung sich enden wird. Die stolze Gottheit schätzet die vernünftige Creaturen mit dem Viehe überein, und hat weder Belohnungen für die Tugend, noch Strafen für die Laster. Wir sind in ihren Augen nichts weiter, als ein schlechtes Uhrwerk, dessen ganze Fähigkeit und Geschicklichkeit einzig und allein in einer glücklichen Zusammensetzung aller Theile bestehet; und, gleich den leichten Wasserblassen, die durch einen Platzregen auf einem Bache entstehen, erscheinen wir nur auf dieser Welt einen Augenblick, um den darauf folgenden Augenblick wieder zu verschwinden.

Eine solche Gottheit ist in der That für diejenigen sehr bequem, welche die Ausübung guter Sitten für ein beschwerliches Joch halten. Sie ärgert sich weder an ihren Lastern, noch an ihrer Gottlosigkeit; und da sie ihnen nichts verspricht, so hat sie auch nichts von ihnen zu fordern.

Ein solcher Gott ist nicht mein Gott. Der meinige hat die ganze Welt erschaffen; er hat mich aus Nichts hervorgezogen; alle die Vortheile, deren ich am Leibe, am Geiste und am Gemüthe geniesse,

kommen

kommen von ihm. Er wachet für meine Erhaltung, und wird für meine glückseligkeit zu sorgen wissen. Für seine Güte bin ich ihm Liebe, für seine Wohlthaten Erkenntlichkeit, und gegen seine Majestät Demuth und Verehrung schuldig.

Das erste Capitel.

Von der Liebe, die man Gott schuldig ist.

Keine Liebe ohne Absicht. Ob Gott die Menschen liebe? Vergleichung zwischen der göttlichen und irdischen Liebe. Kennzeichen, welche beyde mit einander gemein haben. Blendwerk, das einen fälschlich glauben machet, man liebe Gott. Beweis, daß man Gott liebe, ist, wenn man thut, was er befiehlet, und nicht das, was er nicht fordert. Man kennet nicht recht, was Gott von uns verlanget, wenn man glaubet, daß man ihn nicht lieben könne, ohne sich selbst zu hassen. Die Wiederkehr zu Gott kann, wenn sie auch gleich durch den Widerwillen, den man etwa gegen die Welt gefasset, veranlasset worden, dennoch aufrichtig und dauerhaft seyn. Weg von dem Laster zur Tugend. Gott ist selbst die persönliche Tugend. Die Tugend lieben, ist Gott lieben.

Es giebt keine Liebe ohne Absichten. Derjenige, der geglaubet hat, man könne einen andern um sein selbst willen lieben, hat sich nicht recht auf das verstanden, was Neigungen heißt. Die Liebe entstehet nur aus dem übereinstimmenden Verhältniß zwoer Personen, deren eine zu des andern Wohl etwas beyzutragen vermögend ist. Der Quietiste mag seinen Gott selbst in dem Augenblicke lieben,

 da

da seine unerbittliche Gerechtigkeit ihn auf ewig den Flammen überliefert: Das heißt zu sehr über die göttliche Liebe geklügelt.

Alle Vollkommenheiten Gottes, von denen wir keinen Vortheil zu hoffen haben, können uns wohl zur Verwunderung und Ehrfurcht, nicht aber zur Liebe, reizen. Ich liebe Ihn nicht eben deswegen, weil er allmächtig ist, weil er groß ist, weil er weise ist; sondern weil er gütig ist, weil er mich selbst liebet, und mir davon alle Augenblicke Proben giebet. Liebte er mich nicht, was nützte mir seine Allmacht, seine Grösse, seine Weisheit? Alles würde ihm möglich seyn: er würde aber nichts für mich thun; seine allerhöchste Majestät würde zu nichts dienen, als mich desto verächtlicher in seinen Augen zu machen: er würde die Mittel wissen, mich glücklich zu machen; allein er würde sie nicht gebrauchen. Liebt er mich hingegen, so werden mir alle seine Eigenschaften unschätzbar. Seine Weisheit braucht die rechten Mittel zu meiner Glückseligkeit; seine Allmacht führet sie ohne Hindernisse aus; seine Majestät giebt seiner Liebe einen Wehrt, der unendlich ist.

„Allein, ist es recht gewiß, daß Gott die Menschen liebe?„

Die unzählbaren Wohlthaten, womit er sie überschüttet, leiden nicht, daß man daran zweifele. Dieser Beweis aber wird weiter unten seinen Platz finden. Hier wollen wir andere Gründe gebrauchen.

Zu fragen, ob Gott die Menschen liebe, ist eben so viel, als wenn man fraget, ob Gott gut sey;

und fragt man, ob er gut ist, so muß man auch fragen, ob er wirklich ist? Denn wie kann man sich einen Gott vorstellen, der nicht gut wäre? Und könnte er gut seyn, wenn er sein eigen Werk hassete, und seine Geschöpfe unglücklich zu machen suchte?

Ein guter Fürst liebet seine Unterthanen, ein guter Vater seine Kinder. Man liebet so gar einen Baum, den man selbst gepflanzet hat, ein Haus, das man selbst gebauet hat: und Gott solte können, die Menschen nicht lieben? Wer kann doch immer anders solchen Argwohn bey sich hegen, als diejenigen, die aus Gott ein eigensinniges und grausames Wesen machen, welches sich auf eine unbarmherzige Weise an dem Schicksal der Menschen erlustiget, welches sie, ehe sie einmal gebohren werden, zur Hölle verdammet, und etwa aus einer Million aufs höchste nur einen ausnimmt, der seine Wahl eben so wenig verdienet, als die andern ihr Verderben? Schändliche Gotteslästerer, die ihr nichts anders suchet, als es dahin zu bringen, daß ich Gott hassen soll, indem ihr lehret, daß er mich hasset!

„Er ist den Menschen nichts schuldig.„

Es ist wahr: allein er ist sich ihm selbst schuldig: Er kan nicht anders als gerecht und wohlthätig seyn: Seine Vollkommenheiten hangen nicht von seiner Wahl ab; er ist nothwendig, was er ist; er ist das vollkommenste aller Wesen, oder er ist nichts.

Ich erkenne aber auch noch, daß er mich liebet, durch die Liebe, die ich gegen ihn bey mir empfinde.

Diese Empfindung, das kostbarste seiner Geschenke, hat er mir deswegen ins Herze gepräget, weil er mich liebet. Seine Liebe ist der Grund der meinigen, so wie sie ihr Antrieb ist.

Ich bitte mir die Erlaubniß aus, hier diejenige Liebe abzumahlen, welche die Pietisten irdisch nennen, um von der Liebe Gottes einen Begrif zu machen. Die Vergleichung hat an sich nichts Unanständiges. Die Liebe ist nicht anders ein Laster, als in einem lasterhaften Herzen. Das Feuer, das eine so reine Substanz ist, bringet einen schädlichen und selbst gefährlichen Rauch hervor, wenn es verdorbene Materien angegriffen hat. So ist es mit der Liebe. Hält sie sich bey Lastern auf, so zeuget sie schändliche Begierden, so formiret sie strafbare Anschläge, und wird von nichts, als Verwirrung, Sorge und Unglück gefolget. Entstehet sie aber in einem reinen Herzen, und wird durch einen Gegenstand angezündet, dem es weder an Tugend noch an Schönheit fehlet, so ist nichts wider sie zu sagen; Gott wird im geringsten nicht durch sie beleidiget, sondern er billiget sie vielmehr. Er machet einen liebenswürdigen Gegenstand in keiner andern Absicht, als daß er geliebet werden soll. Ich wähle diese Art von Liebe zum Muster der göttlichen Liebe, weil sie von allen Neigungen diejenige ist, die das Herz mit der meisten Stärke und Lebhaftigkeit in Bewegung gesetzet.

Wie gehet es aber in einem recht verliebten Herzen zu? Es eilet mit Heftigkeit demjenigen Gegenstande entgegen, der es eingenommen hat; alle seine

ne Bewegungen gehen dahin, sich ihm zu nähern; alles, was es davon entfernet, ist ihm eine Marter; es fürchtet sich, ihm zu mißfallen; es erkundiget sich sorgfältig nach seinem Geschmacke und nach seinem Willen, um sich demselben gemäß zu bezeigen, und sich ihm zu unterwerfen; es findet Vergnügen ihn loben zu hören, es spricht mit Achtung von ihm, und alles, was ihm davon die Idee vorstellet, ist ihm angenehm. Man saget, daß die Mahlerey von der Liebe entstanden; vermuthlich hat sie auch die Verehrung der Reliquien zuwege gebracht; ein Haar von dem, was man liebet, ist ein kostbares Kleinod.

Man bilde sich nicht ein, daß die Liebe Gottes hievon sehr unterschieden sey. Es giebt nicht zweyerley Arten zu lieben. Man liebet seinen Gott eben so, wie man seine Geliebte liebet, und diese Neigungen sind eine von der andern nicht anders unterschieden, als durch den Unterschied des Gegenstandes und der Absichten. So wird ein gottesfürchtiger Mensch, der gegen seinen Gott die Empfindungen eines eifrigen Liebhabers verspüret, wünschen, ihn zu sehen, ihn zu besitzen, mit ihm vereiniget zu seyn; er beschäfftiget sich mit Freuden mit ihm, und spricht von ihm mit Ehrerbietung; er untersuchet sein Gesetze, unterhält sich davon, und thut darnach; dieß ist die Probe, so wol als die Wirkung seiner Liebe. Liebet ihr Gott, so werdet ihr thun, was er euch befiehlet; thut ihr solches, so liebet ihr ihn.

Cleon lebet in der Einsamkeit, er hat allen Umgang mit Menschen aufgehoben, er betet zu gewissen Stunden, kleidet sich in schlechtem Tuche, näh-

ret sich bloß von Gartengewächsen, isset wenig, geisselt sich öfters, und sieht kein Weibsbild.

Liebt Cleon Gott? Ich glaube es nicht. Ich finde bey ihm keine andere Tugenden, als die ein wunderlicher Eigensinn ausgedacht hat. Er thut viele Sachen, die ihm das göttliche Gesetze nicht auferleget hat, und unterlässet sehr viele, die es ihm vorgeschrieben.

Laßt Cleon wieder unter die Menschen zurückkehren, laßt ihn sie lieben, und nach seinem Vermögen dienen; laßt ihn seine Seele zu bessern suchen, statt daß er sich bemühet, seinen Cörper zu Schanden zu machen; laßt ihn mit Eifer, mehr, als mit Methode, beten; laßt ihn alles für erlaubt halten, was sein Gott ihm nicht verbietet; laßt ihn die Tugend durch sein Exempel predigen, und sie im Angesichte der Welt üben; alsdenn will ich viel leichter glauben, daß er Gott liebet.

Die Menschen haben noch nimmer die rechte Mittelstrasse treffen können; sie müssen immer auf der einen oder der andern Seite ausschweiffen. Der Stifter des Christenthums hatte zu seinen Jüngern gesagt, daß der Gott liebe, wer seine Gebote hält, und darauf glaubt man, daß man ihn noch mehr liebe, wenn man mehr thut, als er befiehlet.

Er will, daß man ihn anrufen, und verehren und ihm danken solle; sie glauben, die höchste Vollkommenheit bestehe darinn, wenn man sich aller übrigen Beschäfftigungen enthält. Daher kommen die vielen frommen Müßiggänger, die sich allen für den äusserlichen Gottesdienst gemacht zu seyn halten,

ten, und die im Grunde in der menschlichen Gesellschaft nichts weiter thun, als Unnützlichkeiten, oder Laster begehen.

Er tadelt die unmäßige Begierde nach Reichthum, und sie glauben daher, daß es eine Tugend sey, nichts zu haben. Daher kömmt der Schwarm so vieler beschwerlichen Bettler, die, als rechte Wespen, sich von dem Safte der arbeitsamen Bienen nähren.

Er verbietet Ehebruch, Nothzucht, und die Verführung des andern Geschlechts. Dieses Verbot bringet sie dahin, zu glauben, daß eine immerwährende Enthaltung sehr nach seinem Geschmacke sey. Sie haben den Ehestand nicht zum Laster machen können, aber, welches fast eben so viel ist, sie machen die Jungferschaft zur Tugend, und vergessen, daß ihr Meister einen Feigenbaum verfluchte, weil er einer Jungfer gleich war.

Er tadelt endlich ein weichliches und wollüstiges Leben. Was wirket diese Lehre bey ihnen? Sie gerathen in Wut, sie greifen zu Geisseln, Peitschen und spitzigen Pfriemen, sie wüten wider sich selbst, und zerfleischen sich auf die unbarmherzigste Weise, nicht anders, als dort die Baalspfaffen thaten, in Gegenwart des Elias. Was könntet ihr mehr thun, unglückliche und unsinnige Menschen, wenn ihr zu eurem Gott den feindseligen Geist gewählet hättet, den ihr Teufel nennet.

Ein Soldat hat von seinem Officier einen oder andern Befehl erhalten; es ist ihm eben so wenig erlaubet, dabey zu viel zu thun, als etwas zu unterlassen.

lassen. Er mag fehlen auf was für Weise er will, so kann sein Vergehen gleich gefährlich seyn, und er ist gleich strafbar.

Man kann nicht allein Gott lieben, ohne sich zu hassen, sondern es ist auch nicht wahr, daß man ihn liebet, wenn man sich hasset. Dürfen wir Meynungen hegen, die den seinigen entgegen sind? Er liebt uns, und also dürfen wir nicht hoffen, ihm zu gefallen, wenn wir uns hassen. Er befiehlet, wir sollen unsern Nächsten lieben wie uns selbst; saget dieß Gebot, daß wir uns hassen sollen?

Unterwerfet das Fleisch dem Geiste, aber vernichtet es nicht. Seyd keusch, aber fliehet nicht erlaubte Küsse. Hütet euch für der Geldbegierde, aber versäumet nicht, für eure Bedürfnisse zu sorgen. Erhebet fleißig euer Herz zu Gott, aber reichet auch die Hand dem Dürftigen, der euch bittet.

Das Vorurtheil, daß man nicht Gott lieben könne, ohne, nach den unschuldigsten Trieben der Natur zu widerstehen, ist so gemein geworden, daß man sichs nichl einfallen lässet, die Frömmigkeit eines Mannes zu rühmen, der täglich seine vier Mahlzeiten thut, der ohne Unterscheid Fleisch und Fisch isset, der sauber in Kleidungen ist, und auf Federn schläfet, der seine Frau zärtlich liebet, und Vergnügen findet, sie davon zu überzeugen; wenn er auch sonst noch so viele Tugenden besitzet, und noch so viele löbliche Handlungen verrichtet.

Man canonisiret zu Rom Päpste, Anachoreten, Ordensstifter, Todtengerippe ohne Namen, wenn man nichts bessers findet; nicht leicht aber wird man

man tugendhafte Hausväter canonisiren, wenn es nicht Könige gewesen, oder wenigstens Vorfahren von Königen.

Es giebet gewisse andächtige Seelen, die sich einbilden, daß, um Gott recht zu lieben, man sonst nichts lieben dürfe als Gott; daß er eifersichtig sey, und nicht leiden könne, daß ein Mann seine Frau liebe, oder ein Liebhaber seine Geliebte. Sie beschreiben ihn als einen phantastischen und wunderlichen Ehemann, der seiner Frau ein Laster daraus machte, wenn sie ihren Canarienvogel lieb hätte.

Durch das viele Klügeln über die Liebe Gottes ist man so weit kommen, daß man glaubet, es seyn keine andere, als ausserordentliche, Menschen einer so erhabenen Empfindung fähig. Man bildet sich ja nicht ein, daß ein Mensch von gemeiner Tugend so weit gelangen könne; und man würde bey den Christen es für eine Gotteslästerung halten, wenn einer glaubte, daß ein Türke Gott lieben könne.

Ariste war in seinem 30sten Jahre in der grossen Welt; er war der Mann in der Mode; man liebte ihn, man suchte ihn; er war bey allen Gastereyen, und war die beste Zierde davon. Gegenwärtig, da er sechszigjährig ist, hat sich sein Geschmack verändert: er zieht sich aus den Gesellschaften heraus; er gehet nirgends als zur Kirche, der längste Gottesdienst ist ihm der liebste; er betet beständig, und mit vielem Eifer; er bedauret die Zeit, da er durch die Ergetzlichkeiten hingerissen worden, und

sich

sich nicht beschäfftiget, Gott zu ehren und zu preisen. Das kömmt daher, saget man, daß sein Verstand anfängt, schwach zu werden, man pfleget mehrentheils in seinen Jahren andächtig zu werden, und zwar aus eben derselben Ursache. Ich würde dieß zugeben, wenn Ariste, zur Zeit seiner Veränderung, sonst einige Merkzeichen eines schwachen Geistes gegeben hätte. Wenn aber seine gesunde Vernunft nicht abgenommen, behaupte ich, daß in seinem Alter, da die Leidenschaften weniger heftig sind, seine Liebe zur Tugend dadurch um desto stärker geworden; die Liebe zur Tugend aber kann ohne Gottesfurcht nicht bestehen. Diese, seine Gottseligkeit, setze ich nicht eben in der Besuchung unserer Kirchen, (als Türke würde er in die Moskeen, als Protestant in die Predigten gehen, und wäre er von der Religion Hiobs, oder Enochs, so würde er ohne Unterscheid in allen Orten beten,) sondern ich bestimme solche in der Erhebung des Herzens zu Gott, und in allen denen Handlungen, die davon Beweisthümer sind. Dergleichen Handlungen aber verrichtet Ariste.

Wenn eine Frauensperson, die keine Liebhaber mehr hat, sich zur Gottesfurcht wendet, so sagt man, daß sie eine Heuchlerinn ist, die, statt Gott zu ehren, nur mit ihm scherzet. Allein, warum? Nachdem sie sich verlassen siehet, so kriegt sie einen Widerwillen gegen die Welt; inzwischen hat sie ein zärtliches Herze, und diese Zärtlichkeit will einen Gegenstand haben, und sie widmet solche dem Himmel. Sie höret dabey sagen, daß es edler sey, Gott zu lieben, als

die

die Geschöpfe: Dieser Gedanke schmeichelt ihrer Eitelkeit, und, überzeuget von der Nichtigkeit der Welt, liebet sie vielleicht Gott aus Eigenliebe.

Die Gelegenheit, wodurch ein Herz zur Tugend zurück gerufen wird, thut nichts zur Sache; genug, daß es sich mit Aufrichtigkeit an solche hänget.

Valeria hatte einen vornehmen Liebhaber; sein Rang schmeichelte ihrer Ehrbegierde. Allein der Ungetreue verliebt sich anderwerts. Kann sie, ohne sich etwas zu vergeben, sich zu einem geringern Verehrer herunter lassen? Nein! Ihr Stolz würde gar zu sehr darunter leiden. Ihr Entschluß ist bald gefasset. Sie entsaget allem verliebten Umgange. Diese Veränderung entstehet gleich anfangs aus nichts, als Verdruß. Allein was ist daran gelegen? Sie wird dadurch aus ihrer Unordnung herausgezogen. Sobald sie dem Abgrunde, dem sie nahe war, entgangen, so wird sie desto besser die Tiefe davon kennen lernen; und, da sie aus Zwang zur Tugend zurücke gekehret, so wird sie Geschmack darinn finden, und dabey beharren. Man höre nur noch heute auf, ein Laster zu begehen, so wird die Zeit uns unfehlbar dahin bringen, es zu verabscheuen.

Man gewöhnet sich ein garstiges Gesicht, ohne Widerwillen, zu sehen, wenn man es beständig vor Augen hat; siehet man es aber nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder, so findet man alle seine vorige Heßlichkeit wieder darinn. Das Laster gefällt nicht beym ersten Anblicke; das Auge muß sich dazu gewöhnen; man überlässet sich ihm mit Zittern; und so, wie ein furchtsamer Schwimmer, der die

Kälte

Kälte des Wassers fürchtet, zu Anfange nur den Fuß hinein setzet, hernach das Bein, die Knie, die Lende hinein zu stecken waget, und endlich sich ganz hinein wirft; so hat ein Treuloser, der seiner Pflicht vergisset, viele übele Streiche begangen, ehe er gänzlich zum Bösewicht wird.

Ist er so glücklich, daß er sich einmal dafür schämet, so muß er gerade den gegenseitigen Weg einschlagen, von dem, er ihn verführet: Er wird zu Anfange Mühe haben, darauf fortzukommen; er wird ihn hart und gähe finden, in Vergleich mit dem leichten Weg, worauf er zu seinem Verderben hinab eilete. Er muß aber sich nicht an seinen Widerwillen kehren, sondern fortfahren. Derjenige, der gegen seinen Willen gehet, kömmt deswegen doch aus der Stelle; und was einem weichlichen Menschen anfänglich eine Beschwerde ist, wird ihm eine angenehme Uebung, wenn er so weit gekommen, daß er seine Schwachheit überwunden. Seine Augen, die sodann aufgeklärt sind, werden das Laster, in seiner wahren Gestalt, erblicken, und man wird es gewiß verabscheuen, wenn man es siehet, so wie es ist. Es gewinnt uns nur durch die Larve, die es anlegt, da uns die Tugend hingegen einnimmt, wenn sie sich unverhüllet zeigt. Je besser man sie kennet, je mehr liebt man sie; man würde sich ihr zu Füssen werfen, man würde sie anbeten, wenn sie eine Person wäre, und sie würde es in den Augen desjenigen Sterblichen seyn, dem sich Gott sichtbar machte. Er ist das einzige Wesen, in dem sie in ihrer ganzen Schönheit ist: und ich zweifele, daß man

einen wahren Unterschied zwischen Gott und der Tugend wird angeben können. Ein neuer Beweis, daß die Tugend lieben, auch Gott lieben sey. Niemand wird hoffentlich in Zweifel ziehen, ob man die Tugend zu lieben habe; wie könnte man denn zweifeln, ob man Gott lieben müsse? Allein wir wollen nicht Beweis auf Beweis häufen. Die Wahrheiten, die sich empfinden lassen, haben nichts zur Ueberzeugung nöthig, als daß sie vorgestellet werden, und wir wollen zum Artikel der Erkenntlichkeit schreiten.

Das zweyte Capitel.

Von der Erkenntlichkeit, die man Gott schuldig ist.

Sie ist nothwendig mit der Liebe verbunden. Unterschiedene Vorstellungen, worunter man Gott zu betrachten hat, um sich zur Erkenntlichkeit zu ermuntern.

In dem Umgange mit den Menschen sind Liebe und Erkenntlichkeit zwo von einander unterschiedene Empfindungen: Man kann einen lieben, ohne von ihm Wohlthaten genossen zu haben; man kann Gutthaten von jemand empfangen, ohne ihn zu lieben, und man kann von seinen Gütigkeiten überschüttet werden, und ihn nicht lieben, ohne undankbar zu seyn.

Ganz anders verhält es sich in Ansehung Gottes. Unsere Erkenntlichkeit kann nicht ohne Liebe, noch unsere Liebe ohne Erkenntlichkeit, bestehen; weil

Gott zu gleicher Zeit ein liebenswürdiges und ein wohlthätiges Wesen ist. Ich habe erwiesen, daß er liebenswürdig sey, und es bleibt mir darzuthun übrig, wie wohlthätig er ist.

Ihr danket es eurer Mutter, daß sie euch zur Welt gebracht; eurem Vater, daß er für eure Bedürfnisse sorget; euren Lehrmeistern, daß sie eure Seele durch nützliche Kenntnisse verbessern; ihr danket euren Wohlthätern ihren großmüthigen Beystand, euren Freunden ihre Zuneigung und Ergebenheit; Gott aber ist allein wahrhaftig eure Mutter, euer Vater, euer Lehrmeister, euer Wohlthäter und euer Freund; und diejenigen, die ihr unter diesen Namen ehret, sind, eigentlich zu reden, nur die Werkzeuge seiner Güte gegen euch. Um euch davon zu überführen, so wollen wir ihn unter diesen unterschiedenen Gestalten betrachten.

§. 1.
Gott, verglichen mit einer Mutter.

Er ist es viel wahrhaftiger, durch die Schöpfung, als eine Frau, durch die Empfängniß und Geburt.

Sylvia ist mannbar: Es bietet sich ihr ein reicher, artiger, junger und wohlgemachter Freyer dar. Sylvia erröthet, und krieget Lust zu ihm; ihre kindische Schamhaftigkeit hält sie einige Zeit zurücke; endlich aber wird sie durch so viele Vorzüge überwunden, und ihr Temperament befördert ihren Entschluß. Einige lateinische Wörter machen sie zur Frau, und ihr Mann machte sie bald darauf zur Mutter. Was hat sie bis dahin für das Kind gethan, das

sie

sie zur Welt bringet? Gott hat alles gethan. Wie er den Grund zu Himmel und Erde legte, da hatte er schon Absicht auf dieses Kind, und ordnete schon damals die lange Kette der Begebenheiten bis zu seiner Geburt. Er thut mehr; er schuf es, indem er die Erde zubereitete, aus welcher er seinen ersten Vater bildete. Der Augenblick ist kommen, daß dieser Saame keimen soll; und es hat ihm gefallen, ihn in den Schooß der Sylvia zu legen. Er selbst hat Sorge getragen, ihn zu wärmen, und zu entwickeln.

Daß dieses Kind mit der Zeit seine Mutter ehre, das billige ich, und ermahne es dazu: Sie hat, wo nicht für ihn, dennoch durch ihn, und seinetwegen die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft und die Schmerzen der Geburt ausgestanden. Es muß aber seine Erkenntlichkeit höher hinauf lenken, und nicht denen abergläubischen Abgöttern nachahmen, welche die Erde sich alle Jahre mit Korn, Früchten und Wiesewachs decken sahen, und dieses blinde Werkzeug der Güte des höchsten Schöpfers anbeteten, ohne den mächtigen Arm zu preisen, der sie fruchtbar machet.

§. 2.

Gott, betrachtet als einen Vater.

Diesen Namen verdienet er mehr, als ein Mensch.

Gott ist auch der Vater aller Menschen, und zwar weit mehr, als ein Mensch es von seinen Kindern ist.

Wir wollen nicht von dem Antheile sprechen, den ein Vater an der Geburt seines Kindes hat; denn

ich sehe nicht, daß ihm dieserwegen einige Dankbarkeit gebühre. Er hatte keine andere Absicht, als seine Begierde zu befriedigen, und wenn man ihm für diese sogenannte Wohlthat verbunden seyn soll, so hat man ihm unfehlbar auch für die niedlichen Gerichte, die er sich auftragen lassen, für den Champanierwein, den er getrunken, für die Menuetten, die er getanzet, und, mit einem Worte, für alle die Ergetzlichkeiten, die er sich gemachet, Dank zu sagen.

Nicht bloß als Vater erhält ein Mensch einiges Recht über das Herz seines Sohnes, und er kann solches nicht anders verlangen, als in soferne er die Pflichten erfüllet, welche die Natur mit diesem Namen verbindet.

Was haben ihrem Vater diejenigen unglücklichen Kinder für Verbindlichkeit, die er als ein Tyrann, unbarmherziger Weise, in ein Kloster verbannet, um das älteste desto reicher zu machen?

Was für süsse Empfindungen können in dem Herzen der Kinder die Heftigkeiten eines hitzigen Vaters erregen, welcher sie nicht anders als voller Wut anblicket, der nicht anders als unter harten Ausdrückungen mit ihnen redet, der durch Drohen nur sie unterrichtet, und sie umbringet, wenn er sie bessern will?

Was für ein Vater ist **Florimond**? Selbst unbekannt in dem Hause, wovon er das Haupt ist, gehet und kömmt er, säuft, spielt, und fähret er spatziren, da inzwischen seine Kinder heranwachsen, und alt werden; glücklich, wenn sie sich selbst zur Tugend lenken, sich selbst Geschicklichkeiten erwerben, und

auf

auf ihr Glück bedacht sind, denn er ist nicht der Mann, um sich damit zu beschäftigen. Er hat sie gesehen gebohren werden, mit ihnen seinen Namen gegeben; weiter hat er sich nicht darum bekümmert, und kennt sie auch nicht weiter, als vom Ansehen.

Weil wir inzwischen hier die Vergleichung eines Vaters mit Gott vorstellen, so wollen wir wenigstens, um den Unterschied leidlicher zu machen, den vollkommensten und zärtlichsten Vater dazu wählen. Man erlaube mir hier den Meinigen zum Exempel anzuführen.

Mein Vater war von mittelmäßigem Stande. Seine Glücksgüter aber waren weniger, als mittelmäßig. Gleichwol hat seine Zärtlichkeit, sein Fleiß und seine kluge Sparsamkeit mich in den Stand gesetzet, daß ich keine Kinder beneide, die im Ueberfluß gebohren sind. Ich bin mäßig ernähret, anständig gekleidet, in Wissenschaften durch die geschicktesten Meister unterrichtet, und zur Tugend mehr durch sein Exempel, als durch seine Belehrungen, geleitet worden, und wenn es möglich wäre, seinen Vater umzutauschen, so hätte ich nicht anders als dabey verlieren können, wenn ich einen andern hätte wählen wollen.

Mein Vater hat für meinen Unterhalt, meine Erziehung und meine Sitten gesorget. Dieß sind mehr als sehr gegründete Ursachen zur Dankbarkeit. Er hat für mich alles gethan, was er thun können. Gott aber hat gemacht, daß er dasjenige thun konnte, was er gekonnt hat. Man muß immer zu dieser ersten Quelle alles Guten zurücke gehen.

Wenn mein Vater für meine Erhaltung wachte, so war es Gott, der mich erhielte; wenn er sich bemühete, mich zu unterrichten, so öffnete Gott mir das Verständniß; wenn er mich von den Schönheiten der Tugend unterhielte, so war es Gott, der mich dahin brachte, sie zu lieben.

§. 3.

Gott, als Lehrmeister betrachtet.

Er ist es weit mehr, als alle die, so uns unterrichten, weil von ihm nur, als von der Quelle, alle Menschen ihre Wissenschaften und Geschicklichkeiten erhalten.

Wenn wir mit der ewigen Wahrheit, von der alles unser Wissen entstehet, diejenigen Lehrmeister in Vergleich setzen, die uns leiten und unterweisen, werden sie der Vergleichung würdiger seyn? Wir wollen sie viel erleuchteter, viel überzeugter von den Lehren, die sie vortragen, viel freyer von Vorurtheilen, viel weniger eigennützig und viel unparteyischer annehmen, als sie sind; wie sehr ist gleichwol ihr Wissen eingeschränket, wenn man, wie man soll, dabey keine andere Begriffe annimmt, als die mit der Ueberzeuglichkeit und Gewißheit verbunden sind! Diese Begriffe aber, die allein den Namen der Wissenschaft verdienen, hat Gott allen Menschen mitgetheilet; ein jeder besitzet sie, und kann sie sich gegenwärtig machen, man braucht dazu nichts weiter, als darauf zu sinnen, und daher kömmt es, daß einige Secten der Philosophen geglaubet haben, daß man alle Kenntnisse bloß durch die Erinnerung erhalte.

Die

Die Zahl der Wahrheiten, zum wenigsten derer, die in der That nützlich sind, ist nicht so groß, als man glaubet; und meistentheils ist es nur Trägheit und Vorurtheil, die sie uns verborgen halten; oder, wenn es auch deren giebet, die dunkeler und versteckter sind, und die man nicht anders als durch unermüdeten Fleiß und Nachforschen entdecket, so haben wir deswegen dennoch weder unsern Lehrmeistern, noch unsrer eigenen Arbeit, ihre Erfindung zu danken; es sind Schätze, die Gott tiefer verborgen, als die andern, die aber doch nicht weniger von ihm kommen, weil wir im Nachgraben sie im Grunde unsrer Seelen finden, und diese ist sein Werk. Der Arbeiter durchsuchet die Minen; der Naturkündiger leitet seine Bemühungen: weder der eine noch der andere aber hat das Gold gemacht, welches sie in sich schliessen.

§. 4.

Gott, als Wohlthäter betrachtet.

Ob ihm dieser Name könne streitig gemacht werden? Diejenigen sind undankbar, die seine Wohlthaten nicht erkennen; unter welchem Vorwande sie solches thun. 1) Ob die sogenannten Unordnungen, die in der physischen Welt vorkommen, mit der göttlichen Vorsehung bestehen können? 2) In welchen Absichten Gott den Cörper gewissen Bedürfnissen unterworfen zu haben scheine? Ob die ungleiche Austheilung des Reichthums und der Ehre eine wirkliche Unordnung zu nennen? 3) Ob die Leidenschaften in sich selbst Laster sind, oder bloß durch ihren Mißbrauch? Von welchem Nutzen sie seyn können? Ob es besser, wenn der Mensch völlig Meister von seinen Leidenschaften wäre?

Wofern jemand ist, der Gott den Namen, Wohlthäter, nicht zustehet, für den schreibe ich nicht, und gebe mir die Mühe nicht, ihn zu widerlegen: Das Licht, dessen er geniesset, die Luft, die er athmet, alles, was zu seiner Erhaltung und zu seinen Ergetzlichkeiten dienet, Himmel, Erde und die ganze Natur, die zu seinem Nutzen bestimmt sind, zeugen wider ihn, und beschämen ihn zur Gnüge. Er denket, spricht und handelt nicht, als weil ihm Gott die Fähigkeit dazu geschenket, und ohne die Vorsehung, gegen die er sich empöret, würde er noch in seinem Nichts stecken, und die Erde würde nicht nöthig haben, die beschwerliche Last eines Undankbaren zu tragen.

Es ist wahr, man stimmt fast einmüthig darin überein, daß man Gott sein Daseyn zu danken habe; Es scheinet aber, als ob man sich ein Vergnügen mache, den Werth dieser Wohlthat zu verkleinern, um sich von der Erkentlichkeit dafür los zu machen. Der Mensch ist ein Thier, das immer klaget: Ist das Wetter trocken, so will er, es soll naß seyn; regnet es, so verlanget er Trockenheit. Er giebt sich die Mühe, zu klagen und zu wünschen, gleich als ob er selbst wüßte, was ihm am besten ist. Er ist da, und hat alles in seinen Händen, was ihm nöthig ist, sein Daseyn zu erhalten, so lange es dem Himmel gefällt, ihn dessen geniessen zu lassen. Aber nichts destoweniger, sobald er dafür danken soll, sobald ist ihm das Leben gleichgültig, sobald lässet er sichs gefallen, sich einzubilden, daß es ihm zur Last sey. Er vergisset dessen, was Gott für ihn gethan hat, um sich über das zu beklagen, was er nicht gethan. Seine vornehmsten

sten Beschwerden, gegen die Vorsehung, sind hauptsächlich folgende: **Es kommen Unordnungen in der physischen Welt vor; der Cörper hat beschwerliche Bedürfnisse; und die Seele unordentliche Leidenschaften.**

Laßt uns diese drey Stücke untersuchen, und den Allmächtigen rechtfertigen, so viel an uns ist.

1) „Eine Stadt gehet im Wasser unter; eine „Caravane wird vom Sande begraben; die Er„de öffnet sich, und zeiget tiefe Schlünde; wilde „Thiere trachten nach der Menschen Leben; Hun„ger, Pest und tausend andere entsetzliche Strafen „bekriegen und zerstören sie.„

Was findet ihr in allen diesen Vorfallenheiten, das euch von der Gott schuldigen Erkenntlichkeit frey sprechen könnte? Habet ihr ihm weniger Wohlthaten zu verdanken, weil Lima untergangen ist? Hat euch das Feuer des Berges Gibel und des Vesuvius beschädiget? Und wenn ihr auch gleich durch diese sogenannte Unordnungen mit leiden müßtet, was kann daraus erfolgen? Zum allerhöchsten der Tod.

Ist aber der Tod ein solches Uebel in sich selbst? Er ist die Pforte, die aus diesem Leben in ein anders führet, und es hat bey euch gestanden, euch in dem andern Leben ein glückliches oder unglückliches Schicksal zuzubereiten.

Urtheilet von Gott nicht nach den Begebenheiten, sondern beurtheilet diese vielmehr nach dem Begriffe, den ihr von Gott habet. In denen Dingen, die durch Menschen Hände regieret werden, kommen Unordnungen vor; weil diejenigen, die sich damit be-

fassen, schwach, ungerecht, oder unwissend sind. Keine von diesen Unvollkommenheiten findet sich in Gott: Er ist es, ohne Zweifel, der die ganze Welt regieret; wie sollten denn wirkliche Unordnungen darinn vorfallen können? Ich finde hiebey zwey Dinge, wovon eines klar und das andere dunkel ist. Klar und gewiß ist es, daß Gott gerecht, weise und allmächtig ist: Unausgemacht aber ist es, ob dasjenige, was eine Unordnung scheinet, es auch in der That sey, weil Gottes Einsicht grösser seyn kann als die unsrige. Ich schliesse also vom Gewissen aufs Ungewisse, und behaupte, daß alles in der Ordnung ist.

2) Was die Bedürfnisse des Cörpers betrifft, so machen mich solche gar nicht an der Güte Gottes zweifeln, vielmehr finde ich darinn deutliche Spuren von seiner väterlichen Sorgfalt für uns. Ich sehe sie als nützliche Veränderungen an, wodurch er uns abhält, zu lange über eine Arbeit zu liegen, die wir nicht würden ausstehen können. Und was ich noch mehr bewundere, das ist, daß diese anscheinende Beschwerlichkeiten die Quellen aller unserer Ergetzungen sind. Ich esse und trinke nicht mit Vergnügen, als, in so weit meine Bedürfnisse mich durch ihr unaufhörliches Anfordern dazu reizen.

Der Handwerker stehet auf und läuft zu seiner Werkstatt: Die einzige Triebfeder, die ihn dazu beweget, ist die Hoffnung des Gewinns. Seine Begierde darnach würde ihn verhindern, die geringste Ruhe zu nehmen, wenn nicht Gott, der solche durch die Empfindung der Bedürfnisse des Cörpers mäs-

sig-

sigte, ihn nöthigte, seine Arbeit zu verlassen. Sein hungriger Magen zwinget ihn, wenigstens dreymal des Tages seine beschwerliche Beschäfftigung zu unterbrechen. Er gehorsamet dieser gebieterischen Stimme: Die Arbeit hat seinen Hunger geschärfet, und er stillet ihn mit einer Wollust, welche die Weichlichkeit und der Müßiggang den Reichen nie empfinden lässet; er ergreift sodann seinen Hobel, oder seine Feile muthig wieder, und verdienet durch seinen Schweiß, und durch die Bewegung seines Cörpers, eine frische Mahlzeit, die eben so schmackhaft ist, als die erste.

Wer kann deine Wohlthaten gnugsam preisen, o milder Schlaf, der du uns die verlohrnen Kräfte wieder bringest, unsere Unruhe stillest, die schwarzen Sorgen vertreibest, und die empfindlichsten Schmerzen linderst? Hatte der Nectar der Götter Tugenden, die dir gleich kamen? Die Nepenthes, die uns Homer so sehr rühmet, war ohne Zweifel nichts anders, als ein Schlaftrunk. In welch einen süssen Zustand weißt du nicht glückliche Liebhaber zu versetzen, wenn du, da sie durch die Uebermasse des Vergnügens sich fast selbst verlieren, ihnen deine wohlthätige Arme reichest, und auf ihre feurige Entzückungen eine süsse und wollüstige Trunkenheit folgen lässest, die, ohne so lebhaft zu seyn als die vorige, dennoch nicht weniger reizend ist.

Wird man auch die unüberwindliche Neigung des einen Geschlechts gegen das andere als eine beschwerliche Nothdurft ansehen? Ich weiß wohl, daß es Leute giebet, denen sie in der That zur Plage

wird.

wird. Allein, warum? Bloß darum, weil sie sich in den Kopf gesetzet, daß es schön sey, ihr zu widerstehen, und daß es schändlich sey, zu der Fortpflanzung seiner Art etwas beyzutragen. Haben aber diese sich über Gott zu beschweren? Müssen sie ihre wunderlichen Vorurtheile auf seine Rechnung setzen? Laß sie sich wieder herunter setzen, und es andern Menschen gleich halten. Ihre eingebildete Vollkommenheit ist nichts als ein blosses Hirngespinste, wornach sie nicht trachten, sondern der Bedürfniß, die sie dringet, ein Genüge leisten müssen. Dieß ist das einzige Mittel, um sich für ihre übermäßige Heftigkeit zu schützen.

Ein vernünftiger Mensch glaubt nicht, daß die Lebhaftigkeit seiner Leidenschaft, die Hindernisse selbst, die er antrifft, und die Schwierigkeiten, die er zu übersteigen findet, wahre Uebel sind, welche er zu beseufzen hat; vielmehr ist er versichert, daß sie dazu gegeben sind, um seine Sinne zu reizen, und die Empfindung des Vergnügens desto angenehmer zu machen. Man entferne von dem Genusse die Begierden und die Hindernisse, so nimmt man ihm alle Reizungen.

Ihr führet, zum Beweis gegen die Vorsehung, die ungleiche Austheilung der **Glücksgüter** an. „Der eine, saget ihr, hat davon einen Ueberfluß, „da unterdessen der andere darbet, und Mangel „leidet.„

Dieser Schluß gründet sich auf einen falschen Satz. Man werfe den Grund um, so fällt er ganz über einen Haufen. Er entstehet aus der Einbildung,

dung, daß der Reichthum der größte Vortheil in diesem Leben sey. Woferne es aber in der That das geringste Geschenke ist, das Gott den Sterblichen verleihen kann, wenn dieser Vorzug, so wie er ist, durch andere Vorzüge überflüßig kann ersetzet werden; sind denn diejenigen, die nicht damit begnadiget worden, berechtiget, sich darüber zu beklagen?

Man setze mit diesen nichtigen Gütern, die uns auf alle Weise fremde sind, weil sie weder zum Leibe noch zur Seele gehören, einige Vortheile des blossen thierischen Lebens in Vergleichung; eine vollkommene Gesundheit, eine regelmäßige Bildung des Cörpers, wohlgebauete Glieder; so wird sich darunter kein einziger einzeln finden, den man nicht dem Reichthum vorziehen würde, im Fall man zu wählen hätte; vielweniger wird man den Reichthum allen diesen Vortheilen, zusammen genommen, vorziehen. Wie aber, wenn man ihn mit weit kostbarern Gaben, als Tugend, Ehre, Verstand, Wissenschaft und Geschicklichkeit zusammen hält? Was für eine verächtliche Kleinigkeit ist der Reichthum bey den geringsten von diesen Vorzügen. Die Eigenschaften der Seele sowol als des Leibes haben überdas dieses für den Reichthum zum voraus, daß dieser vermittelst jener zu erwerben ist, da man hingegen durch alle Schätze keinen verstümmelten Cörper ergänzen, noch eine lasterhafte Seele verbessern kann.

Eben dieses können wir von der Ungleichheit des Standes sagen: „Der eine, saget ihr, sitzet auf dem

„dem Throne, da indessen der andere im Staube „kriechet.„

Man sehe die Ehre von eben der Seite an, wie den Reichthum; man vergleiche sie mit den Vorzügen des Leibes sowol als der Seele, so wird man ihren geringen Werth gar leicht erkennen lernen. Eure Ehrbegierde erhebe sich bis zum höchsten Gipfel, der möglich ist; (das Wünschen kostet nichts.) Wünschet sogleich ein Monarch zu seyn; euer Begehren soll selbst erfüllet werden; was habet ihr aber alsdenn gewonnen? Ein König, der seine Pflichten erfüllet, ist der elendeste unter allen Menschen; derjenige, der es nicht thut, ist der gehäßigste.

Die Ehre und der Reichthum haben dieses mit einander gemein, daß, wenn sie sich bey einem Menschen ohne Verdienste finden, sie ihn in den Augen der ganzen Welt verächtlich machen, weil dadurch seine Fehler an das Licht gebracht werden.

Hypsiste und Pollio geben uns davon ein Exempel. Dieser liebte das Spiel, die Tafel und die Weiber. Er liebte aber auch sein Glück. Diese letztere Leidenschaft unterdrückte zwar die ersten nicht; allein sie machte ihn vorsichtig: sie machte Pollio nicht zum rechtschaffenen Mann, sondern zum Heuchler. Er wußte, daß man in der Welt, so verderbt sie auch ist, gleichwol will, daß das Laster verhüllt einher gehe, und daß man zwar einem Menschen ohne Tugend, aber nicht einem unverschämten Cynicus, übersiehet. Er nahm sich also im Reden in acht, und verbarg seine Handlungen; er nahm, so gut als möglich, die Gestalt eines ehr-

li-

lichen Mannes, in Gegenwart seiner Gönner, an, und ließ ihnen von seinen Niederträchtigkeiten keine andere sehen, als die ihm nutzen konnten. Pollio gelangte zum Gipfel des Ueberflusses, und hatte den rechten Weg dazu eingeschlagen. Nunmehro aber war er des beschwerlichen Zwanges müde, er warf seine Larve weg, und ließ seinen Leidenschaften den Zügel schiessen; sein Bauch wurde ihm sein liebster Abgott, eine grüne Wiese die Schaubühne seiner Wollüste, und die Opera sein Serrail.

Hypsiste ist durch einen andern Weg zur Ehre gelanget. Er war aus mittelmäßigem Stande, und seine Fähigkeit versprach nicht, ihn weit zu bringen. Inzwischen fand das schöne Geschlechte, das ohne Zweifel scharfsichtiger ist, als das unsrige, in ihm ein gewisses Verdienst, welches er gelten zu machen wußte, und dadurch zu den grösten Stuffen der Ehre gelangte. Allein, sobald er sich davon im Besitze sahe, so half ihm eben dasselbige Verdienst, das ihn dazu erhoben hatte, nicht sehr, sich darinn hervor zu thun; er führte sich so niederträchtig dabey auf, daß er ihm selbst seine Schande, durch die stolzen und übermüthigen Geberden, die er öffentlich annahm, zu verbergen nicht im Stande war.

Bey mittelmäßigern Schätzen und bey einem geringern Range findet man Leute, die der allerhöchste Geber aller Gaben viel besser bedacht hat, als Hypsiste und Pollio. Nicht auf dem Gipfel der Ehre und des Ueberflusses, sondern in dem Mittelstande findet man die sicherste Glückseligkeit. Die Luft, die sich nahe an der Erde geniessen lässet, ist

den

den mehresten Menschen zuträglich; diejenige aber, die auf den Höhen geathmet wird, gehet zum Herzen, und verwirret den Kopf.

Die so gütige Mutter, die Natur, über die wir Undankbare uns so sehr beschweren, hat in der That die Menschen nicht so ungleich bedacht, als es beym ersten Anblicke scheinet. Die lebhaftesten und empfindlichsten Ergetzlichkeiten sind allen Menschen gemein; diejenigen, welche die Grossen voraus haben, bestehen gröstentheils in der Einbildung, sind wenig dauerhaft, und fast immer mit Bitterkeit vermischt, die sich bey denen Ergetzungen, so uns die blosse Natur reichet, nicht findet. Von ihr nur kommen alle Süßigkeiten dieses vergänglichen Lebens, und von der Unrichtigkeit unsrer Einbildung und unsrer Sitten entstehet meistens alles Unglück, worüber wir seufzen.

5) Ein anderer Bewegungsgrund, womit sich die Undankbaren, welche die Vorsehung verkennen, rechtfertigen, um solche zu leugnen, ist die Herrschaft der Leidenschaften über das menschliche Herz. Es deucht ihnen, daß der Mensch sehr zu beklagen sey, weil sich in seinem Herzen unüberlegte Empfindungen regen, davon er nicht Meister ist, sie zu unterdrucken. Sie bestehen auf die traurigen Wirkungen der Leidenschaften, und machen die Augen für die unendlichen Vortheile zu, welche sie hervorbringen. Wollen wir denn das Feuer deswegen verfluchen, weil es uns verzehren kann? das Wasser, weil es uns verschlingen kann? die Luft, weil sie zu vielen Schaden das Werkzeug seyn kann?

Man

Man betrachte die Leidenschaften in sich selbst, und urtheile nicht von ihnen nach denjenigen, was wir ihre Wirkungen zu nennen belieben; oder, wenn wir diese ja in Erwegung ziehen wollen, so laßt uns wenigstens die Guten gegen die Bösen auf die Wage legen.

Die Sittenlehrer schreyen gemeiniglich heftig gegen die Leidenschaften, und ermüden nicht, die Vernunft anzupreisen. Ich hingegen scheue mich nicht, zu behaupten, daß die Leidenschaften unschuldig, und unsere Vernunft strafbar ist.

Die Empfindung ist die Seele der Leidenschaften. Sie ist aber nicht frey, man kann nicht lieben oder hassen, weil man will, und also kann sie auch nicht strafbar seyn.

Unsere Leidenschaften sind nicht unser Werk; wir fühlen sie in unserer zartesten Kindheit, wir empfinden, ehe wir denken. Es sind also Geschenke der Natur, oder, um besser zu sagen, Gaben Gottes; denn der Philosophe verstehet nichts anders durch die Natur als die wohlthätige Hand des Allmächtigen. Gott aber wird gewiß seinen Geschöpfen keine vergiftete Geschenke gegeben haben.

Wir wollen aber mehr sagen: Die Leidenschaften sind nicht allein nicht böse, sondern sie sind so gar gut, nützlich und nöthig.

Es ist billig und natürlich, daß eine vernünftige Creatur ihre Glückseligkeit wünsche, und solche zu erhalten sich bemühe: Zwey Dinge aber gehören zur Glückseligkeit; die Entfernung des Bösen und der Genuß des Vergnügens, und eben dieses ist der

Vorwurf aller Leidenschaften. Alle haben zur Absicht, dasjenige von uns zu entfernen, was unser Glück stöhren könnte, und uns den Besitz desjenigen zu versichern, was solches zu vermehren fähig ist.

Alle Empfindung, die bey uns aus Furcht für widerwärtige Dinge, und aus Liebe zum Vergnügen, entstehet, ist daher recht, und unserm natürlichen Triebe gemäß. Wie aber dieser Trieb nicht frey ist, so ist er auch nicht erleuchtet, und hat auch nicht nöthig es zu seyn, weil er nicht gemacht ist, um sich selbst zu regieren. Er fliehet das Böse, und suchet das Gute; man muß ihm aber beydes zeigen, und da er sich für sich nicht darauf verstehet, so muß die Vernunft für ihn unterscheiden und wählen. Dieser kömmt es zu, die Empfindungen in Ordnung zu halten, indem sie eine jede auf ihren besondern Vorwurf lenket, und sie in gewisse Schranken erhält, worin sie aber häufig fehlet. Man schreyet über die Leidenschaften, und die Vernunft ist es, welche Schuld hat.

Die Liebe ist, zum Exempel, eine dem menschlichen Geschlechte so unentbehrliche Leidenschaft, daß es ohne sie gar bald zu Grunde gehen würde. Die Neigung des einen Geschlechtes gegen das andere, dienet, beyde vollkommener zu machen: sie formiret angenehme und gefällige Verbindungen und Gesellschaften; aber nicht anders, als wenn eine erheiterte Vernunft dabey den Vorsitz hat, und sie regieret. Wird sie durch eine verderbte Vernunft geleitet, so kann sie Untreu, Meyneid, Ehebruch, Blutschande, Mord und Brand, und alles Unglück, dessen eine

blinde

blinde Wut fähig ist, verursachen, und thut es auch alle Tage. Ihre Absicht hat nichts, das den Regeln der Natur entgegen wäre, sie suchet die Vereinigung des einen Geschlechts mit dem andern, diese Vereinigung ist rechtmäßig, und die Neigung dazu muß nicht unterdrückt werden. Ihr habet von Natur ein zärtliches Herze, bemühet euch nicht, es unempfindlich zu machen. Wählet aber für eure Zärtlichkeit solche Vorwürfe, die euch nicht von der Tugend ableiten, oder, liebt vielmehr keine andere, als die euch zu ihr führen. Eure Neigung zur Liebe wird deswegen nicht weniger befriediget werden. Was sage ich? sie würde es nur immer unvollkommen seyn, ohne diese Vorsicht. Keine Freundschaft sey ohne Tugend. Die Vereinigung zweyer Verliebten ohne Tugend, ist keine Liebe; sie ist eine verhaßte Vergesellschaftung zur Gemeinschaft mit Lastern, deren sie sich beyde unter einander gleich theilhaftig machet.

Agathon findet Geschmack an Cephise. Agathon ist ein kleiner, eingebildeter und steifgesitteter von Adel, der den Kopf hoch träget, und auf die Zehen gehet. Will er seine Blicke auf einen Vorwurf lenken, der ihm nicht gerade gegen über ist, so drehet sein Kopf, der auf dem Zapfen nicht wohl eingepasset ist, sich mühsam, um solchen zu suchen und bleibt auf dem halben Wege; sein Augapfel, der sich träge beweget, vollführet die Handlung, und thut es mit Widerwillen. Stolz über seinen Adel, und seine Kutsche und Pferde, verachtet er alle Geschicklichkeiten, und vergönnet nur denenjenigen, sie zu erwerben, die unter

seiner Sphäre sind, und kein ander Mittel wissen, sich aus ihrem Nichts hervor zu ziehen. Die Idee von Gott ist ihm beschwerlich, weil sie ihn an ein Wesen erinnert, das höher ist, als er; gegen alle gesellschaftliche Tugenden hat er einen Widerwillen, weil sie ihn zu gewissen Ehrenbezeugungen verbinden könnten; die Billigkeit ist gar seine Sache nicht, weil sie seine vermeynte Rechte einschränken mögte. Er ist dabey ruchlos, hart und eigennützig, falsch in seinem Versprechen, treulos in seinen Verpflichtungen, und aller Zärtlichkeit, alles Mitleidens und aller Erkenntlichkeit unfähig. Er ist nicht ein Freveler, der durch die Gewalt eines heftigen Temperaments hingerissen wird, sondern ein Thor, der sich zu viel dünket, um sich die Mühe zu geben, tugendhaft zu seyn.

Cephise ist eitel und herrschsüchtig; dreißig Liebhaber sind zu ihren Füssen, und sie leidet sie daselbst, weil sie selbige als so viele Siegeszeichen ihrer Reizungen ansiehet. Ein einziger wird gekrönt werden, alle aber haben sie angebetet. Sie herrschet als ein Monarch, jene geherchen als Sclaven, und um ihre unumschränkte Gewalt desto höher zu treiben, so ertheilt sie keine andere als die seltsamsten und eigensinnigsten Befehle. Diejenigen, die unter ihren Anbetern am niederträchtigsten kriechen, schmeicheln sich, den Sieg davon zu tragen; sie betriegen sich aber. Sie erfordert eine unbegrenzte Ehrerbietung, und verachtet die, so ihr solche geben. Sie kennet die Merkmahle wahrer Verdienste nicht; sie urtheilt nur von Geschicklichkeiten nach der Einbildung; von dem Adel nach den Titeln; vom Verstande nach spi-

tzigen Einfällen; von der Liebe nach verliebten Narrenpossen; und ist übrigens ohne Religion, ohne Sitten und ohne zuverläßigen Geschmack. Wie viel Aehnlichkeit mit Agathon! und auf eben diesen fällt auch ihre Wahl. Was kann doch das Band einer solchen Vereinigung seyn? Die Liebe? O nein: Nichts als das Vertrauen, daß das Verdienst des einen dem Verdienste des andern keine Schande bringe.

Es ist aber noch nicht genug, wenn man seine Neigung auf einen Gegenstand geworfen, der ihrer würdiger ist, als Cephise und Agathon. So rechtmäßig und wohl angelegt sie immer auch seyn mag, so giebt es doch Gelegenheiten, da man sie auch mäßigen, und in ganz enge Grenzen einschränken muß.

Wo jemals ein Gegenstand gewesen, der der zärtlichsten Ergebenheit würdig ist, so ist es vor allen die liebenswürdige M. Ich habe nicht nöthig gehabt, sie lange zu prüfen, um sie verehrungswehrt zu finden. Ein Herz, das weniger auf seiner Hut, und eben so gut Kenner ist, als das Meinige, würde sich beym ersten Anblick ergeben haben. Alles vereinigte sich zu meiner Niederlage; die Schönheit ihrer Gesichtsbildung, die Majestät ihrer Gebehrden, die Annehmlichkeiten ihrer ganzen Person, der Verstand, der aus ihren Augen leuchtete, die Scharfsinnigkeit, die alle ihre Reden zierete. Ich hielte mich inzwischen gut gegen alle diese Reizungen zusammen, allein, ich war nicht vermögend, auf die Länge tausend andern annehmlichen, und noch weit unschätzbarern Eigenschaften zu widerstehen, deren zahlreiche Verbin-

dung von Tage zu Tage mein Erstaunen und meine Bewunderung vermehrete. Ein Herz, das zur Freundschaft offen, wohlthätig, edel und großmüthig, frey, ohne Unbescheidenheit, aufrichtig, ohne Unbesonnenheit ist; ein Gemüthe, das lebhaft und munter, aber allezeit vernünftig und vorsichtig ist, edle und grosse Gedanken ohne Stolz und Praleren; ein auserlesener Geschmack und Fähigkeit, die in einer demüthigen Sittsamkeit eingekleidet sind; Tugend, ohne Scheinheiligkeit; Gottesfurcht, ohne Aberglauben.

So viele Vollkommenheiten scheinen mir zureichend, die Liebe zu rechtfertigen, die mich entzündete, und obgleich diejenige, die sie erreget, anderwerts durch ein unauflösliches Band verbunden ist, und mir niemals einige Gegenliebe bewilligen können, so hielte ich zwar meine Flamme für unglücklich, sie schien mir aber gleichwol nicht strafbar; ich erlaubte ihr über mein Herz zu herschen, jedoch, ohne seine Ruhe zu stöhren. Und so lieb mir auch die M. ist, so würde ich dennoch, falls meine Leidenschaft ungehorsam werden, die ihr bestimmte Schranken überschreiten, und Begierden zu formiren sich unterstehen wollte, nicht erwarten, daß die Beleidigte meine Absichten durch einige Ausschweifungen kennen lernete, und sich selbst Recht schaffete; sondern, ich würde mein geheimes Verbrechen selbst unversöhnlich rächen, und mich aus ihrer Gegenwart verbannen; ich würde in meinem Herzen mit ihr in der Tugend mich um die Wette üben, und durch eine ungesäumte Ueberwindung ihr den unangenehmen Vortheil

rauben,

rauben, mir zuvor zu kommen. Die Liebe, die ich empfinde, verursacht mir keine Reue. Sie würde es aber thun, wenn sie zu kühn würde; allein sie ist zu rein, um es jemals zu werden.

Eben so verhält es sich mit den andern Leidenschaften. Sie sind alle billig und nützlich in sich selbst, so lange als sie ihren gehörigen Vorwurf haben, und man ihre Heftigkeit zu mäßigen weiß. Die Unordnungen, deren man sie beschuldiget, entstehen von nichts, als ihrer unrechten Anwendung und ihren Ausschweifungen.

Der Haß ist für sich nicht strafbar, denn es giebt hassenswürdige Vorwürfe. Man hasse aber nichts als diese, und erstrecke den Haß nicht bis zur Rache. Auf gleiche Weise hat man mit seinem Unwillen, mit der Geringschätzung und Verachtung sich zu verhalten.

Fürchtet das, was ein wahres Uebel. Man kann es schwerlich vermeiden, wenn man es nicht fürchtet. Ist es aber unvermeidlich, so ertraget es mit Muth. Eine gemäßigte **Furcht** ist Klugheit, ist sie übermäßig, so wird sie zur Verzagtheit.

Der **Zorn** ist eine Bewegung der Seele, welche sie zu heftigen Ausbrüchen bringet, die bisweilen nöthig sind, und die nicht würden erfolget seyn, wenn sie nicht aus ihrer natürlichen Verfassung herausgesetzet worden wäre. Er ist einem guten Vater, einem gedultigen Lehrmeister, einen frommen Vorsteher sehr nützlich, weil selbige ohne seine Hülfe oftermals solche Verbrechen vergeben würden, die billig bestraft werden müssen. Ein Staatsminister, ein Vorsteher einer Provinz, ein Ketzerrichter haben seiner

nicht nöthig; diese Leute wissen mit kaltem Blute übels zu thun. Ueberläßt man sich dieser Leidenschaft ohne Ursache, so ist es ein hitziger Jähzorn, treibt man sie zu weit, so wird es Wut.

Die Bedürfnisse des Lebens haben die Künste erzeuget, allein die Neugier hat den Fortgang der Wissenschaften befördert. Liebenswürdige Leidenschaft, die erste nach der Liebe, die die Menschen poliret, sie gesittet macht, und ihre Wildheit dämpfet. Ihr unglückliche Schlachtopfer des eiteln Dienstes der Ehre, ihr traurige Schatten derer, die bey Fontenoy, bey Rocoux, bey Lawfeldt und Exiles erwürget wurden; euer kostbares Blut, das mit solcher Verschwendung vergossen worden, würde noch in euren Adern fliessen, wenn die ganze Welt von nichts als Gelehrten bewohnet würde, und keine andere Leidenschaft darinn herrschete, als die so heilsame Neugier; Gleichwol wird diese so reiche Quelle guter Wirkungen, wenn sie auf verbotene Vorwürfe verfällt, zur Unbescheidenheit; wird sie über die Kräfte des menschlichen Verstandes hinausgetrieben, so zeuget sie bey den Philosophen unförmliche Meynungen, und bey den Pietisten wunderliche Religionslehren.

Die Leidenschaften sind ihrer Natur nach nicht böse, sie werden es aber durch ihren Mißbrauch. Wir wollen jedoch uns bey keinem Wortstreite aufhalten. Will man unter Leidenschaften lasterhafte und unmäßige Neigungen verstehen, so verdamme ich sie; man suche sie zu unterdrücken und zu ersticken, ich gebe es zu, und man kann nicht besser thun. Betrachtet

trachtet man sie aber in ihrem Ursprunge, wo sie nicht anders sind als Bewegungen des uns angebohrnen unschuldigen Triebes der Natur; so sind sie Gottes Werk, wofür man Ehrerbietung haben muß, und es ist ein Eingriff in die Vorsehung, wenn man sie wegzuräumen suchet; man muß nur ihren Gebrauch wohl einzurichten sich bemühen.

„Allein, kann man dieses allemal? Wird nicht „die Vernunft selbst durch den Aufstand der Leiden-„schaften betäubt, ist sie nicht öfters unvermögend „sie im Zügel zu halten? Und muß man nicht als-„denn gestehen, daß die Seele sich in einem Stande „der Unvollkommenheit befindet, welchen man „Gott, ohne Unrecht, beymessen kann, als welcher „gewiß ihr mehr Gewalt über ihre Leidenschaften „hätte beylegen können?„

Unstreitig: Ich widerspreche weder dem einen noch dem andern. Es geschieht nur mehr als zu viel, daß die Vernunft uns verlässet, wenn man ihrer nöthig hat, und daß, in Ermanglung dieses Leitsterns, unsere Leidenschaften uns nachtheilig sind. Was kann man aber hieraus folgern, das uns von der Erkenntlichkeit, die wir Gott schuldig sind, frey sprechen könnte? Sie schaden uns nicht, als in so weit wir selbst Schuld daran sind; und unsre Vernunft ist es, die sie die Herrschaft über uns nehmen lässet. Wir wollen aber nicht untersuchen, was die Ursache ist, warum unsere Leidenschaften, die ihrem Ursprunge nach gut sind, sich in Unvollkommenheiten verkehren. Wir wollen nur sehen, ob eben diese Unvoll-

kommenheiten für sich selbst denn so wenig mit der Güte Gottes bestehen können, der uns liebet.

Wir haben oben, bey Betrachtung der Schwachheiten unsers Cörpers, angemerket, daß sie die Quellen aller seiner Ergetzungen sind. Sollte es nicht mit den Leidenschaften, in Ansehung der Seele, eben die Beschaffenheit haben? Für einen rechtschaffenen Menschen, der bemühet ist, seine Laster mit der Wurzel auszurotten, ist dieses ganz gewiß war. Ein Erdmesser freuet sich, wenn er vermögend gewesen ist eine dunkle und versteckte Aufgabe aufzulösen; wie viel empfindlicher muß einem weisen Herzen das Vergnügen seyn, wenn es nach einem scharfen Streit eine widerspenstige Leidenschaft besieget, und zu sich selbst sagen kann: Ich bin nun endlich so viel besser geworden, ich bin den Augen meines Gottes gefälliger, ich bin ihm ähnlicher!

„Woferne aber der Mensch dergleichen Kampf „nicht nöthig hätte, würde er dem Himmel nicht „eine Verbindlichkeit mehr haben? „

Ich weiß es nicht, und darf mich deswegen nicht beunruhigen; wenigstens aber würde der Mensch ein Verdienst weniger haben. Wollen wir denn immer neue Entschuldigungen suchen, um uns von der Erkentlichkeit loszumachen? Ist ein Uhrmacher deswegen zu tadeln, weil er nur eine Minutenuhr machet, da er doch eine Secuntenuhr hätte machen können? Gott hätte uns ganz gewiß volkommener erschaffen können, als wir sind; er hätte uns den himmlischen Geistern gleich machen können, wovon man seinen Thron umgeben uns abbildet. Er

hat

hat aber nur Menschen machen wollen, wie er uns schuf. Hätte er euch zu Engeln gemacht, undankbare und verwegene Herzen, die ihr seine Wohlthaten nur mit Murren belohnet; so würdet ihr, gleich den Teufeln, die er, wie man saget, in den Abgrund gestürzet, euch beschweren, daß ihr keine Götter seyd.

Höret doch endlich auf, euren Wohlthäter zu höhnen; erzeiget euch empfindlich gegen die unaufhörlichen Proben seiner Güte; und falls ihr ihn nicht wegen seiner allerhöchsten Vollkommenheiten lieben wollet, so liebet ihn wenigstens, weil er gütig und wohlthätig ist.

§. 5.

Gott, als unsern Freund betrachtet.

Diese Eigenschaft spricht uns nicht von der Ehrfurcht und der Unterweisung frey, die wir ihm schuldig sind.

Alles, was ein Freund für eine Person thut, auf die er seine Neigung geworfen, ist, daß er sie liebet, ihr wohl will, und ihr wohl thut. Ich glaube in diesem und dem vorigen Capitel so wohl die Liebe, die Gott zu uns träget, als die Wohlthaten, die wir von ihm empfangen, gründlich genug bewiesen zu haben. Ich will mich daher nicht aufhalten, um zu beweisen, daß er unser Freund ist. Dieser Satz muß nunmehr für wahr gelten. Diese so zärtliche und für uns so schmeichelhafte Eigenschaft aber muß im geringsten die unendliche Ehrfurcht nicht verringern, welche der Begriff von seiner unmeßlichen Grösse in uns erregen muß. Er ist nicht so

stolz

stolz, als die Monarchen der Erde, sondern ist ein Freund seiner Unterthanen, und will, daß seine Unterthanen seine Freunde seyn sollen; Er erlaubet ihnen aber deswegen nicht, zu vergessen, daß er ihr allerhöchster Herr ist, und als solcher heischet er Verehrung von ihnen.

Das dritte Capitel.

Von der Verehrung, die man Gott schuldig ist.

Worauf sich die Nothwendigkeit dieser Verehrung gründet. Wie viel diejenige, die Gott gebühret, grösser ist, als die, welche man den Grossen der Erde schuldig ist?

Nicht, weil Gott groß ist, sondern weil wir seine Vasallen sind, und er unser allerhöchster Herr ist, sind wir ihm **Verehrung** schuldig. Der Sultan zu Constantinopel ist einer der mächtigsten Monarchen; weil wir aber seine Unterthanen nicht sind, so sind wir ihm auch zu keiner Verehrung verpflichtet. Gott allein hat sein Gebiete über die ganze Welt, und die Herrschaft der Könige dieser Erde ist davon aufs höchste nur ein Schatten. Diese haben ihre Gewalt, im Anfange wenigstens, von dem Willen des Volkes erhalten; Gott aber hat seine Macht von ihm selbst. Er sprach: Die Welt werde, und sie ward. Dieses ist der anfängliche Gründ seiner Herrschaft. Die Könige geben ihre Verordnungen heraus, zu Erhaltung der Policey in ihren Staaten, und ihre

Bedien-

Bedienten, mit dem Schwerdte in der Hand, sind fertig, solche zur Vollziehung zu bringen. Gott will, und die ganze Welt bekömmt die Gestalt, die ihm gefällt. Unsere Könige sind Herren über den Leib, Gott aber herrschet über das Herz. Sie machen Thun, er aber machet Wollen. So viel grösser sein Reich ist, als alle Reiche unsrer Herrscher, so viel tiefere Verehrung sind wir ihm schuldig.

Diese Verehrung, die Gott gebühret, ist dasjenige, was man sonst Gottesdienst oder Religion nennet. Man machet darinn mehrentheils einen gedoppelten Unterscheid. Eine Art des Gottesdienstes ist der innerliche, und die andere der äusserliche. Jenen erfordert die Schuldigkeit, diesen der Wohlstand. Der erste ist unveränderlich, der zweyte aber richtet sich nach den Sitten und der Zeit.

Der erste Artikel.

Vom innerlichen Gottesdienste.

Welche Art des Gottesdienstes Gott ehre? Welche von den ersten Menschen geübet worden? Der Zeitpunct seines Verfalles.

Der innerliche Gottesdienst hat seinen Sitz in der Seele, und ist der einzige, der Gott ehret. Er ist auf die Bewunderung, welche die Idee seiner unendlichen Grösse in uns erreget, so wie auf die Empfindung seiner Wohlthaten, und auf die Ueberzeugung von seiner Oberherrschaft gegründet. Ein Herz, das von diesen Gedanken erfüllet ist, suchet ihm solche durch eine entzückte Verwunderung,

rung, durch Ausbrüche seiner Liebe, und durch Bezeugungen seiner Erkenntlichkeit und seines Gehorsams, auszudrücken. Dieß ist die Sprache des Herzens, dieß sind seine Lobgesänge, seine Gebete, und seine Opfer; dieß ist der Gottesdienst, dessen es fähig, und der allein der göttlichen Majestät würdig ist. Eben dieses wollte der Zerstörer der jüdischen Ceremonien wieder herstellen, wie aus der schönen Antwort erhellet, die er einer Samariterinn gab. Sie fragte ihn, ob man auf dem Berge Zion oder auf dem Berge Semeron anbeten müsse? Und er antwortete: „Es wird die Zeit kommen, daß die „wahrhaften Anbeter ihn im Geist und in der „Wahrheit anbeten werden.„ So beteten ihn die ersten Eltern des menschlichen Geschlechts an, und so verfuhren auch die in dem jüdischen Archive so berühmte Männer, die man Erzväter nennet. Sie hatten weder Tempel noch Betzimmer, keine gewisse Stunden, noch vorgeschriebene Formeln zum Gebete, keine Kirchengebräuche noch Ceremonien, keinen Fußfall noch Kniebeugungen. Das Herz kann zu aller Zeit, und an allen Orten, in allen Stellungen, und in allen Verfassungen, anbeten. Die ganze Erde war ihr Tempel, und der Himmel sein Gewölbe. So bald ein Wunder, das die Allmacht that, ihr Gesichte rührete, so war das der Augenblick, seine Grösse zu bewundern. Eine Wohlthat, eine Hülfe, ein Trost, deren sie die Vorsehung theilhaftig machete, wies ihnen die Zeit zum danken. Waren ihre Geschäffte besorget, die Bedürfnisse des Cörpers zufrieden gestellet,

gestellet, und sie genossen die Annehmlichkeiten der Einsamkeit, so waren sie mit Gott, sie unterhielten sich vertraulich mit ihm, sie lobten ihn, sie dankten ihm, sie bezeugten ihm ihre Liebe und ihre Treue; und da sie ihn nicht zwischen Wänden und Mauren eingesperret hatten, so sahen sie ihn allenthalben. Stehend, sitzend oder liegend, mit blossem oder bedecktem Haupte waren sie versichert, von ihm gehöret zu werden, und er hörete sie in der That.

Dieser heilige und gar nicht sinnliche Gottesdienst erhielte sich nicht lange in seiner völligen Lauterkeit; man fügte äusserliche Gebräuche und Ceremonien hinzu; und dieses war der Zeitpunct seines Verfalles.

Der zweyte Artickel.

Von dem äusserlichen Gottesdienste.

Aufrichtung dieses Gottesdienstes. Sein Ursprung war rein und unschuldig; wie er abgeartet, und der Aberglaube daraus entstanden. Unterschied der Arten des Gottesdienstes. 1. Ob der äusserliche Gottesdienst nützlich ist? 2. Ob eine gewisse Art desselben sey, die allen andern vorzuziehen? Ob deren mehr als eine seyn können, die Gott gefallen? Ob es eine oder die andere Art giebt, die Gott verwirft? Ob ein Mensch, der allein auf der Erde lebte, zu einem äusserlichen Gottesdienst verbunden wäre. Achtung, die man für den Gottesdienst, der in einem Lande eingeführet ist, haben muß.

In den ersten Zeiten der Welt widmeten die Menschen, die billig überzeugt waren, daß Gott,

Gott, als dem Schöpfer und Herrn der ganzen Welt, alles gehörete, was sie besäßen, ihm einen Theil davon, um ihm für alles die gehörige Pflicht zu bezeugen: daher entstanden die Speis- und Trankopfer von allerhand Art.

Zu Anfange geschahen diese Religionsverrichtungen in freyem Felde; weil man noch weder Städte noch Häuser hatte. Nach der Zeit wurde man durch die Unbeständigkeit der Luft, und die Veränderungen der Jahreszeiten genöthiget, solche in Grüften, Höhlen, und darzu erbauten Hütten vorzunehmen. Dieses ist der Ursprung der Tempel.

Ein jeder verrichtete anfänglich selbst seine Opfer. Hernach wählte man Leute, die zu dieser Verrichtung besonders bestimmet wurden. Daher entstanden die Priester. So bald die Priester angenommen waren; so nahm die Religion, oder besser zu sagen, die Anstalt des äusserlichen Gottesdienstes von Tage zu Tage augenscheinlich zu. Sie glaubten, ihn vollkommener zu machen, indem sie ihn zierten, und dachten, er würde Gott angenehmer seyn, je mehr die Ceremonien gehäufet würden. Sie erfunden also Spiele, Tänze, und Proceßionen, gesetzmäßige Verunreinigungen und überflüßige Aussöhnungen. Die Religion wurde bey allen Völkern zu eiteln Schauspielen; das, was nur Schatten und Rinde davon war, schien den Augen roher Menschen das Wesentliche zu seyn, und es blieb nur ein kleiner Haufen weiser Leute übrig, die den Kern davon bewahrten.

Der

Der Ursprung des äusserlichen Gottesdienstes scheinet lauter und unschuldig: Man findet Vergnügen, seine Empfindungen andern mittheilen zu können, und je mehr man sie für recht hält, je mehr suchet man sie andern auch beyzubringen. Ohne Zweifel ist es aus dieser Absicht geschehen, daß die ersten Menschen einige äusserliche Religionsverrichtungen öffentlich vorgenommen haben. Sie gedachten, durch gewisse bedeutende Ceremonien in den Herzen die Empfindungen zu erregen, die solche ausdrückten. Das Gegentheil aber erfolgte. Man nahm die Sinnbilder für die Sache selbst an; die Religion bestand in nichts mehr, als im Opfern und Räuchern, und was erfunden war, um die Gottesfurcht zu ermuntern und zu befestigen, diente, sie zu schwächen und gar zu ersticken.

Weil das Licht der Vernunft nichts von der Art, Gott äusserlich zu dienen, entdeckte, so blieb man über diese Materie nicht lange einig. Die einzige natürliche Religion bleibt gleichförmig und unveränderlich; alle andere sind Uneinigkeiten, Zerrüttungen und Veränderungen unterworfen. Jedwedes Volk wählte sich einen Gottesdienst nach seiner Art. Aus dieser Theilung entstand eine andere Unordnung, die der Heiligkeit des ersten Gesetzes, und dem Wohl der menschlichen Gesellschaft gleich zuwider war. Die unterschiedenen Secten, die aus dem Unterschiede des Gottesdienstes entstanden, kriegten, eine gegen die andere, Verachtung und Widerwillen. Diejenigen zumal,

die die größte Strenge behaupteten, bemüheten sich sorgfältig, zu behaupten, daß wer Gott eine Ehre anthäte, die sie verböten, oder ihm nicht diejenige bezeugte, welche sie in Gang gebracht, ein Gegenstand seines Zorns, und mit der Zeit auch ein Gegenstand seiner Rache seyn würde. Daher entstand der unversöhnliche Haß, der das Blut so vieler Sectirer vergoß, ohne daß jemals ihr barbarischer Eifer wäre gestillet worden. Man mag sich auch noch so viele Mühe für den Frieden geben; die christliche Religion, die vor allen die friedfertigste in ihren Lehren ist, mag vorschreiben, was sie will, so kann man sich doch nicht gewöhnen, die Verdammten zu lieben: Diese schwärmerische Weise, die Menschen bey ihrem Leben zur Hölle zu verdammen, ist zu nichts gut, als zu machen, daß man sie umbringet.

Jedoch, laßt uns nicht von Sachen nach dem Mißbrauch urtheilen, der davon zu machen ist, (denn man kann alle Dinge übel anwenden). Wir wollen, ohne Absicht auf die Folgen, welche die Einführung eines äusserlichen Gottesdienstes haben kann, nur bloß untersuchen: 1) Ob ein Gottesdienst von dieser Art einigen Nutzen schaffen kann? und 2) wenn wir annehmen, daß er nützlich sey, ob die Wahl dieser oder jener Art desselben insbesondere gleichgültig ist, oder nicht?

1. Wenn die Gottesfurcht eine Tugend ist; so ist es gut, daß sie in allen Herzen regiere. Räumet man mir den ersten von diesen Sätzen, als unwidersprechlich, ein; so ist der zweite davon eine

noth-

nothwendige Folge. Nun ist nichts, daß das Reich der Tugend kräftiger unterstützet, als Exempel, und alle Lehren würden weniger dazu beytragen; folglich ist es gut für uns, wenn wir reizende Muster der Gottesfurcht vor Augen haben. Diese aber können sich nicht anders weisen, als in den äusserlichen Religionsübungen. Mein Mitbürger könnte voll von Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegen Gott seyn; es wäre aber für meinen Theil vergebens, wenn er es nicht durch gewisse in die Sinne fallende Verrichtungen zu erkennen giebet. Gleichwol schenke ich ihm alle abgemessene und nach der Zeit eingetheilte Uebungen, als welche mir nur zweydeutig scheinen würden, weil er sich dazu aus Zwang oder aus List gewöhnen könnte. Giebt er mir hingegen, auf was für Weise es auch sey, unverdächtige Proben von seiner Neigung zur Wahrheit, von seiner Gelassenheit bey den Wegen der Vorsehung, von seiner brennenden Liebe gegen Gott; so hat er alsdenn förmliche Religionsübungen abgeleget; so hat er dem äusserlichen Gottesdienste Genügen geleistet, uod sein Exempel hat Wirkung bey mir gethan. Ich empfinde bey mir einen heiligen Eifer, ihm nachzuahmen, den die schönsten Stellen der Sittenlehre nicht vermögend gewesen wären, in mir zu erregen.

2. Ist aber unter den Bildern, die bestimmt sind, dem Geist der Gottesfurcht in den Herzen Wohnung zu machen, eines insbesondere, dem Gott vor dem andern gewogen wäre? Wenn dieses

 ist;

ist; so trete der Gottesgelehrte auf, und überzeuge mich davon. In Erwartung seines Ausspruches schränke ich für meinen Theil mich in der Sphäre der gesunden Vernunft ein; und hier ist die Auflösung dieser Frage, welche sie mir eingiebt:

Der innerliche Gottesdienst ist einzig. Er ist zu allen Zeiten eine Schuldigkeit gewesen, er ist es noch an allen Orten, und ist, durch eine nothwendige Folge, allen Menschen bekannt. Daher ist keine Wahl, was den innerlichen Gottesdienst betrifft. Es giebt nicht zweyerley Arten, Gott zu lieben, von seinen Wohlthaten gerührt, seinem Willen unterthänig, und bey der Erkentniß seiner Größe voll von Ehrfurcht zu seyn; es giebt aber eine unendliche Menge willkührlicher Zeichen, wodurch man seine Empfindungen an den Tag legen kann. Alle diejenigen darunter, die diese Absicht haben, sind unschuldig. Hat man zu wählen, so sind die deutlichsten und verständlichsten vorzuziehen; und bey allem dem ist die Wahl nicht einmal unumgänglich nothwendig, indem bloß die genommene Abrede untereinander hinlänglich ist, den Zeichen einen Nachdruck zu geben, und sie sprechend zu machen. Bey den Egyptern war eine Schlange, die im Cirkel gedrehet war, und den Schwanz wieder im Munde hielte, ein deutliches Bild der Ewigkeit, weil man sich verabredet hatte, sie durch diese Figur abzubilden. An andern Orten stellete der Cirkel die Gottheit vor, so wie das Dreyeck bey den Hebräern. Die Cananiter reinigten sich durch die Flammen, und die Juden durchs Waschen. Und was ist in der That daran gelegen, ob man Gott rund

oder

oder dreyeckigt abbildet, wenn man nur entweder durch den Cirkel oder durchs Dreyeck verstehet, daß er das vollkommenste aller Wesen sey? Was hindert es, ob man die Reinigkeit durch Feuer oder Wasser vorstellet, genug, daß man gleich überzeugt ist, daß man ohne Heiligkeit der Sitten niemals Gott gefallen kann? Was ist daran gelegen, ob man dem höchsten Wesen einen Ochsen oder Elephanten, ein Schaaf oder einen Bock, eine Amsel oder einen Schwan opfert? Was hilfts, ob man ihm Thiere opfert oder bloße Gartengewächse, wenn man nur erkennt, daß alles von seinen Händen kömmt, was man hat? Was thut es endlich zur Sache, ob man ihn mit gen Himmel erhabenem Haupte, oder mit zur Erde niedergeschlagenen Augen, aufgerichtet, oder auf der Erde liegend, sitzend oder kniend anrufet, wenn sich das Herze nur für ihn in vollkommener Erniedrigung befindet?

Die Nothwendigkeit, Gott auf eine gewisse äusserliche Art zu verehren, beweiset nichts für diesen oder jenen Gottesdienst insbesondere. Vielleicht ist Gott eben so sehr mit den unterschiedenen Arten der Verehrung in unterschiedenen Religionen zufrieden, als er es darüber ist, daß man in der römischen Kirche die Morgenandacht um Mitternacht verrichtet, wenn es andere des Morgens thun; daß einige solche wie Gesänge, und andere wie Psalmen absingen.

Ist aber ein Gottesdienst, der auf Lehren gebauet ist, die der natürlichen Religion zuwider sind, so ist es gewiß, daß Gott ihn verwirft. Ohne

Zweifel hatte er einen Abscheu für die unmenschlichen Söhnopfer der blinden Abgötter, die ihm Menschen schlachteten, um seinen Zorn zu stillen, und ihre eigene Verbrechen durch Vergiessung unschuldigen Blutes abwaschen wollten. Den äusserlichen Gottesdienst Gott nicht leisten, wäre, allem Ansehen nach, eine Nachläßigkeit, die ein gefährliches Exempel geben würde; diesen Gottesdienst aber zu misbrauchen, um seine Unordnungen zu rechtfertigen, wäre eine Ausschweifung, deren Abscheulichkeit nicht abzuschildern ist.

Die vielerley Arten des Gottesdienstes sind mit der Länge der Zeit entstanden. Gewohnheit und Erziehung haben sie fortgepflanzet. Man schaffe mir Menschen, die aus den Händen der Natur kommen, und folglich noch keinen Eindruck von Exempel und Unterricht haben; man lasse sie aus allen Enden der Welt zusammen kommen, um sich mit einander über die Verehrung zu bereden, die man Gott schuldig ist, so wird die so zu wünschende Einigkeit der Religion sich bald wieder einstellen. Ihre Urtheilungskraft würde noch durch keine Vorurtheile verderbt, sondern durch das reine Licht der Vernunft erleuchtet seyn; sie würden entweder alle eingeführte Gottesdienste verwerfen, oder, falls einer darunter wäre, der auf die Ruinen der andern befestiget zu werden verdiente, so würden sie ihn einmüthig wählen. Ist wirklich eine Art der Verehrung, die Gott vor allen andern von den Menschen fordert, so müßte er auch Sorge getragen haben, sie alle davon zu unterrichten, oder glaubt man, daß er auf unsere Lehrer

und Prediger warte, um uns die rechten Begriffe in der Religion beyzubringen?

Ein Mensch, der allein auf der Erde lebte, würde keines äusserlichen Gottesdienstes nöthig haben; dieser ist nicht Gott zu gefallen eingeführet, sondern, um die Glieder der Gesellschaft, durch das öffentliche Bekenntniß einer und derselbigen Religion, mit einander zu vereinigen. Diese Einigkeit ist unglücklicher Weise durch die Vielheit der unterschiedenen Arten, Gott zu dienen, verlohren gegangen. Bey diesen Umständen ist die Pflicht des Weisen, sich an den innerlichen Gottesdienst zu halten, welcher keinen Unterschied leiden kann. Und was den äusserlichen Gottesdienst betrift, in welchem er gebohren, so muß er, wenn solcher mit den Gründen der natürlichen Religion bestehen kann, sich eine Pflicht daraus machen, ihn im geringsten nicht zu verletzen, und weder zu stöhren noch abzuschweren. Ich halte es einem Türken zu gute, daß er Muselmann ist; ich würde es aber keinem Christen vergeben, der es würde. Es ist ärger, als alle Schwärmerey, die Gewissen zu beunruhigen um solcher Materien willen, welche die Ehre Gottes nicht betreffen.

Im übrigen ist es nicht zureicheud, demjenigen genug zu thun, was man dem höchsten Wesen, durch die Uebung des innerlichen Gottesdienstes, schuldig ist; es giebt auch Pflichten, die in Ansehung unsers Nächsten zu erfüllen sind, und davon werden wir im letzten Theile dieses Werks handeln. Von diesen Pflichten ist die Achtung für denjenigen Gottes-

dienst, der eingeführt und gebräuchlich ist, eine. Bevor wir aber zu demjenigen schreiten, was wir andern schuldig sind, erfordert die Ordnung, bey dem, wozu wir uns selbst verbunden sind, den Anfang zu machen.

Zweiter Theil.

Von der Weisheit.

Die Pflichten des Menschen gegen ihn selbst sind auf die Liebe gegründet. Die Eigenliebe, im guten Verstande, ist kein Laster, sondern vielmehr eine Pflicht: Sie hat zween Vorwürfe, den Leib und die Seele. Schutzrede für die Eigenliebe; die übeln Folgen, die man ihr beimißt, machen sie nicht verwerflich. Der Leib muß der Seele, und die Seele Gott unterworfen seyn. Worinn die Weisheit bestehe. Mittel, glücklich zu seyn. Eintheilung dieses zweiten Theils.

Wir wollen gegenwärtig den Menschen an und für sich, und als ein ganz abgesondertes Wesen betrachten; wir wollen, für einige Augenblicke, alles, was ausser ihm ist, bey Seite setzen, und wollen, in dieser Absicht, untersuchen, was seine Pflichten sind, in Ansehung seiner selbst.

Bis hieher haben wir ihn als ein Geschöpf gesehen, das seinem Schöpfer unterworfen ist, und haben gezeiget, wie der Gehorsam gegen seine Gebote aus der brennenden Liebe, die wir ihm schuldig sind, entstehen müsse. Itzt haben wir von demjenigen zu handeln, was er sich persönlich schuldig ist, und wir

wir wollen eben auch die Schuldigkeit, diese zwote Classe seiner Pflichten zu erfüllen, auf die Liebe gründen, die das Gesetz der Natur von ihm, gegen sich selbst, erfordert.

Wenn ein Pietiste sich mit der Sittenlehre abgiebt, wie solches zum öftern geschicht, und er hat zu seinem Text die Eigenliebe genommen, so wird seine Predigt Mühe haben, aufzuhören. Unter dem Schein, daß die Religion dem Menschen verbietet, (so wie die Vernunft eben dasselbe thut) eitel und stolz, und wollüstig, und weichlich zu seyn, wird ein solcher unerbittlicher und strenger Orthodoxe verlangen, daß ein weiser und vernünftiger Mensch ihm selbst zu verhehlen suche, daß er ein rechtschaffener Mann sey; ein erleuchteter Philosophe soll sich mit dem dummen und unwissenden Pöbel in eine Classe stellen; man soll sich selbst verachten, einen unversöhnlichen Haß gegen sich selbst haben; und diesem zufolge seine Neigungen einschränken, seine Begierden zwingen, und seinem Geschmack wehe thun, es mögen auch der Geschmack, die Neigungen und die Begierden so unschuldig seyn, wie sie wollen.

Seitdem diese Eiferer schreyen, hat die Eigenliebe einen so bösen Namen bekommen, daß man sich schämet, sie öffentlich zu entschuldigen, so wie man überhaupt selten jemand findet, der Herz genug hat, die Partey des Unterdrückten zu nehmen. Lasset uns inzwischen einen großmüthigen Streich wagen, und ihre Ehre vertheidigen, der man vielleicht gar zu leichtsinnig einen Flecken angehangen hat.

Wir müssen uns inzwischen über die eigentliche Bedeutung des Worts erklären. Verstehet man Einbildung, Hochmuth und Eitelkeit unter dem Worte Eigenliebe, so übergebe ich sie der Strenge ihrer Verfolger, und bin ihr erster Feind. Nimmt man aber mit mir die Eigenliebe für die starke Neigung, welche die Natur uns zu uns selbst einpräget: so ist sie unschuldig, rechtmäßig und unentbehrlich.

Wir sind aus Leib und Seele zusammen gesetzet. Der Leib ist Zufällen unterworfen, die ihn beschädigen und zernichten; die Seele ist solcher Ideen fähig, die sie betrüben und kränken; solcher Empfindungen, die sie erniedrigen, verunehren und beflecken. Zur Erhaltung unserer Leiber hat uns Gott den Trieb der Natur verliehen, welcher für ihre Sicherheit wacht, sie für alles, was ihnen schädlich ist, bewahrt, und ihnen zu erkennen giebet, was sie nöthig haben. Um unsere Seelen für alles dasjenige zu schützen, was ihrem Glück, oder ihrer Unschuld, gefährlich seyn könnte, hat er ihnen die Vernunft gegeben, deren Licht vor ihnen hergehet, sie zur Wahrheit leitet, ihnen die wahren Güter zeiget, und dabey die Mittel an die Hand giebet, solche zu erlangen.

Nichts ist also von unsrer Seite der göttlichen Ordnung gemäßer, als für das Wohl unsrer Seelen und unsrer Leiber zu wachen. Für ihr Wohl aber wachen, ist das nicht, sie lieben?

Das Gesetz der Natur befiehlet, daß wir unsers gleichen so begegnen sollen, wie wir wollen, daß uns begegnet werde; der Gesetzgeber verstehet ohne Zweifel darunter nicht, daß wir übel mit ihnen um-

ge-

gehen sollen, und daraus können wir schliessen, daß er eben so wenig will, daß wir uns Leid thun. Dieses Gesetz befiehlet uns auch, sie so zu lieben, als uns selbst, und setzet also zum voraus, daß wir uns selbst lieben sollen.

Ich leugne nicht, daß die Eigenliebe nicht auch ihr Böses habe. Sie macht uns gegen unsere Unvollkommenheiten blind, und läßt uns öfters zu viel Nachsicht für unsere Fehler. Die eheliche und väterliche Liebe aber hat auch ihre Schwachheiten, soll man sie deswegen verbannen?

Liebet euch selbst mit Klugheit und mit Maße: Haltet die Liebe des Leibes und der Seele, den Trieb der Natur und die Vernunft, jedes in seiner gehörigen Ordnung; und sodann fürchtet euch nicht, daß euch eines oder das andere davon das geringste eingeben könne, wodurch Gott erzürnet werde, und warum er euch strafen würde. Die Vernunft muß befehlen, und der Trieb ist nur zum gehorchen gemacht. Die Liebe der Seele muß vorgehen, denn die Seele ist edler, als der Leib; dieser ist nur von Erde gemacht, jene aber ist ein himmlisches Wesen. Unterdrückt den Aufstand des Leibes, wenn er der Seele entgegen, oder im Wege ist. Bändiget selbst die Seele, und zwinget sie wieder zu ihrer Pflicht, wenn es geschähe, daß sie vergässe, was sie dem göttlichen Wesen schuldig ist, von dem sie ihren Ursprung hat. Der Leib muß der Seele, und die Seele Gott gehorsam seyn. Von dieser Unterwerfung hängt das Wohl dieser beyden Wesen ab, und diese zu unterhalten, darinn bestehet die Weisheit. Denn die Weisheit ist nichts

an-

anders als die rechte Wahl derer Mittel, die fähig sind, uns glücklich zu machen.

Wenn man, da man einen Leib hat, die Befriedigungen der Sinnen als unnützlich zur Glückseligkeit verwirft, so nimmt man ohne Grund eine falsche Geistigkeit an. Suchet man nichts anders als diese, und rechnet die Ergetzungen, woran die Sinnen keinen Antheil haben, für nichts, so gehöret man in die Classe des Viehes.

Ist die Unterwerfung der Seele unter Gott, und des Leibes unter die Seele zum Stande gebracht; so ist das grosse Mittel glücklich zu werden dieses: Daß man seine Sitten nach dem Gesetze Gottes einrichtet, welches die einzige Regel davon ist, (denn Gott hat uns nichts vorgeschrieben, das nicht unsere größte Glückseligkeit gerade zur Absicht hätte,) und also muß man, um unsere Sitten darnach einzurichten,

1) Klüglich unterscheiden, was es befiehlet und verbietet.
2) Muth genug haben, ihm zu gehorchen, es mögen dabey auch noch so viel Schwierigkeiten zu übersteigen seyn.
3) Das Tugendhafte dem Nützlichen vorziehen.
4) Seine Begierden im Zügel halten.

Wir wollen also der Ordnung folgen, welche diese Materie selbst anzugeben scheinet, und insbesondere von der Klugheit, hernach von der Stärke, von der Gerechtigkeit und von der Mäßigkeit handeln.

Das erste Capitel.

Von der Klugheit.

Ihre Beschreibungen. Sie reguliret unsere Gedanken, unsere Meynungen, unsere Worte und unsere Handlungen. Hier ist die Rede nicht von derjenigen, die mit unsern Gedanken beschäfftiget ist, weil sie insbesondere mit Sitten nichts zu thun hat. Eintheilung dieses Capitels.

Die Klugheit ist die Kunst zu wählen. Man ist klug, wenn man unter vielen Vorwürfen denjenigen zu unterscheiden weiß, der den Vorzug verdienet. Die Klugheit hat also zwo Beschäftigungen. Sie erleuchtet unsere Einsicht, und regieret unsern Willen; sie lenket unsere Wahl bey den Lehrsätzen, die unser Nachsinnen beschäfftigen, und bey denenjenigen, die unsere Handlungen betreffen.

Sie schützet den Verstand gegen die Vorurtheile und Uebereilung, und wenn er von dieser klugen Minerva geleitet wird, so hänget er denen Lehren, die ihm vorkommen, in keinem grössern Grade an, als es der Grad ihrer Gewißheit erfordert. Er glaubt diejenigen zuversichtlich, die klar und zuverläßig sind; die es nicht sind, setzet er unter die Wahrscheinlichkeiten; es giebt andere, wobey sein Glaube im Gleichgewicht bleibet; kömmt aber das Wunderbare hinzu, so wird er um destoweniger leichtgläubig, er fängt an zu zweifeln, und fürchtet sich durch Blendwerk betrogen zu werden.

Weniger strenge sind die Gesetze der Klugheit, wenn es solche Lehren betrifft, die zur Ausübung kom-

kommen müssen. Das Herz erwartet keine vollständige Gewißheit sich zu entschliessen, inzwischen fordert es wenigstens wahrscheinliche Bewegursachen, um mit einigem Grunde wählen zu können. Wollte man solche Vorwürfe begehren, die wahrscheinlicher Weise unserm Glücke entgegen seyn würden? das würde eine schädliche Unvernunft seyn. Verlangte man solche, die den guten Sitten zuwider wären, so würde es eine lasterhafte Unklugheit seyn: Was aber lasterhaft ist, das ist nicht weniger gefährlich, weil im Himmel ein Rächer ist, der frühe oder späte kein Laster ungestraft lassen wird.

Die Klugheit, die nur mit solchen Lehren zu thun hat, welche nichts weiter als Betrachtung und Nachsinnen erfordern, gehet uns hier nichts an; sie gehöret in die Metaphysik, und ich überlasse sie derselben. Diejenige, die ich hier abzuhandeln habe, ist die kluge Behutsamkeit, die unsere Gedanken, Worte und Handlungen regieren muß, und ich werde davon drey besondere Artikel machen.

Der erste Artikel.

Von der Behutsamkeit.

Ob die Klugheit den Neigungen die Wurzel abschneiden müsse oder könne? Willkührliche Neigungen, Neigungen, die durch die Sinne entstehen, Neigungen, die durch äusserliche Vorwürfe veranlasset werden, sind der Same des Hochmuths, der sinnlichen Begierden, des Geizes und der Ehrsucht.

Die Neigungen sind nicht freyer als die Gedanken: Sie entstehen mehrentheils, ohne daß der Wille

le Theil daran hat. Die allerbehutsamste Klugheit kann ihnen die Wurzel nicht benehmen. Es würde auch eine überflüßige Arbeit seyn, weil dasjenige, was nicht freywillig ist, auch nicht strafwürdig seyn kann. So unschuldig sie aber sind, so gefährlich können sie seyn, wenn sie auf solche Vorwürfe verfallen, die durch das göttliche Gesetze uns untersaget sind. Wir müssen fürchten, daß, da sie zu öfters wiederkommen, sie zu viel Gewalt über unsere Seele erhalten, sie ganz einnehmen, und diese, durch schmeichlerische Hoffnungen verführt, oder durch einen aufrührischen Lärmen betäubet, unachtsam, oder gar taub gegen die Erinnerungen der Vernunft werden möge.

Nun werden die Neigungen des Herzens, auf welche man wohl Acht zu geben hat, entweder im innersten der Seele, ohne Zuthun des Leibes erzeuget; oder sie werden durch die Sinne erreget; oder auch durch solche Vorwürfe veranlasset, die ganz ausser uns sind. In die erste Classe setze ich die eitelen und einbilderischen Neigungen, die der Same des Hochmuths sind; in die zwote gehören die sinnlichen Begierden, welche die Wurzel der Unmäßigkeit sind; und zur dritten Classe rechne ich die Begierden, die in unsern Augen weiter keinen Werth haben, als den sie durch unsere Vorurtheile erhalten; dergleichen sind diejenigen, die durch Reichthum und Ehre in uns erreget werden, und mit der Zeit, wenn sie erst Wurzel in uns gefaßt haben, zu Geitz und Ehrsucht werden; denn alle diese unterschiedenen Begierden werden durch ihre oftermalige Wiederholung zu Ge-

wohn-

wohnheiten, und diese Gewohnheiten sind nichts anders, als das, was wir Leidenschaften nennen.

Die Leidenschaften selbst, wenn sie auch unerlaubte Absichten haben, werden deswegen nicht strafbarer, ohne Einstimmung des Willens, weil die wiederholten Begierden, aus welchen sie entstehen, nicht strafbar sind, wenn das Herz, das sie erzeuget, sie sogleich verwirft. Man hat aber Ursache zu fürchten, daß sie die Seele, durch ihre beständige Wirksamkeit, verführen, sie nach und nach schwächen, und endlich so weit bringen; daß sie zuletzt unters Joch kömmt, und selbst zu ihrer Ueberwindung mit Hand anleget.

Verhindert demnach, so viel an euch ist, durch eine beständige Wachsamkeit über die Begierden, den Anfang, oder wenigstens den Fortgang unordentlicher Leidenschaften. Lasset selbst diejenigen nicht aus den Augen, die euch unschuldig scheinen, weil sie aufhören unschuldig zu seyn, so bald sie ihre Schranken überschreiten.

Es giebt einige Leidenschaften, die man ohne Nachsicht unterdrücken muß; andere hergegen sind, die man bloß im Zügel zu halten hat. Man unterscheide diejenigen Leidenschaften, die durch ihren Vorwurf tadelhaft sind, von denen, die es bloß durch die Ausschweifungen werden, und, um ordentlich zu verfahren, laßt uns bey denenjenigen den Anfang machen, die ihren Ursprung in der Seele selbst haben, ich meine den Hochmuth, oder eine eitele Einbildung von sich selbst.

§. 1.

§. 1.

Vom Hochmuth.

Sein Ursprung. Die rechte Meynung von sich selbst zu haben, ist sehr schwer, aber nicht unmöglich, durch was für einen Weg man dazu gelanget. Man muß sich nicht allein von der Seite ansehen, wodurch man gefällt. Man muß auch einen andern nicht nach dem Ansehen beurtheilen, daß er in der Welt erhalten.

Der Hochmuth entstehet in uns von dem gar zu vortheilhaften Begriffe, den wir uns von unserm eingebildeten Verdienste machen. Es brauchts also nichts weiter, dem Hochmuth vorzubeugen, als daß man sich selbst mit der genauesten Richtigkeit schätze. Wie schwer aber ist es nicht sich zu wägen, wenn man selbst die Wagschale hält?

Einer, der 400 Pistolen Einkünfte hat, ist um einen vierten Theil reicher, als der, so jährlich nur 1000 Rthlr. einzunehmen hat. Die Rechnung ist richtig und sicher. **Rousseaux** hätte selbst sagen können: ich mache bessere Verse als **la Motte.** Obgleich diese Vergleichung nicht so leicht ist, so ist sie doch möglich. Wir haben einen Poeten gehabt, der sich von einem andern überwunden erkannt, und diesem selbst Höflichkeiten darüber gesaget hat. Es war **Rotrou,** der ein solches wundersames Exempel der Bescheidenheit abgeleget, dem er aber nachher so wenig folgte, als er sahe, wie sehr der Beyfall, den der grosse **Corneille** fand, seinen Lorbeern nachtheilig war. Man lese ihn nur; sein Bekenntniß ist nicht zweydeutig:

„Sowohl dir Recht zu thun, als um dir zu gefallen,
„Corneille, rede ich, und kann unmöglich schweigen;
„Beurtheil dein Verdienst, dem in der Welt nichts gleicht,
„Nach dem Geständnisse des Nebenbuhlers selbst ꝛc.„

Das Zeugniß eines Dichters, der vermögend war, sich selbst für geringer zu erklären, als einen andern, hätte nicht müssen verdächtig seyn, wenn er in Vergleich mit einem schwächern, sich selbst für stärker, oder wenigstens dem andern gleich, erkläret hätte.

Dieses einzige Exempel ist zureichend, um zu erweisen, daß es möglich obgleich unendlich schwer ist, von seinem eigenem Wehrt richtig zu urtheilen; hiezu gehöret aber, ausser vieler Redlichkeit, daß man sich selbst nicht anders schätze als nach gewissen Vergleichungen, und **Rotrou**, so bescheiden er auch war, würde sich selbst nicht für einen mittelmäßigen Dichter gehalten haben, wenn er zehn Jahre vor **Corneille** gelebet hätte. Lasset uns also dieser Methode folgen, um unsern Hochmuth zu mäßigen.

Du glaubest, stolzer und eingebildeter **Reauverse**, ein grosser und gefälliger Redner, ein Wunder der Beredsamkeit zu seyn: Setze dich aber in Vergleichung mit andern; es findet sich gewiß jemand, der dir entgegen gesetzet werden kann Wiewohl du hast es schon mehr als zu gut erfaren, wie du, unter dem Schein, deiner Parthey zu dienen, einen gefährlichen Gegner, mit Erbitterung und Heftigkeit, angriffest, dessen Name allein den deinigen zu verfinstern vermögend war. Ich will aber für einen Augenblick zugeben, daß du den Sieg davon getra-

gen habest; so sind jedoch vielleicht schon zwanzig andere Nebenbuhler da, die auf dich warten, und von denen der geringste dich zu Boden werfen wird. Kann die Furcht fürs Zukünftige deinen Trotz nicht demüthigen, so laßt uns im Vergangenen suchen, denn ich wünschte dich zu bessern. Gehe einige Jahre zurücke, und setze dich in die Zeit, wo die Bahn, in welcher du läufest, so schön und so prächtig war. Damals wuchsen keine Palmen für deines gleichen. Jedoch, du sollst völlig zufrieden gestellet werden: Demosthenes und Cicero, Patrû, le Maitre und le Normant, sollen in Vergleichung mit dir nichts seyn, der Himmel hatte für dich allein die Gabe zu reden aufgehoben. Du schreibest aber schlecht, gestehe es, und werde erträglicher.

Hat man sich seine Nebenbuhler, in denjenigen Dingen, ausgesucht, worinn man glaubt, sich hervor zu thun, und der Kampf ist vorbey, so bleiben doch, wenn man gleich den Sieg erfochten, noch einige Mittel übrig, unsern Hochmuth zu unterdrücken.

Ich würde vielleicht einem Hochmüthigen umsonst vorstellen, daß er die Gaben, wodurch er sich hervor thut, vom Himmel empfangen, und also kein Recht hat, darauf zu pochen. Ich höre ihn, deucht mich, antworten, daß, da Gott unsere Verdienste belohnet, solche auch nothwendig unser seyn müssen; und daß aus derselbigen Ursache, auch unsere Gaben uns gehören, zum wenigsten deswegen, weil wir sie ausgearbeitet haben. Es mag darum seyn; ich will auf dieses Mittel nicht bestehen; denn es giebt noch an-

dere, die gegen den Stolz und die Einbildung mit gutem Nutzen können angewandt werden.

Zeuxis ist ein vortreflicher Mahler. Man stelle ihn mit allen seinen Nebenbuhlern in Vergleichung, so wird man ihm den Sieg zusprechen. Dieser Punct ist ausgemacht. Es giebt aber tausend andere, die gegen einander zu halten und zu vereinigen sind, bevor man den ganzen Werth des Zeuxis fest setzen kann. Man betrachte seinen Verstand, der ist dick und unbearbeitet; sein Character wild; seine Gemüthsbeschaffenheit widerspenstig und zänkisch; sein Herz niederträchtig und treulos; seine Aufführung unordentlich.

Wir wollen gegen den Zeuxis, dessen ganzes Verdienst darinn bestehet, daß er ein gutes Gemählde machet, den weisen Podalirus zum Gegengewicht auf die Wagschale stellen. Dieser ist ein guter Vater, ein guter Bürger, ein zärtlicher und dienstfertiger Freund; ein aufgeweckter Geist, aber dabey demüthig und bescheiden; ein vernünftiger Schriftsteller, der sich aber nicht nennet; ein Liebhaber von guten Künsten und Wissenschaften, und ein Kenner von allen. Ist die einzige Geschicklichkeit gut zu mahlen von solchem Werthe, daß man den Mahler Zeuxis über den Podalirus erheben darf?

Es ist die größte Ungerechtigkeit, wenn man, um seinen Stolz zu rechtfertigen, die einzige Stelle hervor suchet, wo man etwa einigen Werth hat, und unterdessen von der Vergleichung zwanzig schwache Stellen, wodurch man geringer wird als der, mit

dem

dem man sich vergleichet, und hundert Fehler, die der andere nicht hat, betriegerisch wegläßset.

Meine ganze Habseligkeit bestehet in 300 Rthlr., die ich bey der Cammer beleget habe und die mir bezahlet werden, wenn sie fällig sind; **Lycas** hat daselbst nicht mehr als 25 Mark; er hat aber hundert Morgen Holzung, fünf hundert Morgen Acker, eine Zwangmühle, die Einnahme von einem Zoll; einen Antheil in den Bergwerken; gewisse Gefälle an Korn, an Oel, an Wein, an Federvieh. Bin ich nun reicher, oder ist es Lycas?

Es ist eine sehr falsche und irrige Art, von dem Verdienste eines Menschen zu urtheilen, wenn man ihn nach dem Aufsehen schätzet, das er in der Welt machet. Und da setzet man ostermals die Trompete über die Flöthe.

Callimachus, zum Exempel, ist der Poete in der Mode; er schreibet einen artigen Vers, und philosophiret ziemlich gut. Die Natur aber scheinet sich in der Zeugung seines Geistes dergestalt erschöpfet zu haben, daß sein Herze darüber nicht die geringste Redlichkeit und Aufrichtigkeit erhalten hat.

Jenade hergegen suchet keine Lorbeer auf dem Pindus zu brechen, nichts destoweniger aber nähert er sich der Unsterblichkeit, nur, daß er langsamer gehet, und einen andern Weg einschläget. An statt Verse zu machen, welches eine Art von Arbeit ist, die durch die öffentlichen Zeitungen, und den Druck gar bald bekannt gemacht wird, verrichtet er Curen. Er lässet den Callimachus dem Euripides und Pindarus folgen; sein Muster bleibet der Hippocrates;

an statt einem müßigen Leser die Zeit zu vertreiben, verschafft er den Kranken die Gesundheit wieder, er hat aus Neigung eine Beschäfftigung gewählet, wodurch er seinen Mitbürgern nützen kann, und die Wirkungen davon sind seiner gutthätigen Neigung gemäß.

Callimachus selbst, der den Hof besuchet, oder wenigstens mit einigen Hofleuten umgehet, läßt sich vielleicht nicht einfallen, daß man mit einigem Rechte ihn mit dem Jenade in Vergleich stellen könne; ich aber kann mir nicht einbilden, daß man ohne Ungerechtigkeit ihm denselben nicht vorzuziehen habe.

Der Sternkundige **Uraniscopus** siehet einen neuern Archimedes bey einer dunkeln Aufgabe grau werden; er blicket ihn mit Mitleiden an, und saget mit Sanftmuth bey sich selbst: Dieser arme Träumer weiß vielleicht in diesem Augenblicke nicht, in welchem Grade der Höhe das **Auge des Stiers** stehe.

Jener beräucherte Alchymist, der seine Liebe zu Gold und Silber für die Weisheit nimmt, glaubet, daß er, und sonst niemand, die Eigenschaften eines Philosophen besitze; stolz über den Tittel, womit er sich selbst zieret, siehet er alle Menschen verächtlich an, deren Zimmer nicht mit Schmelztiegeln angefüllet sind.

Soll ich mich bis zu denjenigen niederträchtigen Gemüthern herab lassen, die keine andere Zuflucht haben, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, als ihre Ueppigkeit und ihren Ueberfluß? Ich würde es demjenigen nicht einmal vergeben, der demüthig bey seinem Reichthum ist, und dadurch zu verdienen glaubet,

bet, daß man ihn hoch schätzen müsse. Man thut dem Reichthum noch zu viel Ehre an, wenn man sich ein Verdienst daraus machet, daß man sich nichts darauf einbildet. Ist denn das schon weise seyn, wenn man nur keine Ausschweifungen begehet?

§. 2.

Von den sinnlichen Begierden.

Wir haben solche von der Natur, und man muß sie nicht unterdrücken, sondern sie vielmehr zu befriedigen suchen, und nur ihnen gewisse Schranken setzen. Mäßige Ergetzungen sind dem Menschen nicht untersaget, sondern sind ihm vielmehr nothwendig. Die sinnliche Empfindung selbst kann mit der höchsten Tugend ganz wohl bestehen.

Ich verstehe unter den sinnlichen Begierden das Verlangen, welches in uns die Bedürfnisse unsers Leibes erregen, als den Trieb zu essen, zu trinken, zu schlafen, wenn der Leib Hunger, Durst, oder Müdigkeit empfindet. Ich habe schon oben gesagt, daß diese Begierden unschuldig, und nichts weiter als Erinnerungen sind die uns die Natur zur Erhaltung unsers Leibes giebet. Ich füge hieraus einer nothwendigen Folge hinzu, daß, an Statt sich ihnen zu widersetzen, es vielmehr billig sey, ihnen genug zu thun. Es ist eine Tugend, sich von Dingen zu enthalten, welche uns die gesunde Vernunft untersaget, dahingegen kann ich die Enthaltung von erlaubten Dingen für kein Verdienst halten. Man muß aber inzwischen auch nicht weiter gehen, als sie nur bloß zufrieden stellen. Alles was man dem Lei-

be über die Nothwendigkeit zu gute thut, ist eine Ausschweifung, die ihm schädlich ist; die süssesten Ergetzungen selbst, wenn sie zu weit gehen, hören auf, es zu seyn, und werden zur Marter, die um desto schmerzhafter ist, weil die Reue hinzukömmt.

Man fordere von mir keine genaue Ausrechnung von der Maße der Nahrung und der Ruhe, die man dem Leibe bewilligen kann; denn diese muß nach dem Maße seiner Bedürfnisse eingerichtet werden. Müßig bleiben, wenn die Müdigkeit ersetzet ist, das ist Faulheit, und sich mit Essen und Trinken anfüllen, wenn der Hunger gestillet ist, das ist Unmäßigkeit.

Was die Wahl des Getränkes und des Essens betrifft, so muß dabey die erste Sorge seyn, diejenigen zu vermeiden, die der Gesundheit nachtheilig sind: Alles Fleisch, das Moses als unrein verbot, war in der That von harter Verdauung. Bey demjenigen aber, was gesund ist, darf man nichts als seinen Geschmack zu Rathe ziehen: Nichts ist, das unserm Gaume die Wahl untersaget.

Eben dieses behaupte ich von allen Begierden des Leibes. Vermeidet die Uebermaße, denn diese ist schädlich und strafbar; schränket ihr euch aber in die Schranken ein, welche euch eure Bedürfnisse setzen, so verlanget die Ehre nimmer, daß ihr den Ergetzungen entsaget. Diese sind vielmehr selbst eine Art von Nothwendigkeit, eine Art von Stillstand oder Zwischenspiel, da unterdessen der Mensch sich erholet, und neue Kräfte sammlet, um hernach desto besser wieder aushalten zu können. Die sinnlichen Empfindungen sind nur alsdenn gefährlich,

und schwächen uns, wenn sie durch die Gewohnheit zur Nothwendigkeit werden. Sie werden denjenigen nimmer verführen können, der sie ohne Verdruß entbehren kann. Die Helden (ich verstehe Helden in der Tugend, und gebe diesen Namen nimmer den Verstöhrern des menschlichen Geschlechtes) die Helden, sage ich, sied keine Anachoreten, die alle Lust verschworen haben, sondern es sind solche Menschen, die sich derselben enthalten können, so bald es die Ehre, oder das Wohl des Vaterlandes, erfordert.

§. 3.

Von dem Geitze und der Ehrsucht.

1) Die Liebe zum Reichthum ist nur in der Uebermaße strafbar, und ist nicht allezeit Geiz. Abbildung eines Geizigen. 2) Ehrsucht, von zweyerley Art: die erste Art; ihre Wirkungen; die zwote Art; Vergleichung der letzten mit der ersteren.

1) Eine unordentliche Geldliebe ist, so wie fast alle Leidenschaften, kein Laster, als durch die Uebermaße; wird sie vernünftig gemäßiget, so wird sie wieder zu einer unschuldigen Neigung. Gold und Silber ist, durch eine allgemeine Bewilligung, der Schlüssel zur Handlung, und das Werkzeug unsrer Bedürfnisse; es ist nicht strafbarer, dieses Metall zu verlangen, als diejenigen Sachen selbst zu begehren, die man dafür erhalten kann. Wie aber zu viele Speisen den Magen mit einer Uebermaße von Nahrung beladen, die der Verdauung hinderlich ist; so verursachet der Ueberfluß des Reichthums auch eine Art von Ueberfüllung, die von gefährli-

chern Folgen ist; weil sie mehrentheils die Sitten verderbet.

Alle unmäßige Liebe zum Reichthum ist ein Laster, sie ist aber nicht allezeit **Geiz**. Ein Geizhals ist eigentlich derjenige, der den Gebrauch des Geldes, welches dazu gegeben ist, um uns die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen, verkehret, und sich solche lieber versaget, als seinen Schatz verringert, oder nicht vergrössert, der für ihn unnütz bleibet.

Verlanget ihr hievon ein Muster, so findet ihrs **im Chrysolater**. Man sehe seine ganze Person an; vom Kopfe bis zu den Füssen ist er mit eckelhaften Lumpen bedecket, die aber sehr übel auf einander, durch seine eigene Hände geflicket sind. Gehet in sein Zimmer: Alles ist daselbst der Verstörung seiner Person gemäß; sein Bette, seine Stühle, seine Tapeten, sind durch ihr Alterthum merkwürdige Denkmahle veralteter Moden. Er lässet sorgfältig darauf, so wie auf seinen Kleidern, einen dicken Schmutz sitzen, der durch und durch gehet, und den Stof so viel stärker machet. Die Reinlichkeit, sagt er, ist nur für die Verschwender. Wir wollen ihn mit den Augen begleiten. Es ist Zeit, zu Tische zu gehen. Einmal ist es eine Regel für ihn, daß die Thüren, ehe er sein Tischgebet verrichtet, verriegelt seyn müssen. Nach den Dieben scheuet er sich für niemand so sehr, als für die Schmarotzer. Denn die, so etwa Geld von ihm leihen wollten, werden nicht mehr gefürchtet, weil er schon seit langer Zeit sie zu verbannen gewußt. Auf zweyen wurmstichigen

gen und übel zusammen gefügten Brettern, die auf einem wankenden Fusse ruhen, erscheinet ein aufgewärmtes Stücke Fleisch, das in einer klaren Suppe schwimmet; ein Stückgen alt schwarz Brod, ein Becken mit Wasser, und nichts weiter.

Wer aber klopfet an seine Thüre, ehe noch die Mahlzeit vollendet ist? Es ist sein Vetter, der sein Erbe ist, und aus Hochachtung für sein Gut, ihm fleißig die Aufwartung machet. „Ey, mein Vet„ter, schreyet er ihm zu, so bald er ihn von weitem „erblicket, wißt ihr keine andere Zeit, mir beschwer„lich zu seyn, als wenn ich esse? Ich mag gerne al„lein speisen, das ist meine Weise, und ich werde eu„rentwegen darinn keine Aenderung machen. *** „Was aber suchet ihr? Kommt ihr, mich zu besteh„len? Es thut mir leid, daß ichs euch sagen muß, „eure Hände und eure Augen beunruhigen mich. „Höret, mein Vetter, ihr thätet wohl, glaubt mirs, „euch die Mühe zu sparen, mich so oft zu besuchen. „Ich bin versichert, daß ihr mich für reich haltet, „denn das ist mehrentheils die Schwachheit der Er„ben. Lasset euch ein für allemal gesaget seyn, daß „ich es nicht bin. Ich bin verarmet, ich habe „nichts, nichts in der Welt.„

Bevor wir aber ihn verlassen, müssen wir sehen, wie viel an der Wahrheit von dem fehlet, was er vorgiebt. Der Tag neiget sich, und die Stunde kömmt, da er seinen Gott anbetet, sein Geld zählet, es streichelt, und es wieder in seinen Kasten leget. *** Seine Rechnung ist gemacht. Was aber brummet er itzo zwischen den Zähnen? Nichts, als

die Summe von seinem Capital. „Hundert fünf „und zwanzig tausend Thaler, zwey Schilling, „vier Pfenning. *** Wie viel Mühe braucht „man nicht, setzet er hinzu, indem er seinen Kasten „zuschliesset, um sich ein kleines ehrliches Eigen„thum zu erwerben?„

Ich will nichts von den rasenden Verschwendern sagen, denen die größten Einkünfte nicht zureichend sind, die mitten im Ueberflusse arm sind, und die, je mehr sie einzunehmen haben, desto mehr ihrem Verderben entgegen eilen, weil sie immer mehr verzehren als ihre Einkünfte betragen, sie mögen so groß seyn, wie sie wollen. Ich werde eine andere Gelegenheit finden, von ihnen zu sprechen.

2) Es giebt andere Herzen, die von einer andern Art von Schätzen unersättlich sind; dieß sind die Ehrsüchtigen. Der Vorwurf ihrer Begierden ist viel phantastischer, dagegen aber sagen sie, daß er viel edler sey.

Es sind zweyerley Arten von **Ehrsucht.** Die erste macht den Menschen, den sie regieret, nach nichts, als einem hohen Rang streben, lässet ihn diese Begierde als die Leidenschaft grosser Geister ansehen, und räumet allen Zweifel aus dem Wege, der ihn zurück halten könnte. Alle Mittel sind ihm gut, wenn sie ihm zu seinem Zweck verhelfen können. Hat er keine andere Schwierigkeiten zu übersteigen, als die ihm das Gewissen machet, so erhält er gewiß seinen Zweck, und weiß dieses schon zum schweigen zu bringen. Die Ursach aller seiner Uebelthaten scheinet ihm gar zu schön, um nicht versichert zu seyn, daß

sie ihm zur Entschuldigung dienen werde. Alle diejenigen, die sich durch den Abscheu fürs Laster, oder durch die Reue darüber, nicht haben bewegen lassen, sind entweder nicht ehrgeizig gewesen, oder sie waren es nur halb, und auf diese werden nimmer einige Gnadenbezeugungen, noch Beförderungen fallen.

Ein rechtschaffener Mann kann dem Staate nützlich seyn; es geschiehet aber selten, daß der Staat für sein Glück Sorge träget, es mögen seine Geschicklichkeiten so groß seyn, wie sie wollen. Es fehlet ihm nicht an Eifer, seinem Fürsten würdig zu dienen. Er hat aber nicht die nöthige Geschmeidigkeit sich für seine Lieblinge niederträchtig zu schmiegen; und dieses ist gleichwol eine nothwendige Geschicklichkeit, ohne welche man auf halbem Wege bleibet.

Dieß ist die Art von Ehrsucht, wodurch die sogenannten Helden entstehen, welche sie zu Feinden aller benachbarten Staaten machet, sie das Völkerrecht und die Heiligkeit der Friedenshandlungen brechen lässet, und sie zu Geisseln der Fremden und zu Tyrannen ihrer Unterthanen machet.

Eben diese ist es, die so viele niederträchtige Obrigkeiten zeuget, welche sich erkaufen lassen, den Begierden der Großen zu dienen, zu schwach, um ihnen heilsame Rathschläge zu geben, ungerecht genug, um diejenigen Urtheile zu fällen, so die Herrschsucht eingiebet, und Unterdrücker des Volkes sind, dem sie zur Zuflucht dienen sollten.

Diese ist es auch, die in den Herzen der Priester, Pfaffen und Münche den Durst der Ehre erreget, wel-

welche so manchesmal den Mund durch unwürdige Schmeicheleyen schändet, der nur blos bestimmet ist, die Ehre Gottes zu predigen; welche die Vorsteher der Religion zu niederträchtigen Höflingen machet, und verursachet, daß sie nach eingebildeten Würden streben, und nach dem Dienste eines fremden Regenten seufzen.

Es ist ein verwunderlicher, aber wahrer Satz, daß diejenigen, die eine unmäßige Ehrsucht haben, selten stolz sind, ohne damit die äusserste Niederträchtigkeit zu vereinigen. Aus blosser Begierde, groß zu seyn, ohne zu wissen, was wahrhaftig groß ist, kriechet der Ehrgeizige, um sich zu erheben, gleich einer Schlange, die sich nicht in die Höhe bringen kan, als indem sie den Bauch gegen die Erde drücket.

Orgaste ist frech und wild, wollüstig, eitel und boshaft: Er weiß nichts, urtheilt aber von allen. Er kennet weder Gerechtigkeit noch Gesetze, sein Eigensinn aber dienet ihm Statt dieses alles. Er verschmerzet die Beschimpfungen mit Gelassenheit, weiß sich aber an denjenigen zu rächen, die unglücklich sind, und ihnen wehe zu thun.

Es wird eine Bedienung ledig, eine verhaßte Stelle, die demjenigen, der sie bekleidet, die Gewalt zu nichts giebet, als zum Unglück seiner Mitbürger. Orgaste erhält diese Bedienung, und ist recht dazu gemacht. Mus ein gebieterischer Ton angenommen werden, so ist er stolz und übermüthig; muß gestraft werden, so ist er hart und unerbittlich. Muß auf soldatisch geurtheilet werden; welche Art von Proceß schickt sich besser für einen läunischen und widerspenstigen Richter?

Man

Man würde sich wundern, wenn Orgaste mit so vieler Geschicklichkeit zu der Bedienung, die ihm anvertrauet worden, davon abgesetzet würde. Kann er den Absichten dererjenigen, die ihn dazu verordnet, besser Genüge leisten, als er thut? Thut er nicht alles Uebel, das man von ihm verlangen kann? Und thut er es nicht mit Standhaftigkeit, mit Lust, und ohne Unruhe und Reue? Welcher Mensch verdienet also wohl besser, als er, in seiner Bedienung zu bleiben, oder weiter befördert zu werden?

Es ist eine Regel, daß diejenigen, die am Ruder der Regierung sitzen, die Bediente, welche unter ihnen stehen, mehr für das Böse belohnen müssen, das sie ihrentwegen thun, als für das Gute, und dieser Gebrauch scheinet ganz billig. Denn, weil die Ehre über das Leben gehet, so hat derjenige, der solche im Dienste eines Grossen unter die Füsse tritt, für seinen Herrn mehr gethan, als ein braver Kerl, der nur sein Blut zu seiner Vertheidigung vergossen hat. Dieser waget nur seinen Leib; jener aber thut mehr, er macht seine Seele unglücklich.

Wodurch ist Polydamas Ritter geworden? Er hat die Gefälligkeit gehabt, einen Meuchelmord zu begehen. Vielleicht ist sein beunruhigtes Gewissen mehr als zwanzigmal im Begriff gewesen, ihn daran zu verhindern; inzwischen hat er es zu zähmen, und über seinen Widerwillen Meister zu werden gewußt. Welche Belohnung ist groß genug, um eine solche Ueberwindung zu bezahlen? Wäret ihr nicht zufrieden, wenn man euch auf die Weise dafür belohnete, daß ihr einem Bürger das Leben gerettet?

Was für Ueberwindung hat euch dieses gekostet? Seyd ihr nicht durch das unaussprechliche Vergnügen genug bezahlet, daß ihr das Vermögen gehabt, es thun zu können? Und würdet ihr nicht wünschen, alle Tage tausend dergleichen Gelegenheiten zu haben? Beneidet also den Polydamas nicht; ihr habet weit mehr gewonnen, als er; und ihr habet das lange nicht gewaget, was er verlohren hat.

Die zweyte Art der Ehrsucht ist vielweniger strafbar, aber viel kindischer und lächerlicher; sie waget sich nicht so weit, nach dem Range vornehmer Leute zu streben, sondern ist zufrieden, von ihnen gewisse Maniren anzunehmen, und ihnen nachzuahmen, so gut sie kann.

Der Pöbel ist so gewiß versichert, daß ein vornehmer Mann stolz und aufgeblasen seyn müsse, daß einer, der von schlechtem Stande ist, und seine Geburt gerne vergessend machen will, nicht besser zu thun glaubet, als wenn er sich in der Welt durch Thorheiten bekannt machet. Und in der That wäre dieses ein Weg, um andere zu hintergehen, wenn man seine Muster recht auszusuchen wüßte.

Chryses ist von dieser Thorheit eingenommen. Er hat sich einen verächtlichen Blick, eine frostige Mine, einen trotzigen Ton, ein hönisches Lächeln angewönet; er lässet sich Bittschriften übergeben, lieset sie nicht, und antwortet: **Wir wollen sehen.** Er hat Schriftsteller, Priester und Comödianten an seinem Tische; er hetzet sie zusammen, und ziehet sie auf; vergessen sie sich, so lacht er sie aus. In seinen Reden, in seinem Gange, in seinen Minen und Geber-

behrden ist er abgeschmackt, wie ein Marquis, er hat aber nicht so viel Geschicklichkeit darinn. Alle seine Thorheiten sind gekünstelt, und man siehet allenthalben die Mühe, die er sich giebet. Ueberdas, er prügelt weder seine Unterthanen noch seine Bediente; er bezahlet seine Schulden richtig; und lässet sich von seinem Haushofmeister Rechnung thun; er hat selbst die Ausrechnung von seinen Mitteln gemachet, verzehret nichts als die Renten, und greift den Hauptstuhl nicht an, als welchen er seinen Kindern nachzulassen gedenket. Und daraus erhellet, daß der bürgerliche Geist sich doch gewiß auf eine Art verräth. Welcher wahre Edelmann würde sich wohl in solche Kleinigkeiten einer bürgerlichen Wirthschaft einlassen?

Der zweite Artikel.

Von der Behutsamkeit in Worten.

Ihre Nutzbarkeit. Sie ist nicht schwer, so bald die unrichtigen Neigungen unterdrücket sind. Eintheilung dieses Artikels in vier Absätze.

Seine Zunge regieren zu wissen, ist eine seltene, aber nöthige und nützliche Wissenschaft. Hat man seine Seele im Zwange, und hat man seine Gedanken, Begierden und Empfindungen in Ordnung, so ist man schon ziemlich weit darinn gekommen; denn die Sprache ist ihr Dollmetscher. Das, was alsdenn noch zu thun übrig ist, ist geringe in Ansehung dessen, was man schon gethan; gleichwol ist noch nicht alles geschehen; denn es giebt gewisse Gedanken, Begierden und Empfindungen, die für sich un-

schuldig sind, aber unanständig und strafbar werden, so bald sie der Mund bekannt machet.

Ich kann, ohne Verletzung meines Gewissens, erfahren haben, was der **Phoedimus** für Liebeshändel hat; ich thue aber unrecht, so bald ich sie ausschwatze.

Es ist ganz wohl erlaubt, zu wissen, daß **Atys** ein abgeschmackter Thor ist; ich höre aber auf dabey unschuldig zu seyn, so bald ich mich beissender Stachelreden gegen ihn gebrauche.

Polydor hat mir sein Geheimniß freywillig anvertrauet, ohne, daß ich es ihm abgefraget habe; dadurch ist die Ehre nicht verletzet; so wird es aber, so bald ich den Polydor verrathe.

Ich kenne endlich, und kann es ohne Sünde thun, alle Freyheiten, welche unter Ehegatten oder Verliebten, die auf einem gleichen Fuß mit einander leben, verstattet sind; ich bin in der Liebescharte besser bewandert, als in der Landcharte; gut; woferne ich aber in gar zu deutlichen Ausdrückungen davon spreche, zumal in Gegenwart des Geschlechtes, das in dergleichen Materien noch eckler ist, so verletze ich die Ehrbarkeit, die Schamhaftigkeit und den Wohlstand.

§. 1.

Von der verleumderischen Beurtheilung.

Was dieses eigentlich sey. Es hat durch die Gewohnheit abgenommen, daß man in den meisten Gesellschaften spielet. Die Art der Sprache verändert sich dabey, nach der Gemüthsbeschaffenheit desjenigen, der afterredet.

Daß

Daß man jemandes Ehre angreift, indem man entweder einen Fehler von ihm bekannt machet, den er begangen, oder indem man seine heimlichen Laster entdecket, ist eine Handlung, die an und für sich gleichgültig ist. Sie ist erlaubt, und zuweilen selbst nothwendig, wenn es entweder denenjenigen zum Besten geschicht, die man anklaget, oder zum Nutzen derer, denen die Entdeckung geschicht. Man thut wohl, wenn man einem Vater von den Ausschweifungen eines ungerathenen Sohnes Nachricht giebet; wenn man einem Abte oder Prior eines Closters die Unordnungen eines liederlichen Mönches entdecket; wenn man einen Staat oder den Fürsten von den verwegenen Anschlägen eines unruhigen Unterthanen unterrichtet; und die Bosheiten, die ein gefährlicher Heuchler sorgfältig verbirget, der Welt bekannt machet, und dieses besonders, wenn man sich schon vergebens bemühet hat, durch liebreiche Vorstellungen den Schuldigen auf bessere Wege zu bringen. Dieses heisset nicht eigentlich afterreden.

Man verstehet darunter gemeiniglich eine höhnische Stachelrede, die gegen einen Abwesenden gesagt wird, in der blossen Absicht, ihn zu verleumden und zu verkleinern. Es begreift dieser Ausdruck die Schmähschriften unter sich, welche eine desto strafbarere Art vom Afterreden sind, weil sie einen so viel stärkeren und länger daurenden Eindruck machen, und daher auch bey allen gesitteten Völkern, als ein Staatsverbrechen, aufs schärfste geahndet werden.

Gegenwärtig spricht man in Gesellschaft weniger vom Nächsten übel, weil man darinn mehr spielet: Die Charten haben mehrmal die Ehre von diesem oder jenem gerettet, als eine Legion von Geistlichen, die keinen andern Beruf hätten, als gegen das Afterreden zu predigen, würde gethan haben. Inzwischen spielet man nicht immer, und folglich spricht man auch zuweilen übel.

Fast alle Menschen, wenige ausgenommen, geben sich damit ab, ein jeder aber hat seine besondere Art, nach seiner unterschiedenen Gemüthsbeschaffenheit.

Der Menschenfeind, **Ergaste**, spricht mit vieler Ungezwungenheit übel. Man nennet so bald nicht jemand in seiner Gegenwart, so erzehlet er sogleich, mit der genauesten Sorgfalt, alles Uebels, was er von ihm weiß, und verhelet dabey, mit aller Vorsicht, alles Gute, was man davon sagen könnte. Er nimmt ein Original nicht anders, als von der bösen Seite, vor, wenn er es beschreiben will.

Die buhlerische **Hermione** hält sich weniger bey einem Vorwurfe auf. Ihre reiche Einbildungskraft verschafft ihr solche in grosser Anzahl, von denen ihre Schalkheit den Abriß, aus Nachsicht, nur entwirft. In einer Viertelstunde hat sie mehr als zwanzig unterschiedene Originale abgeschildert, wovon jedes ihr blos ein Wort, einen Zug, einen leichten Scherz kostet. Hermione ist ein Mädgen ohne gleichen im Uebelsprechen!

Die andächtige **Dorothe** ist noch viel behutsamer. Sie weiß, daß es Sünde ist, ihrem Nächsten übel

übel nachzureden, wenigstens, wenn es ohne Noth geschicht. Sie thut es auch sehr selten, und wünschet vielmehr, die ganze Welt loben zu können. Spricht sie von jemand, so kriegt sie anfänglich alle seine guten Eigenschaften hervor, und wenn sie an die bösen kömmt, so hört sie auf einmal auf; dabey hat man die Zärtlichkeit ihres Gewissens zu erkennen; man merket wohl, daß sie gewisse Züge aus ihrem Gemählde weglässet, allein man kann sie nicht anders, als durch blosse Muthmassung ergänzen.

Sie spricht, zum Exempel, von der Person der Helena: „Sie ist, sagt sie, eine liebenswürdige „und vernünftige Frau, die sehr wohl erzogen ist, „aber . . . weiter gehet sie nicht.„ Ein anderer, der weniger behutsam wäre, hätte vielleicht gerade zu gesagt: aber sie hat sichs nicht zu Nutzen zu machen gewußt: Dorothea bleibt bey ihrem Aber. Man fragt sie, man bittet sie; sie bleibt verschwiegen. „Nein, sagt sie, es ist nichts; Habe ich nicht ge„sagt, daß sie liebenswürdig ist, und Verstand „hat?„

§. 2.

Von der Verspottung.

Diese ist weniger strafbar, als das Afterreden, aber gemeiniglich empfindlicher; sie ist zuweilen unschuldig: Welche Personen damit verschonet werden sollen, und wie sie, in den Fällen, da sie erlaubt ist, beschaffen seyn müsse, um nicht zu beleidigen.

Wer einen andern hönisch aufzieht, handelt zwar weniger gegen die natürliche Billigkeit und das Völ-

kerrecht, als der, so hinterrücks übel spricht, weil jener gegenwärtige Personen angreift, die also gemeiniglich im Stande sind, sich zu verantworten. Allein, wenn dergleichen Spöttereyen weniger strafbar sind, so sind sie öfters nur um desto empfindlicher, weil sie eine gedoppelte Wunde machen, und sowol der Ehre, als der Eigenliebe wehe thun; sie schänden und verwirren zugleich. Die hämische Art, womit sie geschehen, erreget ausser dem Mißvergnügen sich eines Fehlers, einer Thorheit, einer Schwachheit beschuldiget zu sehen, auch noch den empfindlichen Verdruß, daß man einem hönischen Scherz nicht sogleich durch einen beissenden Einfall begegnen können, und man mögte daher fast lieber abwesend gelästert, als gegenwärtig aufgezogen werden.

Gleichwol ist diese Art zu scherzen nicht allezeit eine Beleidigung, und folglich auch kein Laster. Sie ist zuweilen unschuldig, welche Art ein scharfsinniger Geist * aus dem vorigen Jahrhundert mit dem Luftfeuer vergleicht, das verblendet, aber nicht brennet.

Wenn der Verstand und die Klugheit sich immer zusammen hielten, so würde ein Spötter allezeit behutsam seyn; denn kein Spötter ist einfältig. Allein weit gefehlet, daß der Verstand, insonderheit die Art vom Verstande, welche dergleichen beissenden Scherz erzeuget, klug und behutsam seyn sollte; je lebhafter und reicher er von Einfällen ist, desto unvorsichtiger ist er gemeiniglich. Man hat so viel Mühe, einen sinnreichen Einfall zu verbeissen, daß man selten der Begierde, sich dadurch hervor zu thun, widerstehet, wenn

* Mademoiselle de Scuderi.

wenn man gleich dadurch einen Freund verlieren, einen Wohlthäter erzürnen und einen Gönner abwendig machen sollte.

Ich verbiete nicht, zu scherzen; der Umgang würde dadurch gar zu unschmackhaft werden, und Thorheiten und Laster allzuviel Freyheit bekommen. Der Scherz ist ein Salz, das angenehm ist, so lange die rechte Maasse in acht genommen wird, es wird aber scharf und widrig, wenn man es verschwendet. Scherzet, wenn ihr dazu Neigung habet, aber scherzet mit Klugheit.

Verschonet diejenigen, deren Verstand und Alter über euch ist; es ist eine unerträgliche Unverschämtheit, einen Mann mit greisen Haren, einen Vater, einen Herren, eine obrigkeitliche Person aufzuziehen.

Schonet auch derer, die unter euch sind, wo ihr kein Recht über sie habet, um ihnen einzureden; denn, weil sie eine gewisse Art von Blödigkeit und Ehrfurcht für euch haben müssen, so dürfen sie sich gegen euch nicht wehren. Und das ist mit allzuvielem Vortheile angreifen: das heißt auf einen nackten und unbewaffneten Menschen Feuer geben, oder ein Kind zu Boden werfen.

Habet ihr aber einen oder den andern, der euch untergeben ist, so ist dergleichen Scherz nicht gänzlich untersaget, weil er öfters ein kräftiges Mittel ist, sie zur Tugend und zu anständigen Sitten zu leiten. Mehrentheils unterlässet man leichter solche Handlungen, wofür man sich schämet, als solche, von denen man nur die Folgen zu befürchten hat. Die verwegene Jugend macht sich öfters hart gegen die Furcht.

Ist aber die Eigenliebe durch eine beissende Ironie gereizet, so empfindet sie die Bitterkeit davon. Man bessert sich alsdenn, wenn man sich nicht rächen kann.

Unter Leuten gleiches Standes und Alters, ist eine solche Art zu scherzen hauptsächlich erlaubt. Es wird alsdenn ein unschuldiges Spiel des Verstandes, ein sinnreicher Wettstreit, dessen veränderliches und abwechselndes Schicksal die Zeit angenehm vertreibet, so lange nämlich die Streitenden von gleicher Stärke sind; denn sonst ist es schändlich, jemand aufzuziehen, der von dem Himmel nicht die Gabe empfangen hat, sich zu verantworten.

Selbst unter Leuten seines gleichen, muß einer mit dergleichen Scherz nicht verschwenderisch seyn, und damit behutsam und mäßig verfahren.

Ein Mann von gutem Verstande und billigem Gemüthe, der sonst einen Scherz ganz wohl vertragen kann, wird endlich müde, wenn man ihn durch gar zu viele Scherzreden zerret. Er wird mißtrauisch, er argwohnet, daß man ihn verachtet, und ihn lächerlich zu machen suchet. Dieser Gedanke verwirret ihn, und hindert ihn, aufgeräumt zu seyn. Er wird in diesem Streite nichts thun, als nur die Stösse ablehnen, und er ist überwunden, wenn ihr zu nahe an ihn setzet. Hütet euch aber dafür. In einem Wettstreite, wo es um den Verstand gilt, muß man, insonderheit unter Freunden, sich wohl vorsehen, daß man nicht zu viel Vortheil erhält.

Soll ein solcher Scherz behutsam seyn, so muß er auf nichts, als leichte Fehler, oder solche, die wenigstens dafür gehalten werden, gehen, und nur solche

kleine

kleine Schwachheiten zum Vorwurf haben, deren Ueberzeugung keine Unehre oder Schande machen, oder die Eigenliebe gar zu empfindlich schmerzen.

Ihr könnet den **Memnon** über sein wunderliches und entstelletes Geschick vexiren, wenn er sich zum Tanzen bewegen lässet: dadurch wird er nicht beleidiget werden; denn er ist der Weisheit beflissen, und machet sich also keine Ehre daraus, methodisch springen zu können.

Scherzet mit der **Lucilia** über die Länge der Zeit, die sie bey ihrem Putze zubringet. Im Grunde hält sie sich dadurch geehret, weil sie sich einbildet, daß die Zeit keinesweges verlohren ist, die sie zugebracht, um ihre natürlichen Schönheiten zu erheben.

Ihr könnet auch den ruchlosen **Alcander** über seine Freygeisterey aufziehen; denn ihr schmeichelt ihm vielmehr dadurch, und er macht sich eine Ehre daraus.

Scherzet aber nicht mit einem Schriftsteller über die schlechte Aufnahme eines Werks, das er ans Tages Licht gestellet; schonet der Furchtsamkeit in Gegenwart des verzagten **Casenove**, und lasset die Hahnreys in Gesellschaft des geduldigen **Eugametes** zufrieden.

Selbst über die kleinesten Vorwürfe muß man nicht anders, als mit Bescheidenheit scherzen. Es ist höchst ungerecht, wenn man über die geringsten Kleinigkeiten sich mit beissenden Spottreden lustig machet. Ihr habt zwar die lachende Parthey auf eurer Seite, man findet Vergnügen an euren Spöttereyen, aber heimlich wird man euch scheuen; ihr

machet die Gesellschaft lachend, aber ihr gewinnet die Herzen nicht.

§. 3.
Von der Waschhaftigkeit.

Diese ist so unbillig als unvorsichtig; es ist deswegen nicht weniger ein Fehler, wenn man auch gleich nicht zu schweigen versprochen. Man muß sein eigen Geheimniß zu verschweigen wissen. Es ist unangenehm, der Vertraute von jemand zu seyn, der nicht schweigen kann. Man muß niemals eines andern Geheimniß ausschwatzen, unter was für einem Vorwande es auch immer wolle, ja man muß es sich so gar selbst zu verbergen suchen, oder wenigstens thun, als ob man nicht davon wüßte.

Der Mangel der Verschwiegenheit ist ein Fehler, woran beydes die Unbilligkeit und die Unbesonnenheit gleichen Antheil haben. Wer das Geheimniß eines Freundes, oder sonst einer andern Person, verräth, der gehet mit einer fremden Sache um, als wenn sie seine wäre, und mißbrauchet eines Kleinodes, das ihm zu treuen Händen anvertrauet worden. Dieser Mißbrauch ist um desto sträflicher, weil kein Mittel ist, den Schaden wieder zu ersetzen. Wenn man Sachen verthut, die uns in Verwahrung gegeben sind, so ist es wenigstens möglich, daß man sie vielleicht einmal wieder erstatten kann; wie kann man aber ein Geheimniß wieder unbekannt machen, wenn man es einmal ausgebreitet hat?

Man mag versprochen haben, zu schweigen oder nicht, so ist man nichts destoweniger dazu verbunden, wenn das anvertraute Geheimniß es von selbst erfordert;

fordert; hat man es bis zu Ende ausgehöret, so hat man sich eben dadurch schon verpflichtet, es nicht zu entdecken.

Seinem Vertrauten die Verschwiegenheit einzupredigen, wenn er vernünftig und vorsichtig ist, ist unnöthig, weil er ohnedem wird zu schweigen wissen: will man einen Thoren dazu verbinden, so ist es eben so überflüßig; weil sein Versprechen euer Geheimniß nicht sicherer machet. Hat er es nicht versprochen, so glaubt er auch nicht, schuldig zu seyn, zu schweigen; und schweigt er von ungefehr, so ist es gewiß aus Vergessenheit, oder aus Mangel der Gelegenheit. Hat er aber zum Unglücke zu schweigen versprochen, so wird ihn weder sein Gedächtniß verlassen, noch ihm auch Gelegenheit fehlen. So bald seine Zusage geschehen, so untersuchet und bedenket er sie, welches er vorher nicht gethan; er fühlet, daß er zu viel übernommen, und hätte gerne sein Wort zurücke. Welch eine schwere Last ist nicht ein Geheimniß für einen Menschen, der keinen Verstand hat? Er vergißt das gewiß nicht, was ihr ihm anvertrauet habet, und kann man ein solches Gewicht wohl tragen, ohne daran zu gedenken? Er glaubt, daß ein jeder die Unruhe an ihm merken müsse, die er innerlich fühlet, daß man ins Innerste seine Seele hinein siehet, und daß man euer Geheimniß darinn lieset; um sich nun den Verdruß zu ersparen, daß man es ausfindig machen mögte, so entschliesset er sich, euch lieber zu verrathen; jedoch, nachdem er vorher seinem Vertrauten eingeschärfet, nicht zu vergessen, daß dasjenige, was er ihm entdecket, eine Sache von der äussersten Wichtigkeit ist. Man

Man glaube es mir, es ist nichts sicherer, als sein Geheimniß bey sich zu behalten: Lieget es einem so sehr auf dem Herzen, daß es ihm zur Last wird; wie kann der es übel nehmen, daß ein anderer auch suchet, sich davon zu entladen?

Aphrosyne ziehet mich mit geheimnißvollen Gebehrden bey Seite, und lispelt mir ins Ohr: „Ihr „kennet, sagt sie, den Mylord, der hier bisweilen „kömmt; eben dieser macht mich morgen zur My„lady; der Contract ist schon gemacht; aber ich „bitte mir Verschwiegenheit aus, denn er ist ein „Mann, der vermögend wäre, gleich zu brechen, „wenn er wüßte, daß ich davon gesprochen hätte.„

Kaum habe ich sie verlassen, so kömmt ein Haufen von mehr als zwanzig andern Vertrauten, und berichten mir dieselbe Sache, die ich so gut weiß, als sie, Aphrosyne erfähret selbst, daß es die allgemeine Neuigkeit von dem Tage ist, und ich sehe mich, ohne Schuld, mit in dem Haufen müßiger Schwäzer verwickelt. Ich mögte eben so lieb gestohlene Sachen in Verwahrung haben, als das Geheimniß eines Schwäzers.

Inzwischen hat man Ursache, auf seiner Hut zu seyn; denn wenn ihr auch würklich der einzige Vertraute seyd, so werdet ihr doch vielleicht euch von neugierigen Leuten verfolget sehen, die fein sind, und sich stellen, als ob ihnen das Geheimniß eben so gut anvertrauet worden, inzwischen aber nichts anders suchen, als aus eurem Munde das zu erfahren, was sie sonst nur muthmassen. Dieß ist eine gemeine List, und ein Fallstrick, dessen man sich sehr häufig be-

dienet

dienet hat, worinn aber gleichwol noch alle Tage sich mancher fangen lässet.

Ich sage mehr. Gesetzt auch, das derjenige, der euch sein Geheimniß anvertrauet, ein gleiches gegen anderer gethan hätte, so ist das noch keine Ursache, die euch von der Verschwiegenheit frey spricht. Ihr müsset solche unverletzlich halten, und euch nicht einmal gegen diejenigen herauslassen, die eure Mitvertraute sind. Was wisset ihr, ob nicht daran gelegen ist, daß man euch bey einander siehet, ohne daß es scheinet, als ob ihr davon wüßtet.

„Aber, saget ihr, einige von ihnen haben schon „geplaudert.„ Was wollet ihr daraus folgern? Kann des andern seine Untreue die eurige rechtfertigen? Ich sage es noch einmal, man hat euch eine Sache zur Verwahrung anvertrauet, und niemand kann euch solche wieder abnehmen, als der sie euch gegeben. Derjenige, von dem ihr das Geheimniß erhalten, ist allein im Stande, euch die Zunge wieder zu lösen.

Selbst eine Entzweyung zwischen zweenen guten Freunden giebt kein Recht, ein Geheimniß zu verrathen: Man ist dadurch seiner Schuld nicht los, wenn man sich mit seinem Gläubiger überworfen hat. Welche abscheuliche Treulosigkeit, wenn man zu seiner Rache solche Waffen gebrauchen wollte, die man von der Freundschaft selbst entlehnet! Hat man gleich aufgehöret, durch das Band einer zärtlichen Zuneigung vereiniget zu seyn, so wird man dadurch nicht von Treue und Redlichkeit entbunden.

Umsonst führet ihr an, daß der Undankbare, dem ihr so übel wollet, eben durch seine Plauderey euren Haß verdienet hat. Welch eine wunderliche Art sich zu rächen! Um einen Treulosen zu strafen, wollet ihr mit ihm ein Verräther werden?

Man muß, so zu sagen, das Geheimniß eines andern in einem Winkel seines Gedächtnisses verstecken, den man nimmer durchsucht: Man muß, wo es möglich ist, es sich selbst verbergen, aus Furcht, daß man gereizet werden mögte, daraus einen Vortheil ziehen zu wollen. Wer dieses zum Nachtheile dessen, der es uns anvertrauet, oder zu seinem eigenen Nutzen, thut, der bedienet sich eines Gutes, wovon er nicht Herr ist; und dieses ist eine Ungerechtigkeit, welche die Begierde sich zu rächen, als die schon für sich selbst strafbar ist, nicht vermögend ist, zu entschuldigen.

Ihr kennet den **Aspondus**. Er sitzt in einer ansehnlichen Bedienung, und ihr zweifelt vielleicht nicht, daß er durch seine Geschicklichkeiten, und durch seine Fähigkeit dazu gekommen. O nein, er hat sie durch Verrätherey erhalten. Sein Freund, **Philoctetes**, bewarb sich vor ihm um diese Stelle; die Anstalten dazu waren gehörig gemacht; seine Mitbuhler waren schon abgewiesen, und er war im Begriff, sie zu erhalten, als er von ungefehr den Aspondus fand, und ihm seine Freude darüber eröffnete. Den Tag darauf ist Aspondus im Besitz von dieser Stelle, und saget zum Philoctetes, welcher, ohngeachtet der scheinbaren Wahrheit, diese Treulosigkeit noch nicht glauben konnte: „Ich will von ganzem

Herzen

„Herzen meine Freunde und meinen Credit, die mir „mein neuer Stand verschaffet, anwenden, dir zu „dienen: allein nimms mir nicht übel, diese Stelle „war mir sehr gelegen, und ich habe sie für mich „selbst genommen; würdest du nicht eben das ge„than haben? Nein, Verräther, antwortet ihm „Philoctetes, wenn du mich zu deinem Vertrauten „gemachet hättest. „

Wie viel abscheulicher wäre das Verbrechen, wenn man so gar die Wohlthaten, die man genossen, mißbrauchte, um seinen Wohlthäter zu verrathen! Es giebt gewisse Gunstbezeugungen, die, ihrer Art nach, geheim bleiben müssen; so sehr die Erkenntlichkeit erfordert, die andern bekannt zu machen, so sehr muß sie diese zu verbergen sorgfältig bemühet seyn. Allein, man verschweigt aus Undankbarkeit diejenigen, die man ausbreiten sollte, und machet aus Eitelkeit diejenigen bekannt, die man geheim zu halten schuldig wäre.

Corylas ist ein wohlgemachter, galanter Mensch, der alles hat, was dazu gehöret, um beym schönen Geschlechte sein Glück zu machen. Wollt ihr die Geschichte von allen seinen Liebesbegebenheiten wissen, so bringet ihn nur auf die Materie, er macht keinem Menschen ein Geheimniß daraus. Ich mögte nicht Bürge dafür seyn, daß er nicht die Anzahl davon vergrössert, allein, er thut doch auch nichts mehr, als sie vergrössern, und man giebt ihm in einigen Recht, die, wie man sagt, nicht falsch seyn sollen. Er zählet die **Nerine** unter die Zahl derer, die er besieget: Nerine trägt ein Zeugniß davon, das in ei-

nigen

nigen Monaten ihn rechtfertigen wird. Er rühmt sich Gunstbezeugungen von der **Clytia** genossen zu haben, diese sind so bekannt gewesen, daß sie keinen Liebhaber mehr hat, der sie noch auf die Probe stellet. Er hat die **Aminte** um ihren guten Namen gebracht; die Schöne stecket jetzt im Closter, und beweinet ihre Schwachheit, wovon ihre Thränen Zeugen sind. Er hat sich gerühmet, die **Leonore** verführet zu haben. Die Wut ihres Mannes, der von seiner Schande überführet war, haben den Sieg des Liebhabers mehr als zu gut erwiesen.

§. 4.
Von freyen Reden.

Die Sittsamkeit im Reden ist besonders nothwendig in einem Geschlechte gegen das andere. Man kann von allem sprechen, nur muß man ehrbarer Ausdrückungen sich befleißigen. Man muß sich noch mehrerer Bescheidenheit, in Gegenwart von ledigem Frauenzimmer, bedienen, als bey Verheyratheten. Welches die Schule ist, worinn man diese bescheidene Sprache lernet.

Meine Meynung ist nicht, die galanten Materien aus dem Umgange zu verbannen, sondern ich will nur die Art anweisen, wie man davon reden kann.

In Gesellschaften, die nur aus Personen von einerley Geschlecht bestehen, kann man mehrere Freyheit gebrauchen, ohne jedoch in Zoten zu verfallen. Leute, die wohl unterrichtet zu seyn glauben, behaupten, daß das Frauenzimmer uns in natürlichen Ausdrückungen im geringsten nicht nachgebe, wenn sie ausser dem Zwange sind, sich für uns zu entsehen,

und nur in Gegenwart von weiblichen Zeugen zu reden haben.

Es giebt zweyerley unterschiedene Sprachen, um in solchen Materien sich auszudrücken, welche die Schamhaftigkeit beleidigen können. Die eine ist die Sprache der Aerzte, der Matronen und des Pöbels; ihre Ausdrückungen sind rohe, nachdrücklich und anstößig. Die andere hat ausgesuchte Worte, geheimnißvolle Umschreibungen, räthselhafte Einkleidungen, versteckte Ausdrückungen Sie streicht den Vorwürfen eine Schminke an, die sie schöner macht, oder wenigstens das Widrige davon verkleistert; sie bedecket sie mit einem dünnen Flor, der ihren Anblick erträglicher machet, ohne sie den Augen ganz zu verstecken. Dieß ist die Sprache, der sich wohlgeartete Leute, in Gegenwart des schönen Geschlechts, bedienen. Scheint sie gleich unverständlich, so ist sie es doch nicht, denn man ist darüber einig, sich einander mit halben Worten zu verstehen. Unser Frauenzimmer ist von fertiger Einsicht und zarten Ohren; man thäte ihnen Unrecht, wenn man sich in ihrer Gegenwart gar zu deutlich ausdrücken wollte; „ihre Einbildungskraft, saget ein gewisser „neuer Schriftsteller, * mag gerne im Schatten „spaziren.„

Dieses liebenswürdige Geschlecht ist in zwo Classen getheilet; in die eine gehören die Mädgen, das ist zu sagen, die Jungfern, oder, die wenigstens dafür gehalten werden. Die zwote Classe betrift die Frauen unter sich, das ist, alle diejenigen, die verehlicht

* Der Herausgeber des Marot, Haag 1731.

Bayerische Staatsbibliothek München

ehlicht sind, oder es gewesen sind. Diese lassen uns mehrere Freiheit. Man kann mit ihnen von allem reden, nur muß man seine Worte auszusuchen wissen, um sie nicht zu beleidigen. Von den andern hingegen muß man sich wenigstens vorstellen, daß sie viele Sachen nicht wissen, wovon die Weiber unterrichtet sind, und daher würde es sehr unanständig seyn, mit ihnen von solchen Dingen, und zwar mit deutlichen Ausdrückungen zu reden, die sich für sie nicht zu wissen schicken; folglich kann man in ihrer Gegenwart nicht vorsichtig genug mit seiner Sprache seyn.

Ein wohlgesitteter Mensch wird sich immer muthwillige und unziemliche Geschwätze entfahren lassen, wodurch ein Frauenzimmer beleidiget werden kann, und dafür zu erröthen hat. Ein Cynicus ist in der gesitteten Welt ein wahres Ungeheuer.

Welche sind aber, werdet ihr mich fragen, die gar zu freye Reden, wodurch die Schamhaftigkeit des schönen Geschlechts beleidiget wird? Welche sind diejenigen, deren man sich an ihrer Stelle zu bedienen hat? Und wenn ich, nach einer mühsamen Untersuchung, sie alle zu unterscheiden gelernet habe, wer ist mir alsdenn gut dafür, daß eben dasselbige Wort, worüber Aspasia sich im geringsten nicht entrüstet, der Lise nicht eine Röthe abjaget?

Um eine Sprache recht zu können, muß man sie bey demjenigen Volke lernen, daß solche redet, und mit eben diesem Volke muß man sie auch sprechen, wenn man verstanden seyn will. Die bescheidene Sprache, aus welcher alle Zoten, alle unverschämte

Erzeh-

Erzehlungen, alle schändliche Zweydeutigkeiten verbannet sind, wird nur in guter Gesellschaft gesprochen: da nur kan man sie lernen, und hernach auch sich selbst darin im Sprechen üben. Ich muß aber beschreiben, was ich unter **guter Gesellschaft** verstehe.

Verbannet zuerst daraus alle grobe und ungesittete, und alle Leute, die weder Manieren, noch Empfindung, noch Geschmack haben. Hiernächst entfernet alle scheinheilige und närrischgezwungene Weiber, alle Pedanten und kleine Herren; was alsdenn noch übrig bleibet, daraus lässet sich gute Gesellschaft machen. Dieß giebt Gesellschaften von rechtschaffenen Leuten, die von gefälliger und geselliger Gemüthsbeschaffenheit sind, und bey denen die Tugend, gute Ordnung und der Wohlstand jederzeit in Ehren gehalten werden. Darinn wird man ein gemeinschaftliches Magazin von Munterkeit, Verstand und Fröhlichkeit antreffen, wozu ein jeder das Seinige beyträget. Die Freyheit wird darin ihren Platz haben, der Muthwille aber wird ausgeschlossen seyn; man wird das Vergnügen zulassen, aber ohne die Tugend zu vertreiben.

Der dritte Artikel.

Von der Behutsamkeit in den Handlungen, oder der Wohlanständigkeit.

Von welchen Handlungen hier die Rede ist. Was diese Behutsamkeit nothwendig machet? Worinn die Kunst des Wohlstandes bestehet.

Es ist hier nicht der Ort, dem Leser einen allgemeinen Plan einer guten Aufführung vorzulegen; und ich bin auch nicht gesonnen, in diesem Artikel eine vollständige Sittenlehre zu schreiben. Ich setze zum voraus, wie ich im vorigen Artikel, **von der Behutsamkeit im Reden**, gethan, daß die Verfassung des Herzens reguliret, und die Begierden und Empfindungen in ihre gehörige Grenzen eingeschränket sind; diese einmal angenommen, darf ich keine Unordnungen noch Laster mehr besorgen, und habe hier nur gewisse unanständige Handlungen zu verbieten, die zwar nicht aus einer lasterhaften Quelle entspringen, aber gleichwol zu tadeln sind.

Hätten wir keine andere Zeugen unserer Handlungen als Gott, und das Herz wäre untadelhaft, so würde alle unsere Unternehmungen es eben auch seyn, denn Gott richtet uns nach dem Herzen; die Menschen hingegen sehen uns nur von aussen, und beurtheilen unsere innerlichen Empfindungen, nach unsern Thaten. Man muß also, um **unsers eigenen Besten willen** sowol als **aus Pflicht**, nimmer freywillig Gelegenheit zu einigem Argwohn geben, wodurch unserer Ehre zu nahe geschehen kann. Ich sage um **unsers Besten willen**, weil wir beständig der Hülfe unsers Nächsten nöthig haben, und uns daher daran gelegen ist, bey solchem in guter Achtung zu stehen; denn ein jeder wird sein Wohlwollen und seine Dienstfertigkeit nach der guten Meynung abmessen, die er von uns hat. Ich sage auch aus **Pflicht**, denn es ist in der That eine Schuldigkeit, zu der Besserung unsers Nächsten, durch ein solches

Betra-

Betragen behülflich zu seyn, wodurch selbigem ein Geschmack an der Ausübung des Guten erreget wird.

Es ist also nicht genug, die Tugend im Herzen zu haben, sondern man muß sie auch sichtbar machen; sie muß alle unsere Handlungen durch einen so heitern Glanz erhellen, daß sie nicht zweydeutig bleiben, noch der geringsten bösen Auslegung fähig sind.

Eusebius fürchtet und ehret Gott, und dienet ihm; gleichwol hält man ihn für gottlos; und warum? bloß darum, weil er von dem Gottesdienst, der bey seinen Mitbürgern eingeführet ist, unvorsichtiger Weise übel spricht. Er opfert dem Gott seines Landes nicht, und daher hält man ihn für einen Atheisten.

Evergetes ist mitleidig, freygebig und dienstfertig; er ist aber von einem sehr frostigen Anstand, von wenig Worten, und hat einen gebieterischen Anblick. Wer unglücklich ist, wird durch sein Elend furchtsam, und waget sich an ihn nicht; hätte ein Bedrängter sich unterstanden, die Zuflucht zu ihm zu nehmen, er würde gewiß nicht ungetröstet, und ohne thätige Hülfe von ihm gegangen seyn. Allein **Evergetes** versteckt sein wohlthätiges Gemüthe unter einem widerlichen Schein; und man hält ihn für hart und unbarmherzig.

Adelheit ist tugendhaft, liebet ihren Mann, und erfüllet ihre Pflichten mit aller Treue; allein ihr Putz ist gekünstelt, ihr Umgang frey, und ihre Gesellschaften sind in übelen Rufe. Man wird nicht ihre Seele untersuchen, um von ihrer Tugend sich zu

überführen. Ihr Urtheil ist schon gefället, und man hält sie für eine buhlerische Frau.

Die grosse Kunst des Wohlstandes bestehet in zween Puncten: 1) Man thue nichts, das nicht von einem kenntbaren Merkzeichen der Redlichkeit und Tugend begleitet ist. 2) Man thue selbst das, was dieß Gesetze der Natur erlaubet oder befiehlet, nicht anders, als in der Art und mit der Vorsicht, die solches vorschreibet.

Der erstere von diesen beyden Puncten ist die Quelle der guten Exempel; und der zweite, der öffentlichen Ehrbarkeit.

§. 1.

Von den guten Exempeln.

Nothwendigkeit der guten Exempel; Ihr Nutzen und ihr Nachdruck ist viel wichtiger in der Person der Grossen, als bey Leuten vom Privatstande.

Die Nächsten-Liebe bestehet darinn, daß man ihnen alles Gute wünschet, was man zu der Glückseligkeit eines Menschen am beförderlichsten hält, und ihnen dazu behülflich ist, wenn es in unserm Vermögen stehet. Weil nun nichts dazu so sehr beyträget als die Tugend, so ist die erste und wichtigste Pflicht in der menschlichen Gesellschaft, sie in ihrem vollkommenen Glanze zu zeigen, um bey denenjenigen, die um uns sind, die Liebe zu ihr zu erregen. Das Exempel aber ist dazu das kräftigste Mittel, und ostermals das einzige, das in unsern Händen ist. Alle Menschen schreiben nicht Bücher, oder Predigten, oder Gesetze;

Gesetze; denn alle haben dazu, entweder die Geschicklichkeit, oder die Zeit, oder die Macht nicht; und dieses sind ohnedem nur todte Gemählde, welche das Herz selten rühren, und die Tugend nur in unvollkommenen und zerstümmelten Bildern vorstellen; Feder und Worte, so wie Kreide und Pinsel, mahlen nichts weiter als die öberste Fläche eines Vorwurfs, und geben ihm nur eine Gestalt, und eine einzige Stellung, können aber einem Conterfey keine Bewegung beybringen.

Das Exempel ist ein lebendiges Gemählde, welches die Tugend in ihrer Wirksamkeit abbildet, und den Eindruck, der sie beweget, allen Herzen mittheilet, die es rühret. Ein jeder aber kann Exempel der Tugend geben, weil er nichts weiter dazu brauchet, als nur blos, wie ein tugendhafter Mann zu handeln.

Laßt uns hierinn die göttliche Weisheit bewundern, welche von allen denen Mitteln, die geschickt sind, zur Heiligkeit der Sitten etwas beyzutragen, allen Menschen dasjenige, ohne Ausnahme, möglich gemacht hat, dessen Wirkung am sichersten und untrieglichsten ist. Einige davon thun es zwar freylich mehr, als andere; inzwischen können es doch alle mehr oder weniger.

Alle Sterne haben ihre Strahlen, nicht alle aber haben eine gleich weite Sphäre. Eben so verhält sichs mit den Mustern der Tugend. Ein jedwedes davon erleuchtet und belebet, was sich ihm nahet in dem Cirkel, den es einnimmt; ein Monarch oder Fürst aber, der tugendhaft ist, breitet seine heilsamen

Einflüsse viel weiter aus, als ein einzelner Bürger, der in einem niedrigen Stande unbekannt lebet. Ich meyne damit nicht, daß ein tugendhafter Mensch, der auf dem Throne sitzet, deswegen für sich ein heller glänzendes Gestirn sey, als ein Mensch, der für sich lebet; allein seine Stralen scheinen von einem erhabenen Orte.

§. 2.

Von der allgemeinen Ehrbarkeit.

Was es heisse, die äusserliche Ehrbarkeit beleidigen? Ob die Schamhaftigkeit eine Tugend vom menschlicher Erfindung sey; warum die Natur uns solche gegeben? Unterschied zwischen der Schamhaftigkeit und der Keuschheit. Handlungen, welche die äusserliche Ehrbarkeit verletzen.

Man verletzet die äusserliche Ehrbarkeit, wenn man gegen gewisse Arten des Wohlstandes fehlet, die von einer ganz engen Verbindlichkeit sind.

Du bist der **Agathe** ihr Mann, und hast dadurch gewisse Rechte an sie, die sie dir nicht streitig machet; der Tempel aber, wo dir diese Rechte eingeräumet sind, ist nicht der Ort, ihrer zu geniessen; und die, so Zeugen eurer förmlichen Verbindung gewesen, müsse nicht Zeugen eurer zärtlichen Umarmungen seyn.

Thisbe wünschet herzlich in den Armen ihres **Pyramus** zu seyn; diese Begierde ist kein Laster; sie muß sich aber ihm nicht in die Arme werfen. Sie kann in Geheim nach dem glücklichen Augenblicke, seufzen, die sie mit ihrem Geliebten vereinigen soll. Alsdenn kann sie ohne Bedenken sich seinen Liebkosungen überlassen, ihre Pflichten werden nicht dar-

unter leiden; sie muß aber durch eine gar zu wollüstige Willigkeit ihnen nicht zuvor kommen.

Die Eingezogenheit und Sittsamkeit sind sehr wesentliche Tugenden bey dem schönen Geschlechte, und die Schamhaftigkeit ist gewiß nicht von menschlicher Erfindung.

Da der Mensch das schönste Werk der Natur ist, so hat sie eine besondere Sorgfalt für seine Erhaltung angewandt, und hat, um das menschliche Geschlechte nicht aussterben zu lassen, mit den Mitteln seiner Fortpflanzung ein so lebhaftes und unempfindliches Vergnügen verbunden, daß es selbst die stolzen Philosophen, die sich sonst über alle sinnliche Empfindungen hinaus zu seyn glauben, eben so gut als andere Menschen reizet und verführet. Von diesen anzüglichen Reizungen ist die Schamhaftigkeit eine, welche die Natur dem schönen Geschlechte eingepflanzet hat, und die, nebst der Heimlichkeit des Vergnügens, die Wollust im Genusse verdoppelt.

Man glaube nicht, daß dieser Endzweck dem Schöpfer unanständig sey, und bilde sich ja nicht ein, daß er sich dadurch erniedriget habe, indem er für unsere Ergetzlichkeiten gesorget. Oeffnet die Augen, und beschauet die ganze Fläche des Erdbodens; sehet bis auf den Grund der Flüsse und Meere; durchforschet das Innerste der Erde; so werdet ihr unter den Werken des Allmächtigen nicht den tausendsten Theil antreffen, der für unsre Nothwendigkeiten gemacht ist, da hergegen alles übrige zu unserm Vergnügen erschaffen worden.

Inzwischen muß man die Schamhaftigkeit und Keuschheit nicht mit einander verwechseln. Die erste ist zwar auf gewisse Weise eine Art von Tugend, aber nur eine Tugend des Wohlstandes, die auf der äusserlichen Ehrbarkeit gegründet ist. Zum Beweise davon will ich anführen, daß es Fälle giebet, wo es erlaubt ist, davon abzugehen, und weniger strenge zu seyn; die Keuschheit hingegen leidet keine Ausnahme, und dieses ist das Kennzeichen der wahren Tugend. So ist, zum Exempel, die Aufrichtigkeit eine Tugend, denn sie hat nimmer Erlaubniß, sich zu verändern.

Die Schamhaftigkeit und Keuschheit sind zwey so unterschiedene Dinge, daß öfters eine Frau nicht ihren blossen Arm sehen liesse, da sie inzwischen eine ehebrecherische Flamme im Herzen nähret. Von der Art ist besonders das morgenländische Frauenzimmer, welches mehrentheils nicht weniger wollüstig als schamhaftig ist.

Die Dunkelheit, die Nacht, die Einsamkeit kommen der Schamhaftigkeit zu Statten, befreyen aber nicht einen Augenblick von der Keuschheit.

Ueberhaupt muß man zu denen Handlungen, die man in einen dicken Schleyer zu verhüllen hat, alle diejenigen rechnen, welche der innerliche Trieb der Natur selbst zu verbergen suchet. Ich werde keine davon beschreiben, um nicht selbst gegen die äusserliche Ehrbarkeit zu sündigen, von der ich hier handele, und die in Schriften sowohl, als in Werken, muß geschonet und in Ehren gehalten werden.

Das zweyte Capitel.

Von der Stärke.

Von welcher Art der Stärke hier die Rede ist; wenn und wozu sie nothwendig ist; Eintheilung dieses Capitels.

Man wird nicht glauben, daß wir hier von der Stärke des Leibes zu handeln haben. Diese Eigenschaften hat mit meinen Absichten nichts zu schaffen, weil sie keinen Einfluß in die Sitten hat. Ich handele hier nur von denenjenigen, die den Namen der Tugend führen; es ist aber so wenig eine Tugend, dem **Simson** an Stärke, als dem **Goliath** an Grösse gleich zu seyn. Die Stärke, wovon ich hier zu reden habe, ist diejenige edle Grösse der Empfindungen des Herzens, welche die Seele über die gemeine Furcht erhebet, und ihr, wenn es nöthig ist, der Gefahr, den Schmerzen und Widerwärtigkeiten Troß bietend machet. Ich sage, **wenn es nöthig** ist, denn ohne Noth und blindlings sich darinn stürzen, ist mehr eine Thorheit, als Großmuth.

Wenn aber ist es nöthig, sich zum Leiden zu bequemen? Unstreitig alsdenn, wenn das Uebel unvermeidlich ist, oder wenn daraus ein desto grösser Glück zu hoffen stehet. Ein Uebel ertragen, das man nicht abwenden kann, ist **Geduld**; sich freywillig einem Leiden unterwerfen, um das Gute willen, das daraus erfolgen wird, ist **Herzhaftigkeit**.

Der

Der erste Artikel.

Von der Geduld.

Es giebt viererley Uebel, wogegen unsere Geduld nothwendig ist; die Ursache, warum sie es ist.

Alles Unglück, was in unserm Leben vorkömmet, lässet sich in vier Classen theilen. 1. **Die natürlichen Unglücksfälle**, oder dasjenige, dem wir als Menschen und vergängliche Creaturen unterworfen sind. 2. Diejenigen Zufälle, wofür uns ein tugendhaftes und vernünftiges Betragen würde bewahret haben; die aber unausbleibliche Folgen von unserer Unvernunft, oder von unsern Lastern sind; man nennet sie **Strafen**. 3. Diejenigen, wodurch die Beständigkeit rechtschaffener Leute geübet wird. Dahin gehören die **Verfolgungen**, die sie von der bösen Welt zu erdulden haben. Und endlich 4. kann man dahin die **Widersprüche** zählen, die wir unaufhörlich durch die Unterschiedenheit der Neigungen, der Sitten und der Gemüthsbeschaffenheit derer Menschen, mit denen wir leben, ausstehen müssen.

Gegen alle diese Uebel ist die Geduld nicht allein nothwendig, sondern auch nützlich. Sie ist **nothwendig**, weil das Gesetz der Natur sie uns als eine Pflicht vorschreibet, und weil man der Vorsehung zu nahe tritt, wenn man über die Zufälle murret. Sie ist **nützlich**, weil sie unser Leiden leichter, kürzer und weniger gefährlich macht.

Lasset einen Menschen, der von der fallenden Sucht angegriffen wird, allein und ohne Beystand

stand, so werdet ihr mit Schrecken sehen, wie er sich selbst zerschläget, zerfleischet und blutrünstig machet. Die fallende Sucht war schon für sich ein grosses Uebel, er hat aber seinen Zustand durch die Wunden, die er sich selbst gemacht, gar sehr verschlimmert; Er hätte von seiner Krankheit genesen, oder wenigstens dabey länger leben können; er stirbt aber an seinen Wunden.

§. 1.

Von den natürlichen Uebeln.

Was diese sind; ob sie in grosser Anzahl sich finden; welche die empfindlichsten sind. Bewegungsgründe zur Geduld bey diesen Uebeln: von der Unterwerfung unter den göttlichen Willen, der in der Schöpfung uns dazu bestimmt.

Ich habe bereits gesagt, daß die natürlichen Uebel diejenigen sind, die der Schöpfer mit dem Zustande aller Menschen unzertrennlich verbunden hat; sie sind aber nicht in so grosser Anzahl, als man glaubet. Die Beschwerlichkeiten der Kindheit, die Schmerzen der Gebuhrt, der Verlust dererjenigen Personen, die uns lieb sind, die Schwachheiten des Alters, und der Tod; dieses sind, glaube ich, alle natürliche Uebel mit einander. Alle übrigen sind entweder nur eingebildet, oder es sind auch die bittern Früchte der Unordnungen des menschlichen Geschlechts. Ich nehme selbst nicht einmal die Krankheiten aus, weil größtentheils der Mensch daran selbst schuld ist, und sie ihren Ursprung nur seiner Sorglosigkeit,

oder seiner Weichlichkeit und Unmäßigkeit zu danken haben.

Ich finde also unter allen natürlichen Uebeln keines recht ernstlich, als das Absterben solcher Personen, die wir geliebet, und unsern eigenen Tod. Dieses sind die einzigen Vorfälle, wobey ein recht gesetztes Gemüthe erfordert wird. Bey allen den übrigen ist nur eine ganz mittelmäßige Tugend, oder gar keine, nöthig.

Ich habe die Beschwerlichkeiten der Kindheit seit mehr als dreyßig Jahren vergessen; sie mögen aber seyn, wie sie wollen, so thun sie hier nichts zur Sache, weil es keinen Bewegungsgrund zur Geduld giebet, dessen dieses Alter fähig wäre. Und überhaupt ist es für die Sitten gleichgültig, ob ein Kind in der Wiege geduldig ist, oder nicht, man fordert sie da nicht, wo nichts weiter, als ein natürlicher Trieb vorhanden ist. Der heilige Augustinus ist nicht der einzige, der seine Amme geschlagen, er ist aber vielleicht der einzige, der sich einen ernstlichen Vorwurf darüber gemacht: Diesen frommen Lehrer muß gewiß sein Gewissen sehr in der Furcht gehabt haben.

Was die Geburthsschmerzen betrifft, so weiß ich zwar freylich nicht, in welchem Grade sie empfindlich sind; aus der Unerschrockenheit der Wittwen aber, die sich wieder verheyrathen, und aus dem Exempel der Thiere, die solche gedultig aushalten, schliesse ich, daß sie nicht unerträglich sind.

Die Alten finde ich gleichfalls so sehr nicht zu beklagen, weil mit dem Anwachs ihrer Schwachheiten ihre Empfindungen abnehmen, und das Vergnügen zu leben, ihnen doch die Beschwerlichkeiten des Lebens ersetzet. Eines Alten gröstes Leid ist, zu sterben; und ein junger Mensch findet sich darinn viel leichter.

Hingegen einen Freund, einen Sohn, einen Vater, eine Frau zu verliehren, die man herzlich geliebet, das sind schwere Schläge, das sind Schläge, die das Herz, als den empfindlichsten Theil von uns selbst, treffen, und wobey man alle Kräfte der Seele zusammen zu suchen hat, um sie zu tragen.

Eine Wunde, die an einem gesunden Cörper heilbar ist, ist es vielleicht nicht an einem Leibe, der krank ist, und voller Ungesundheit stecket. Eben so verhält es sich mit den Wunden der Seele; sie mag in noch so guter Verfassung seyn, so empfindet sie doch dadurch einen heftigen Schmerz: Allein die Güte ihres Temperaments, das ist, ihre Tugend, (denn darinn bestehet die Gesundheit der Seele) verhindert wenigstens alle Schwachheiten und Ohnmachten, und schliesset endlich die Wunde, von der zuletzt aufs höchste nur eine geringe Narbe nachbleibet.

Bey grossen Schmerzen der Seele so wohl als des Leibes sind zwo gefährliche Klippen zu vermeiden, nämlich Gottesvergessenheit und Schwachheit. Wir wollen diesen Satz bey einem besondern Fall deutlicher machen.

Ihr verlieret, zum Exempel, durch den Tod eine liebenswürdige Frau, eine Frau, welche auf alle Weise vollkommen war, und die sieben Eigenschaften, die Henrich der Grosse, * der gewiß ein guter Kenner war, an einer Frau erfordert hat, in sich vereinigte. Sie war schön, tugendhaft, sanftmüthig, klug, fruchtbar, reich und von gutem Geschlechte. Ist dieses eine Ursache euch gegen den Himmel aufzulehnen, um das Geschick einer Grausamkeit, das ist, die Vorsehung einer Ungerechtigkeit, zu beschuldigen? Ist dieß eine Ursache, um sich den Tod zu wünschen, um seine Bedienungen nieder zu legen, um seine Pflichten zu verabsäumen, um in wütende Raserey auszubrechen, oder in einer tiefsinnigen Dummheit sich selbst zu vergessen?

In eurer Ungeduld habet ihr ein Uebel mehr, welches dasjenige nicht bessert, worüber ihr seufzet; und was das schlimmste ist, ihr lehnet euch auf eine ungerechte und strafwürdige Weise gegen die Regierung des allerhöchsten Beherrschers aller Welt auf.

Eure Frau war sterblich gebohren, und ihr hattet sie auf den Fuß geheyrathet; ihr Tod, den ihr hättet vorher sehen können, und den ihr selbst vorher gesehen habet, ist erfolget; was ist hierinn, das eure Klagen rechtfertigen kann? Gott hatte sie euch auf eine Zeit geliehen, ohne euch diese Zeit zu bestimmen: Die Zeit ist verflossen: was für Unrecht thut er euch, indem er sie wieder zu sich

* Mem. de Sully, Lib. IX. Lond. 1747.

sich nimmt? Ihr habet nicht vermuthet, sie so bald zu verlieren. Warum aber nicht. Da er euch nicht versprochen hatte, daß ihr sie lange besitzen sollet. Habet ihr euch deswegen über ihn zu beschweren, daß ihr euch ohne Grund mit einer Sache schmeichelt: Man gewöhnet sich so sehr an den Genuß, daß man daraus ein Recht aufs künftige machet. Es war eben so wahrscheinlich, daß eure Frau vor euch sterben, als daß sie euch überleben würde: und ihr findet es sehr ausserordentlich, daß sie die erste ist; Hätte euch der Tod zuerst abgefordert, würdet ihr nicht alsdenn auch einen Vorwand zu klagen gefunden haben? Würde euch nicht ihr Schmerz über euren Tod empfindlich gewesen seyn? Eines war aber doch nothwendig, und der Mann mußte vor der Frau, oder die Frau vor dem Manne sterben. Oder woltet ihr wohl verlangen, alle beyde in einem Augenblicke zu sterben. Und wenn ihr es auch wünschtet, hättet ihr deswegen Recht, es zu fordern?

Ich merke endlich, ich habe eure Seele beweget: Ihr seyd entschlossen, nicht mehr durch ein sträfliches Murren auf Gott zu schmählen. Allein, dieß ist noch nicht genug. Ihr habet einen Schritt zur Tugend gethan: Nahet euch nunmehro auch der Vernunft. Ihr küsset die Hand, die euch schläget, allein ihr lasset euch noch durch eure Betrübniß überwinden.

Die Thränen, die ich in euren Augen sehe, vergrössern euch die Vorwürfe, oder lassen sie euch wenigstens unter einer andern Gestalt sehen, als

sie haben. Ihr glaubet, der unglückseligste unter allen Menschen zu seyn; es ist kein Zustand, den ihr nicht dem eurigen vorziehet. Inzwischen ist der Verlust, den ihr habet, noch kein Leiden, sondern nur eure Beraubung eures Vergnügens. Ich weiß nicht, ob es nicht weniger empfindlich ist, durch den Tod von einer Frau getrennet zu werden, die man liebet, als mit einer leben zu müssen, die man hasset. Dieses Leiden ist wenigstens länger, gleichförmlicher und dauerhafter, da hingegen der Schmerz über einen Verlust beständig, vom Augenblick zu Augenblick, schwächer wird.

Allein, auch hiebey ist ein Blendwerk, das man sich selber macht: Man glaubt, daß man die ganze Zeit seines Lebens traurig seyn werde. Man bildet sich ein, daß man nicht genug zärtliche Empfindungen im Herzen hätte, wenn man sich unterstünde, zu hoffen, daß man mit der Zeit sich trösten würde. Man glaubt, daß man auf Lebenslang der Verzweifelung übergeben sey, und, um seinen Schmerz noch mehr zu reizen, so häuft man auf gewisse Weise das Künftige mit dem Gegenwärtigen. Habet ihr, ehe ihr den Gegenstand verlohren, den ihr betrauret, das fürchterliche Leere empfunden, das sein Verlust euch gegenwärtig empfinden lässet? Wohlan, so verlasset euch auf die Zeit, ihre Wirkung ist untrieglich. Ihr werdet euch gewiß nach diesem in demselbigen Zustande befinden, worinn ihr vorher waret. Verloren haben, oder nimmer besessen haben, ist, nach einer langen Zwischenzeit, fast einerley. Euer Schmerz wird sich in ein zärtliches Angedenken verwan-

wandeln, welches eine neue Verbindung vielleicht mit der Zeit gar auslöschet. Meine Prophezeyung beleidiget euch vielleicht, allein nach zehn Jahren wird sie euch wahrscheinlicher, und weniger ungerecht, vorkommen.

Hier findet sich aber ein anderer Anblick, der mich zum Mitleiden beweget. Es ist nicht mehr ein weinender Ehemann auf dem Grabe seiner Frauen, es ist der alte **Zozimus** sterbend. Sein ungestaltes und verzogenes Gesicht, seine gelbe Farbe, seine gebrochene Augen, versichern die begierigen Erben schon ihrer Hoffnung. Sein Arzt verlässet ihn; was soll er mit einem abgenützten Cörper anfangen, an dem alle Triebfedern schon ihre Dienste versagen? Ein Priester sitzt oben bey ihm, um wenigstens seine Seele zu retten. „Wie? sagt Zozimus ganz trau„rig, kann ich denn nicht wieder davon kommen? „**Polychron** ist fünf Jahr älter als ich, und hat „eben dieselbe Krankheit überstanden. Nein, ich „sterbe daran noch nicht, ich befinde mich wohl, und „das Herz ist noch frisch.

Man giebt ihm inzwischen zu verstehen, daß sein Ende näher ist, als er glaubet. Er wird böse, und glaubt davon nichts. Man bestehet darauf; die Krankheit nimmt zu, und er fängt endlich an, selbst weniger sicher zu seyn. Seine Furcht verwirret ihn, und macht ihn unruhig. Er schreyet, er heulet, und will verzweifeln; er ruft sein Crucifix, seinen Heiligen, und seinen Schutzengel zu Hülfe. Nichts aber höret ihn. Was ist in solcher Noth zu thun? Er zanket mit dem Tode, und wehret sich, so

gut er kann. Wenn er sterben muß, so kann man ihm doch wenigstens nicht schuld geben, daß es mit seinem Willen geschehen ist.

Was aber hast du auf der Erde gethan, Zozimus, nachdem du sie beynahe ein Jahrhundert bewohnet? Du warest darauf, um Sterben zu lernen, und du hast nichts gelernet, als das Leben lieb zu haben. Was würdest du bey dem Aufschub gewinnen? Einige beschwerliche Jahre, einige Reue mehr, die vielleicht, wenn die Frist verflossen, so viel lebhafter seyn würde. Der Tod ist eine Schuld, die man bezahlen muß, und du bist unter dieser Bedingung gebohren. Statt bey Herannahung des lezten Augenblickes zu seufzen, danke vielmehr Gott, daß du so lange gelebet hast, da die Zerreissung des geringsten Zäserleins an deinem Leibe, das hundert mal zarter ist, als das dünste Haar, zureichend ist, dir das Leben zu nehmen.

Ein eifriger Christ würde sich viel lieber den Kopf abschlagen, als sich beschneiden lassen; ein guter Jude würde sich zu Rom lieber verbrennen als sich taufen lassen; und das kömmt daher, daß der Christ und der Jude versichert sind, daß ihr Gewissen diese Standhaftigkeit von ihnen fordere. Inzwischen ist einer von ihnen wenigstens im Irrthum, und keiner von beyden hat eine hinlängliche Gewißheit für sich. Ihr aber, denen Gott eine tödtliche Krankheit zuschicket, ihr seyd gewiß von seinem Willen; es ist eine unleugbare Wahrheit, daß er will, daß ihr krank seyn sollet; weil ihr es seyd, und er allmächtig ist. Ihr würdet einen jedweden verdammen, der die

Lehren des Confucius und des Mahomets annehmen würde; ihr seyd aber viel schlimmer, die ihr über ein Fieber murret, das euch angreift.

Was würdet ihr thun, wenn ihr nach diesem Leben nichts hofftet? Ihr glaubet, in einem andern Leben glücklicher zu seyn, und ihr seufzet über dasjenige, was euch dahin bringet.

„Nein, saget ihr, der Verlust meines Lebens be„unruhiget mich nicht so sehr, als meine Ungewiß„heit, wegen des Zustandes, der darauf folgen wird. „Was weiß man, ob dieser zu wünschen oder zu „fürchten ist? Man saget von jener Welt so viel „fürchterliche Dinge, daß auch der Herzhafteste „dafür zittern muß.„

Verlasset euch, wegen eures künftigen Schicksals, auf Gott. Man hat ihn euch vielleicht als einen strengen und ungerechten Herrn vorgestellet, der wieder fordert, was er nicht geliehen hat, und erndten will, wo er nicht gesäet hat. Man mahlet ihn in der That mehr als zu viel mit so verhaßten Farben ab. Wollt ihr aber so lästerlichen Abbildungen, die niemand als schwarze und melancholische Geister uns von ihm zu machen Vergnügen gefunden, mehr Glauben beymessen, als denen unaufhörlichen Zeugnissen seiner Güte, die er uns beständig giebet? Gott ist ein zärtlicher und gütiger Vater gegen alle seine Kinder; er überschüttet mit Wohlthaten die, so ihm gehorsam sind, und ist gelinde und geneigt zum Vergeben gegen die, so ihn beleidiget haben.

§. 2.
Von den Strafen.

Sie sind die unausbleiblichen Folgen unsrer Ausschweifungen; ein jedes Laster hat seine besondere Strafe mit sich verbunden; sie sind nicht Rache, sondern Züchtigungen.

Es giebt noch andere, auf gewisse Weise, auch natürliche Uebel, weil sie der unfehlbaren Ordnung der Natur gemäß, untriegliche Folgen von der Verderbniß unserer Sitten sind: Dergleichen sind die Schande, die uns eine Niederträchtigkeit zuziehet; die Armuth, die auf die Verschwendung folget; der Verlust der Kräfte und der Gesundheit, die von der Unmäßigkeit herkömmt.

Oenophilus ist in seinem vierzigsten Jahre schon ein abgelebter Greis: Sein ganzer Leib wanket, seine Hände zittern, sein Kopf bebet, seine Zunge stamlet; ein verborgenes Feuer in seinem Eingeweide verzehret und trocknet ihn aus. Dieses Feuer aber hat er selbst angeleget, unterhalten und genähret, durch den unmäßigen Genuß von Wein u. starken Getränken.

Lemarcus wird vom Podagra aufs grausamste gemartert; dieses hat er niemand als der Geschicklichkeit seines Koches, dem verschwenderischen Ueberfluß seiner Tafel, und vielleicht noch andern Ausschweifungen zu danken, die den Cörper nicht weniger schwächen.

In welchem traurigen Zustande sehe ich den **Asotus**? Ein kleines enges und nacktes Kämmerchen ist seine ganze Wohnung, und eine zerfallene Bettsponde nimmt darinn zwey Drittel vom Platz ein. Die Kälte, die Blösse und die Schaam nöthigen

gen ihn, einen guten Theil des Tages im Bette liegen zu bleiben. Kommt der Abend, so hat er eine Lampe, die recht für das Zimmer ausgesucht ist, eine wahre Todtenlampe, die seine Wohnung mehr fürchterlich machet, als sie erhellet. Bey dem schwachen Schein dieses Leichenlichts isset er ein Stücke grobes Brodt, worinn seine ganze Mahlzeit bestehet; und gleichwol ist er nicht einmal gewiß, daß ihm nicht morgen dieser schlechte Unterhalt mangeln werde.

Wo sind denn die grossen Schätze, die erstaunlichen Einkünfte geblieben, die zureichend schienen, eine ganze Provinz zu unterhalten? Sie sind eben das geworden, was das Wasser im Siebe, und das Wachs im Schmelzofen wird. Seine Tafel, sein Spiel, seine Huren, sein Geldleihen und sein Haushofmeister, sind der unergründliche Schlund, worinn sich seine Reichthümer verlohren haben.

Allein, ist ihm denn von allen Freunden, die er hatte, kein einziger übrig geblieben, der ihm in seinem Unglücke beyspringe?

Uebrig geblieben? Hat er jemals einen gehabt? Hätte er Freunde gehabt, so hätte er sie auch noch. Man sage was man wolle, so ist es gewiß, daß Widerwärtigkeiten nicht die wahren Freunde entfernen, sondern nur diejenige, die sich als Freunde gestellet; und wo das Unglück wozu gut ist, wie man nicht daran zweifeln kann, so ist dieses gewiß einer von seinen vornehmsten Vortheilen; denn man gewinnet, indem man falsche Freunde verlieret. Wenn Asotus zu beklagen ist, so ist er es deswegen, daß er keine wahre Freunde gehabt.

Philocerdas ist wegen seiner Entwendungen, Aphistas wegen seiner Treulosigkeiten, und Phryne wegen ihrer Buhlerey beschrieben. Alle Laster haben eine gewisse Art von Strafen, die ihnen auf dem Fusse folget. Der Tyranne, der sich fürchtend machet, zittert alle Augenblicke aus Furcht für sich selbst. Ein Vater, der in seinem Hause allem Muthwillen freye Gewalt lässet, wird sich gar bald von seinen eigenen Kindern, durch die Schande, die ihm ihre Ausschweifungen zuziehen, dafür aufs strengste gestraft sehen. Die buhlerischen Neigungen einer Mutter theilen sich dem Blute ihrer Töchter mit, und dieser ihre schimpfliche Begebenheiten werden jene mit Schande und Schmach überhäufen. Der schlaue Heuchler mag die Abscheulichkeit seiner geheimen Laster noch so gut vor der Welt verbergen; genug, daß er sie selbst kennet, um dafür gestraft zu seyn: Seine Gewissensbisse sind seine Henker. Und wenn auch die Gerechtigkeit diese oder jene Verbrecher, so lange sie auf der Erden sind, dem Ansehen nach, ungestraft sündigen lässet, so geschicht es deswegen, weil sie doch dem Tode nicht entgehen können, als welcher frühe oder späte sein Recht behält.

Gott züchtiget, ohne allen Zweifel, als ein Vater, und seine Strafen sind vermuthlich nichts als Mittel, um uns zu bessern. Ich unterstehe mich dieses selbst von den Strafen nach diesem Leben zu behaupten, wenn sie nicht ewig sind: Die Vernunft aber giebt dieses nicht zu, sondern lehret mich das Gegentheil. Ich glaube nicht, daß Gott, gleich einem

rach-

rachgierigen Menschen, seine Geschöpfe, wenn sie auch gleich strafwürdig sind, quälen wird, aus blossem barbarischen Vergnügen, sie leiden zu sehen. Wenn er sie straft, so geschicht es um sie von dem Laster abzuleiten, durch die Kenntniß des Uebels, das darauf folget; dahingegen kann ich mir unmöglich vorstellen, daß ein gerechter und gütiger Gott aus Rachgier strafen könne, und noch vielweniger, daß er sich ewig rächen werde. Die Rache müßte dem Menschen nicht untersaget seyn, wenn Gott sich solche selbst zuliesse, denn wir sind nach seinem Bilde erschaffen.

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist es wenigstens gewiß, so viel die Strafen dieses Lebens betrifft, daß es blosse väterliche Züchtigungen sind, die keine andere Absicht haben, als uns wieder auf den Weg der Tugend zu bringen; und dieses ist genug, in Ansehung des Vorwurfs, wovon ich handele.

Wenn ihr in einer Schlafsucht läget, und es wäre kein ander Mittel euch zu retten, als wenn man eure eingeschlafene Sinne durch den Stich einer Lanzette wieder erweckte; würdet ihr euch über den Wundarzt beschweren, daß er euch geritzet habe. Dieses ist eben was Gott thut, indem er unsre Laster und Thorheiten strafet. Die Wunden, die auf unsere Verbrechen folgen, sind nichts, in Ansehung derer, die dadurch geheilet werden. Damit sie aber ihre Wirkung thun können, so ist nicht genug, daß Gott uns, als ein Vater, züchtige; sondern wir müssen auch seine heilsame Züchtigungen, als gehorsame und gelehrige Kinder, annehmen.

§. 3.

Von den Verfolgungen.

Die Liebhaber der Tugend sind mehrentheils unglücklich; mit welcher Standhaftigkeit sie diejenigen Verfolgungen ertragen müssen, die unter diesem oder jenem falschen Vorwande geschehen, mit welcher Gleichgültigkeit sie das Wohlergehen der Gottlosen ansehen müssen.

Die Freunde der Tugend sind keine eifersüchtige Nebenbuhler, die sich unter einander aufzureiben suchen: Vielmehr ist ihnen nichts angenehmers, als die Zahl dererjenigen anwachsen zu sehen, die die Tugend lieben. Von ihrem Feinde allein hat man Widerwärtigkeiten zu besorgen, und die bleiben auch gewiß nicht aus; darauf kann man Rechnung machen.

Nach dem Begriffe, den man sich vom Glücke machet, ist die Tugend gewiß nicht allezeit glücklich, sondern sie ist es vielmehr nimmer. Reichthum, Ehre und grosse Bedienungen werden ihr selten zu Theil. Es ist eine Jungfer, die verwäyset, verlassen, verstossen und ohne Heirathsgut ist: Bisweilen findet sich ein oder der andere Liebhaber, der Neigung für sie hat, aber die meisten darunter erkalten bald wieder, wenn sie solche von allen Glücksgütern so sehr entblösset finden. Noch eine andere Hinderniß schwächet ihre Liebe: Die Zugänge des Schlosses, das sie bewohnet, sind mit Dornen und Disteln verwachsen, und werden von bösen Schutzgeistern bewahret, die alle diejenigen abweisen, die sich nähern wollen, den einen durch Drohungen, den andern

dern durch Versprechungen, diese durch' öffentliche Gewalt, jene durch List.

Dahingegen ist ein Umstand, welcher die Liebhaber schmeicheln und sie zur Beständigkeit ermuntern muß: Sie sind nämlich gewiß, sie zu erhalten, so bald ihre Liebe aufrichtig ist. Liebet man sie, so besitzt man sie auch schon; sie entgehet nur denen, die ihr aus Unbeständigkeit, oder aus Schwachheit untreu werden: Wenn man sie aber liebet, so wird man nicht untreu.

Man verlässet sie nicht, als aus Begierde nach gewissen eingebildeten Gütern, die sie uns hat verlieren oder verfehlen machen: Die Ruhe, die Gemächlichkeit, die Pracht, die Freundschaft der Grossen. Woferne man aber von allen Vortheilen, derer man auf der Welt geniessen kann, es seyn auch gleich Cardinalshüte und Bischofsstäbe, Zepter und Cronen, einen einzigen der Tugend vorziehet, oder ihr nur bloß gleich schätzet, so liebet man nicht allein die Tugend nicht, sondern man kennet sie nicht einmal. Wind, Rauch, Steine mit der Tugend in Gleichheit setzen, welch eine schimpfliche Vergleichung! ihr solche vorziehen, welcher Frevel!

Die Lasterhaften, die durch ihre Menge den herrschenden Theil in der Welt ausmachen, haben die Tugend nicht öffentlich verbannet, und bestreiten sie auch nicht unter ihrem wahren Namen; um sich berechtiget zu sehen, sie zu verfolgen, legen sie ihr verhaßte Namen bey, stellen sich, als ob sie nicht darunter kennen, und canonisiren die Laster, die sich in ihre Liebereyen stecken. Die Redlichkeit und Aufrichtigkeit

keit nennen sie Einfalt; die Vergebung des erlittenen Unrechts, Zaghaftigkeit; eine kluge Behutsamkeit, steife Pedanterie; die Verachtung des Reichthums, Thorheit; die Großmuth, Schwachheit. Dagegen ist in ihrem Munde die Ehrsucht in eine edle Nacheiferung verwandelt; Arglist und Betrug heißt Geschicklichkeit und Fähigkeit; die scheinheilige Heucheley erhält den Namen der Gottesfurcht; die Falschheit ist seine Staatskunst; List, Ausflüchte, Verstellung sind Meisterstücke der Klugheit; Jähzorn ist Lebhaftigkeit; Hochmuth, erhabene Neigungen; Rachgier, eine unvermeidliche Ehrensache; und Frechheit, Tapferkeit. Ihr Lob ist eine Beleidigung: Bemühet euch, dessen unwürdig zu seyn. Ihre Gunstbezeugungen sind vergiftet; Hütet euch, sie zu verdienen; man erhält sie nicht anders, als mit dem Verlust der Redlichkeit.

Wenn man eine Sache unternimmt, die man nachlassen könnte, so ist es erlaubt, ja selbst nothwendig, alle Folgen zu erwegen, die daraus entstehen können: Man muß aber davon keine kennen, so bald es auf die Ausübung unsrer Pflichten ankömmt. Ein Soldat, der beordert ist Sturm zu laufen, muß nicht die Gefahr untersuchen, die er vor sich hat: Er muß gehen, ohne sie zu überlegen, sollte er auch gleich den Tod da finden; denn so weit gehet sein Befehl. Eben so müssen wir unter der Fahne der Tugend marschiren, ohne die Gefahr zu betrachten; sie mag so groß seyn, wie sie will, so ist sie ein Uebel, das nothwendig ist, so bald man es nicht anders vermeiden kann, als durch Untreue. Wer müde wird, der Tu-

gend

gend zu gefallen zu leiden, der ist dem Laster schon ziemlich nahe.

Beflecket man eure Ehre durch schändliche Verleumdungen, so freuet euch, daß man euch nicht anders, als durch falsche Beschuldigungen ankommen kann.

Man verklagt euch vor Gerichte, und man verdammet euch unrechtmäßiger Weise; eure Ankläger sowol als eure Richter, haben sich durch ihre Leidenschaften regieren lassen. Es scheinet euch hart, unschuldig zu leiden; wollet ihr aber lieber schuldig gewesen seyn? Das, was einem jeden tugendhaften Mann das größte Unglück scheinet, könnte euch das einen Trost verschaffen? Und wäre es ein Mittel, euer Leid zu lindern, wenn noch die Reue hinzu käme?

Der Reichthum eines Gottlosen, die Ehrenstellen, wozu er erhaben wird, die Ehrenbezeugungen, die ihm geschehen, machen euch eifersüchtig, verdriessen und kränken euch. Wie, saget ihr, sind denn für solche Menschen, die Güter, Bedienungen und Würden gemacht? Höret auf mit eurem ungerechten Murren; wenn diejenigen Vortheile, die ihr beneidet, wahre Vortheile wären, so würden sie den Gottlosen, die ihrer geniessen, genommen werden, und ihr würdet sie besitzen. Was würdet ihr von einem grossen Kriegshelden, einem **Vendome** oder **Mauritius** sagen, wenn sie, nachdem sie ihr Vaterland errettet, sich deswegen beklagen wollten, daß man ihre Dienste schlecht belohnete, weil sie sehen, daß man Zuckerwerk unter Kinder austheilet, und ihnen

ihnen nichts davon abgiebet? Eure Klagen sind nicht besser gegründet. Hat denn Gott für euch keine andere Belohnungen, als vergängliche Schätze und eitele und nichtige Ehre?

§. 4.

Von der Widersezung.

Man muß Meister von seiner eigenen Gemüthsbeschaffenheit seyn, und anderer ihre ertragen. Unterschied der Gemüther selbst unter rechtschaffenen Leuten; Vorwürfe, die hauptsächlich Materie zum Auffahren geben. Man muß auch die fehlerhaftesten Gemüther mit Gedult zu ertragen wissen.

So groß die Mannigfaltigkeit ist, womit die Natur die Gesichter verändert hat, eben so groß ist sie auch in dem Unterschied des Geschmacks und der Gemüthsbeschaffenheit; und wie es unbillig wäre, zu verlangen, daß alle Gesichter dem meinigen gleich sehen sollten; so hat man eben so wenig Recht, zu fodern, daß die Gemüthsart aller Menschen sich nach der meinigen richten solle.

Ein jeder denket und handelt nach der Zeit und der Landesgegend, worinn er lebet; imgleichen nach Maßgebung seines Alters, seines Geschlechtes, seines besondern natürlichen Triebes, und der Erziehung, die er gehabt, und bemühet sich wenig zu untersuchen, ob er wohl oder übel denket oder handelt.

Man kann sich nicht einbilden, wie wenig Leute es in der Welt giebet, die sich selbst untersuchen, und bemühet sind, sich zu bessern. Man vergiebt sich selbst alles, und übersiehet anders nichts. Man mögte wohl

wohl das ganze menschliche Geschlecht umkehren, man nimmt sich aber selbst davon aus.

Fanget nur an, eure eigene Gemüthsart biegsam und gefällig zu machen, so werdet ihr vielweniger Widerstand finden.

Rosine selbst gestehet, daß sie etwas heftig ist; alle andere Menschen aber, die in ihren Ausdrückungen weniger geschonet werden, nennen ihre Heftigkeit Wut und Raserey: Sie hat sich nimmer einfallen lassen, daß nicht die ganze Welt erschaffen sey, um ihr zu gefallen zu seyn. Was sie wünschet, das glaubet sie gehöret ihr mit Recht, und sie siehet alles, was dem entgegen ist, als so viele Beleidigungen an. Ein Kind schreyet, gleich ist Rosine ausser sich: „Welch ein närrisches Geschöpfe ist ein Kind; ge„schwinde, nehm es weg. Ein Bedienter zer„bricht ein Glas: Was für ein ungeschickter Töl„pel! gleich fort mit euch, hier ist euer Geld.„ Es trifft sich von ungefehr, daß sie allein ist, und die Einsamkeit wird ihr verdrießlich: Gleich fänget sie an, alle ihre abwesende Freunde durchzuziehen: „Wo „ist die undankbare **Doris**? Wo steckt die nach„läßige **Agathe**? Wo hält sich der treulose **Eu„phorbus** auf? Was macht der ungetreue **Syl„vander**? Was für kaltsinnige Freunde! Wie „sie mich verlassen! Nimmer will ich sie wieder „sehen.„ Sie ist eigensinnig, veränderlich, und will nimmer heute, was sie gestern wollte. Nur darinn ist sie beständig, daß sie allezeit will, man soll sie errathen. Man versuchet es, aber umsonst, fast nimmer trifft man es recht, und noch seltener macht

man

man ihr etwas zu Danke, wenn man weiß was sie will. Immer hat man in einem Stücke gefehlet; man ist zu langsam oder zu geschwinde gewesen, oder man hat es nicht mit guter Manier gethan. Liebkoset man ihr, so ist man zu frey: Begegnet man ihr mit Ehrerbietung, so verachtet man sie; kömmt man selten zu ihr, so beklaget sie sich darüber mit Bitterkeit; besucht man sie fleißig, so überlästiget, so beschwert man sie; und so bald ist sie nicht unzufrieden, so bald wird man davon unterrichtet. Ein Strom von Schimpfwörtern, von Vorwürfen, von schreyenden Tönen, verkündiget sogleich ihren Zorn. Man muß sie ihre Boßheit ausschütten lassen, denn man verbittert sie nur mehr, wenn man sie besänftigen will. In den Augenblicken, da sie bey kaltem Blute ist, kann sie noch eher einige Vorstellungen leiden, allein ihr gewinnet nichts dadurch. „Hatte ich Unrecht, im Grunde, wird sie sagen: Warum fängt „man es nicht besser an? Ich gestehe, daß ich etwas „hitzig bin; allein, das ist ein so grosses Unglück „nicht; man muß mich nehmen wie ich bin.„

Wenn alle Menschen der Tugend gleich zugethan wären, so würden sie nichts destoweniger in vielen Stücken unterschieden seyn. Der Grund der Sittenlehre und der innerlichen Ueberzeugungen würde bey allen derselbe seyn; aber deswegen würde in Dingen, die in Ansehung der guten Sitten gleichgültig sind, es einer dem andern es nicht nachmachen; und in der That verbindet uns auch nichts dazu. Gott hat uns sein Gesetze zur Richtschnur unsres Betragens gegeben, aber nicht unsre Nächsten zu Modellen.

dellen. Man kann eben so tugendhaft seyn, als ein anderer, ohne ihm jedoch in der Gemüthsbeschaffenheit zu gleichen. Man stelle sich also eine Gesellschaft vor, die aus lauter tugendhaften Leuten bestehet, so wird es deswegen doch nicht an Gelegenheit fehlen, seine Geduld zu üben. Ein feiner und durchdringender Geist wird Mühe haben, einen schweren und dicken Verstand zu leiden; ein aufgeweckter und schertzhafter Kopf wird sich nicht sonderlich mit einem schwermüthigen Gehirn vertragen. Einer ist gesetzt, der andere lebhaft; einer ein Schwätzer, der andere von wenigen Reden; wie viel Gelegenheit zu Entzweyungen unter ungeduldigen Gemüthern; Allein, nach dem Begriff, den ich mir von dieser Gesellschaft mache, sollen alle tugendhaft seyn, und folglich eine Achtung verdienen. Suchet also zuerst diese Eigenschaft in denenjenigen, mit denen ihr euch einlassen wollet; sie ist viel zu schätzbar, zu rar, zu vortrefflich, um nicht einige leichte Fehler zu verdecken, oder gar auszulöschen. Uebersehet einem Menschen alles, bey dem ihr Tugend und Redlichkeit findet: ihr müsset ihn mit aller Sorgfalt zu erhalten suchen; denn ihr würdet einen Schatz verlieren, wenn er euch entgienge. Nichts ist Gott ähnlicher, als ein rechter und tugenthafter Mann, und es wäre Gott beleidigen, wenn man sein Bild beleidigte.

Tymon ist sehr frostig und redet wenig: Scherz und Frölichkeit entwölken nimmer seine Stirne, die voller Falten ist; die Gesellschaften, wo man sich solche erlaubt hält, sind ihm unbekannte Gegenden, wo

hin er ein finsteres Gesicht und ein trauriges und entstelltes Wesen mit sich bringet. Wenn er Wohlstandswegen sich genöthiget hält, sich daselbst einzufinden, so hält man ihn bald für überflüßig in der Gesellschaft, und wünschet, daß er sich die Mühe nicht gegeben hätte. Dagegen aber hat Tymon ein redliches Herze, einen guten Verstand, und eine großmüthige Seele. Habet ihr seiner Hülfe nöthig, so ist dieses schon genug, um solche bey ihm zu verdienen. Er ist sauer und ernsthaft, aber nicht argwöhnisch und murrisch. Er enthält sich von erlaubten Ergetzungen, tadelt sie aber nicht. Ihr werdet ihn von niemand richten, noch übel sprechen hören. Er spricht wenig, aber er saget die Wahrheit; sein Mund ist ein reines Glied, das nimmer, weder durch Lügen noch durch Zweydeutigkeiten, verunreiniget worden. Habet ihr mit ihm zu handeln, so thut es ohne Furcht; ihr werdet weder Zeugen noch Gewehrleistung nöthig haben, um die Erfüllung seiner Zusage zu versichern. Wo würdet ihr bessere Bürgschaften finden, als Tymon selbst?

Diejenigen, die hauptsächlich Gelegenheit zum Auffahren geben, sind Kinder, Gesinde und gemeines Volk. Ich will dadurch nicht sagen, daß diese in sich von einer schlechtern Gattung sind, als die übrigen Menschen, noch auch, daß das Herz bey ihnen verderbter wäre, als bey andern; allein, weil sie nicht durch das, was man Lebensart heisset, gelernet haben, sich hinter einen betrieglichen Schein zu verstecken, so sind daher ihre Fehler so viel sichtlicher, und folglich um desto anstößiger.

Dama-

Damaris hat, die meisten Mütter, Kinder, die gerne spielen und lärmen, und zu nichts angeführet werden. Sie mag noch so viele Lehren und Verweise predigen, man höret sie nicht, oder man vergiß, daß sie gesprochen hat, so bald sie den Mund zu thut. Endlich ermüdet ihre Geduld, sie schreyet, sie wettert, sie drohet und schläget darauf; die mütterliche Liebe vergißt sich auf eine Zeitlang, und macht dem Zorn Platz. Wer ist von euch, o Damaris, sträflicher, du, oder deine Kinder? Sie werden durch Leichtsinnigkeit verleitet, und du läst dich durch den Zorn hinreissen. Sollen sie in ihren Jahren mehr vernünftig seyn, als du in deinem Alter dich besitzest? "Sie sollen mir wenigstens gehorsam seyn," sagest du. Ja! aber du must der Vernunft gehorchen, die dir dergleichen Gewaltthätigkeiten untersaget. In der Hitze des Zorns strafen, ist weniger züchtigen, als sich selbst rächen.

Welcher böse Geist regieret die Aphronia? Ich höre sie ohne Aufhören mit ihren Mägden, und ihren Dienern schmälen. Haben sie sich alle verbunden, ihre Galle zu reizen? O nein, es sind unschuldige Vorwürfe ihrer eigensinnigen Wut. Woferne Aphronia von ihrem unruhigen Muthwillen etwas nachlässet, so verschwinden jener ihre Verbrechen alle mit einander: Sie scheinen ihr nicht weiter strafwürdig, als weil sie in Hitze gebracht ist. Ihr ungeduldiges Gemüthe vergrössert ihr alle Vorwürfe, wodurch ihre Phantasie beleidiget ist, und verwandelt in ihren Augen die leichtesten Fehler in die schwersten Verbrechen.

hin er ein finsteres Gesicht und ein trauriges und entstelltes Wesen mit sich bringet. Wenn er Wohlstandswegen sich genöthiget hält, sich daselbst einzufinden, so hält man ihn bald für überflüßig in der Gesellschaft, und wünschet, daß er sich die Mühe nicht gegeben hätte. Dagegen aber hat Tymon ein redliches Herze, einen guten Verstand, und eine großmüthige Seele. Habet ihr seiner Hülfe nöthig, so ist dieses schon genug, um solche bey ihm zu verdienen. Er ist sauer und ernsthaft, aber nicht argwöhnisch und murrisch. Er enthält sich von erlaubten Ergetzungen, tadelt sie aber nicht. Ihr werdet ihn von niemand richten, noch übel sprechen hören. Er spricht wenig, aber er saget die Wahrheit; sein Mund ist ein reines Glied, das nimmer, weder durch Lügen noch durch Zweydeutigkeiten, verunreiniget worden. Habet ihr mit ihm zu handeln, so thut es ohne Furcht; ihr werdet weder Zeugen noch Gewehrleistung nöthig haben, um die Erfüllung seiner Zusage zu versichern. Wo würdet ihr bessere Bürgschaften finden, als Tymon selbst?

Diejenigen, die hauptsächlich Gelegenheit zum Auffahren geben, sind Kinder, Gesinde und gemeines Volk. Ich will dadurch nicht sagen, daß diese in sich von einer schlechtern Gattung sind, als die übrigen Menschen, noch auch, daß das Herz bey ihnen verderbter wäre, als bey andern; allein, weil sie nicht durch das, was man Lebensart heisset, gelernet haben, sich hinter einen betrieglichen Schein zu verstecken, so sind daher ihre Fehler so viel sichtlicher, und folglich um desto anstößiger.

Dama-

Damaris hat, die meisten Mütter, Kinder, die gerne spielen und lärmen, und zu nichts angeführet werden. Sie mag noch so viele Lehren und Verweise predigen, man höret sie nicht, oder man vergiß, daß sie gesprochen hat, so bald sie den Mund zu thut. Endlich ermüdet ihre Geduld, sie schreyet, sie wettert, sie drohet und schläget darauf; die mütterliche Liebe vergißt sich auf eine Zeitlang, und macht dem Zorn Platz. Wer ist von euch, o Damaris, sträflicher, du, oder deine Kinder? Sie werden durch Leichtsinnigkeit verleitet, und du läst dich durch den Zorn hinreissen. Sollen sie in ihren Jahren mehr vernünftig seyn, als du in deinem Alter dich besitzest? "Sie sollen mir wenigstens gehorsam seyn," sagest du. Ja! aber du must der Vernunft gehorchen, die dir dergleichen Gewaltthätigkeiten untersaget. In der Hitze des Zorns strafen, ist weniger züchtigen, als sich selbst rächen.

Welcher böse Geist regieret die Aphronia? Ich höre sie ohne Aufhören mit ihren Mägden, und ihren Dienern schmälen. Haben sie sich alle verbunden, ihre Galle zu reizen? O nein, es sind unschuldige Vorwürfe ihrer eigensinnigen Wut. Woferne Aphronia von ihrem unruhigen Muthwillen etwas nachlässet, so verschwinden jener ihre Verbrechen alle mit einander: Sie scheinen ihr nicht weiter strafwürdig, als weil sie in Hitze gebracht ist. Ihr ungeduldiges Gemüthe vergrössert ihr alle Vorwürfe, wodurch ihre Phantasie beleidiget ist, und verwandelt in ihren Augen die leichtesten Fehler in die schwersten Verbrechen.

Unsere Bediente sind Menschen: und dieses ist eine unwidersprechliche Ursache, warum sie nicht ohne Fehler seyn können; es ist aber auch für uns ein Bewegungsgrund, um Geduld mit ihnen zu haben.

Ihr verachtet den gemeinen Mann, und ihr habet Recht, in so ferne eure Verachtung sich nicht weiter, als auf seine Grobheit, seine Unwissenheit, und die Niederträchtigkeit seiner Neigungen erstrecket; von dieser scheuslichen Seite angesehen ist der Pöbel nichts anders als ein geringschätziger Ameishaufen, der sich ohne Empfindung und ohne Absicht rühret und beweget; ein Cörper ohne Augen, welcher gehet ohne zu sehen, wohin; oder höchstens durch nichts geleitet wird, als durch den Reiz eines schändlichen Gewinnes, und nimmer sein wahres Bestes kennet; der Tugend und Mäßigung Feind, unruhig, aufrührisch, verwegen, wenn man ihn schonet, und furchtsam und kriechend, wenn er unterdrückt wird; eitel, unbeständig und abergläubisch; Liebhaber von allen Neuigkeiten, und Sclave der Vorurtheile; der sich dabey das Recht anmasset, diejenigen zu beurtheilen, die ihn unterrichten und regieren, und allemal übel urtheilet.

Man nehme aber aus dieser unedlen Classe von Menschen einen oder den andern heraus, der gelehrig und von einem Alter ist, da er noch lehren und Unterricht anzunehmen fähig ist; es ist vielleicht ein roher Demant, der, wenn er in geschickte Hände kömmt, euch vielleicht durch seinen Glanz in Verwunderung setzen wird; die Weisheit und Tugend, als Früchte der Erziehung, werden ihn von dem

grossen

grossen Haufen unterschieden; dahingegen Reichthum und Ehre nicht würden verhindert haben, daß er darunter versteckt geblieben wäre. Der meiste Theil der Grossen ist nichts anders, als Pöbel.

Verachtet, so viel ihr wollet, den Pöbel überhaupt; aber sehet eine jede einzelne Person, woraus er bestehet, als einen Menschen an, so wie ihr seyd; liebet sie unter dieser Gestalt, und ertraget ihre Fehler. Habet insonderheit für diejenigen Nachsicht, welche das Unglück unterdrücket; euer Stolz und eure Härte machet ihnen die Empfindung ihres Elendes nur um so viel bitterer. Wie man einem Krancken seine wunderliche Einfälle, und seine Widerspenstigkeiten vergiebet, so muß man auch einem, der unglücklich ist, die Fehler übersehen, wozu ihn sein Elend verleitet.

Ihr seyd gewiß selbst nicht vollkommen, und also müsset ihr eurem Nächsten so begegnen, wie ihr von ihm begegnet zu werden wünschet. Hättet ihr auch gleich selbst keinen Fehler, so hättet ihr dadurch gleichwol nicht das Recht erhalten, dererjenigen zu spotten, die Fehler haben. Es ist nur eine Ursache, um sie desto mehr zu beklagen. Der Adonis mag immer der Schönste unter den Menschen seyn; er wäre aber deswegen nichts mehr zu entschuldigen, wenn er den Thersites beleidigte.

Der zweite Artikel.

Vom Muth.

Beschreibung der Herzhaftigkeit. Eintheilung dieses Artikels in zween Paragraphos.

Ich nenne Herzhaftigkeit die nöthige Stärke einer Seele, um tugendhafte Handlungen auszuüben, welche, wegen der zu überwindenden Hindernisse, einem zaghaften Herzen unmöglich seyn würden. Diese Hindernisse finden sich entweder in unserm Herzen selbst, oder sie entstehen auch ausserhalb. Daher kommen zweyerley Arten von Herzhaftigkeit; die eine, durch welche wir stark genug gegen uns werden, um uns selbst zu überwinden, will ich Großmüthigkeit nennen; die zwote aber, welche ausserhalb zu wirken hat, und die Hindernisse wegräumet, die unsern Absichten im Wege sind, werde ich Heldenmüthigkeit heissen.

§. 1.

Von der Großmuth.

Sie bringt uns zur Nachsuchung des Schönen. Was das Schöne sey. Die Verachtung der vergänglichen Güther ist die Quelle der Tugenden. Die Nacheiferung ist die Quelle der Geschicklichkeiten. Die Faulheit ist der Seele und dem Leibe nachtheilig. Die Nacheiferung ist von dem Neide und der Ehrfurcht unterschieden.

Ich verstehe hier unter Großmüthigkeit diejenige edle Empfindung der Seele, welche uns das wahre Schöne kennen lehret, und machet, daß wir mit Begierde darnach streben. Wo aber haben wir das wahre Schöne zu suchen? Und was sind seine Quellen? Meiner Meynung nach, sind es die Tugend und Geschicklichkeiten; alles übrige ist nichts als Flitterwerk, äusserliche Pracht und Zierrathen.

Die

Die Tugend aber entstehet blos aus der Verachtung vergänglicher Güther, und die Geschicklichkeit aus der Nacheiferung.

Das menschliche Herz ist seiner Natur nach tugendhaft und groß: Man nehme ihm die niederträchtigen Neigungen weg, die es annimt, wenn es sich durch die Sinnen wegreissen lässet, so wird es von selbst, seinen ursprünglichen Adel wieder annehmen.

1) Die Großmüthigkeit bestehet nicht darinn, daß man sein eigenes Bestes verabsäumet, sondern darinn, daß man sein Verlangen auf wirkliche und wesentliche Güther lenket. Der Gerechte hat nicht weniger Begierde, sich glücklich zu sehen, als der Gottlose. Er kennet aber besser die Mittel, seine Glückseligkeit zu befördern, und brauchet sie mit mehrerer Willigkeit. Er weiß, daß die Tugend allein fähig ist, ihn glücklich zu machen, und daß, wenn auch andere Vortheile etwas dazu beytragen, solches sich doch nicht weiter erstrecket, als sie von der Tugend begleitet sind: Wenn er, ohne die Reinigkeit der Sitten zu beflecken, eines vergnügten und geruhigen Lebens, das von allen Schmerzen und Verdrießlichkeiten befreyet ist, und durch unschuldige Ergetzungen angenehm wird, geniessen kann, so wird er solches gewiß einem Leben vorziehen, das beständigen Unglücksfällen, Widerwärtigkeiten, Plagen, Beschimpfungen und Verdrießlichkeiten unterworfen ist. Lasset ihm aber die Wahl unter einer tugendhaften Handlung, die sein Glücke stöhret, und sein Leben in Gefahr setzet, und unter einer vortheilhaften

Handlung, wodurch seine Tugend verletzet wird; so wird er gewiß bald gewählet haben, und sich nicht lange bedenken, der Gewinn, den er dabey zu hoffen hat, mag so ausserordentlich groß seyn, als er immer will; die Tugend ist in seinen Augen von weit grösserem Wehrte, als seine Ruhe, sein Vergnügen und sein Leben.

Sophron und Pulcheria schienen für einander gebohren zu seyn; die Gleichförmigkeit ihres Geschmacks, ihrer Neigungen und ihrer Gemüthsart, würde eine unauflösliche Verbindung zwischen ihnen errichtet haben; allein sie hat ihre Hand schon versprochen. Er liebet sie inzwischen: Siehet er sie, so wird seine Liebe, und auch seine Schwachheit zunehmen. Um seinen Fall zu vermeiden, hat er ein Mittel, welches hart, aber auch nur das einzige ist: Er muß die Pulcheria nicht wieder sehen. Sophron entschliesset sich dazu, und seine Tugend ist in Sicherheit. Die Liebe ist ein Feind, welchen man nur fliehend überwindet.

Ein Unschuldiger ist vor dem Eacus verklaget; seine Ankläger sind mächtig, und schreiben ihm selbst das Urtheil vor, das sie von seiner Gefälligkeit erwarten; der Spruch, welchen er thun wird, befördert sein Glück oder sein Verderben. Was ist aber einem redlichen Richter das Glück, in Vergleichung mit der Billigkeit?

Callisthenes hat eine reiche Erbschaft in Verwahrung, welche ihm ein Oheim, dessen Erbe er zu seyn hoffte, anvertrauet, um sie einem Sohne, den er zu haben vorgiebet, den aber die Rechte nicht erkennen,

nen, zu überliefern. Callisthenes hat alles, was sein Oheim gewollt, ohne Zeugen und ohne Handschrift versprochen: Inzwischen hat er dadurch die Güther verlohren, auf die er Rechnung gemacht hatte, und er lieget unter der äussersten Noth und Armuth. "Was schadets, saget ihr, wenn er sie sich "zueignete, oder wenigstens einen Theil davon für "sich behielte? Wer würde es wissen?„ Gott, der alles weiß, und Callisthenes, der es nicht würde vergessen können. Darf man sich wohl der Armuth entziehen, und ein Verräther werden? Das hiesse nicht, sich retten, sondern, sich ins Verderben stürzen.

Du liegest auf einem Scheiterhaufen, worauf dich die Wut der Eiferer, die unter dem Vorwande der Religion die Leute umbringen, gebunden. Inzwischen stehet dein Leben in deinen Händen; die Barbaren versprechen, dich loszumachen, so bald du versprichst, zu lügen, und deinen Glauben zu verleugnen. Welche wunderliche Gnade! Das, was sie von dir verlangen, ist viel schlimmer, als das Uebel, das sie dir thun wollen.

2) Die Wirksamkeit unsers Geistes, der Bau unsrer Gliedmassen, ihre Stärke, ihre Bewegsamkeit, und insonderheit, unsere tägliche Bedürfnisse, überzeugen uns, daß die Hand, die uns gemacht, uns für ein wirksames und geschäfftiges Leben geschaffen: Der Zweck, wozu uns unser Schöpfer bestimmet, ist allezeit der beste von allen, welche wir uns vorsetzen könnten.

Es ist ein niederträchtiger Gedanke, den die Weichlichkeit erzeuget, daß man die Nothwendigkeit der

Arbeit als eine Strafe ansiehet: Wir wären vielmehr verlohren, wenn uns Gott solche untersagt hätte. Die Müßigkeit ist eine Art von Schlafsucht, welche der Seele sowohl als dem Leibe gleich schädlich ist.

Rathimus giebt uns davon eine Probe: Alles was ihn beschäfftiget, mißfällt ihm: Alles was ihm einige Bewegung kostet, macht ihn müde; es ist ihm selbst eine Beschwerde, zu leben; seine gröste Glückseligkeit wäre, wieder zu nichts zu werden. Er kann sich nicht vorstellen, daß Gott diejenigen, die er liebt, besser belohnen könne, und also ist dieß sein Paradies, das er erwartet. Schon in diesem Leben geniesset er einen Theil davon zum voraus, indem er den halben Tag schläfet. Der Augenblick, da er aufwachet, ist für ihn wie der Tod, und er entfernet ihn so lange als möglich; muß er endlich aus dem Bette heraus, so weiset er noch lange, durch seine finstere und gerunzelte Stirne, daß er mit vielem Widerwillen aufgestanden. Er fängt zwanzig mal an, sich zu kleiden, die Arme sind ihm zu schwer, er kanns nicht ausstehen. Wie wird er seinen Tag anfangen? "Gebet mir zu essen," sagt er. Nicht, daß er Hunger hätte, oder ein Fresser wäre; sondern, weil ein müßiger Mensch dadurch einige ledige Viertelstunden ausfüllet, ohne daß seine Trägheit darunter leidet; die zwölf Stunden über, darinn er aus dem Bette ist, wird er mehrmal zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen. Der Zwischenraum, zwischen diesen kleinen Mahlzeiten, wird mit allerhand Thorheiten zugebracht; welche geschwinde mit ein-

ander abwechseln, weil keine ihn beschäfftiget. Nichts ist unempfindlicher für alle Ergetzungen, als ein Fauler: Er hat eine Seele, die im Schlafe ist, und durch nichts gerühret und ermundert wird. Er ist sich selbst zur Last, er mögte für sich selbst fliehen können, und hat nicht die Kräfte dazu: Die ewige Langweile, die er allenthalben mit sich schleppet, nimmt, zu seiner und anderer Quaal, unterschiedene Gestalten an. Bald ist er müde, träge und schwer; er mag die Spitze seines Fingers nicht bewegen; bald findet er sich nicht wohl; er hat, ich weiß nicht was für einen Zufall, den er selbst nicht beschreiben kann: Zu andern Zeiten ist er verdrießlich, ohne zu wissen warum; allezeit aber ist er ungleich, schwierig und widerwärtig. Er klagt, daß er übel bedienet werde; daß man nicht die geringste Aufmerksamkeit für ihn habe, daß man ihn nicht beklage, wenn er leidet, daß man hart sey, daß man ihm den Tod wünsche. Im Grunde wäre es ihm das Beste gewünschet. Seine finstere Einbildungskraft, seine Unempfindlichkeit, seine Faulheit, werden in kurzer Zeit alle sein eingebildetes Uebel wahr machen. Morgen, wo nicht noch heute, wird er ungesund, hypochondrisch, schwindsüchtig, matt und schwach seyn. Ist das Leben ein Stück für den, der es zu diesem Preise erhält?

Die Faulheit und die Weichlichkeit hat die Gesundheit mehrerer Cörper zu Schanden gemacht, als die allerschwerste Arbeit, und eine mäßige Bewegung erhält und stärket die Gesundheit, und thut ihr keinen Schaden.

Wir sind Glieder einer Gesellschaft, deren Beystand wir nicht entbehren können, und daher müssen wir, um uns desselbigen würdig zu machen, auch ihr selbst dienen, und zwar mit Eifer: Wer seine Pflicht nur kaltsinnig erfüllet, der thut sie gar nicht; und was man ungerne thut, das geräth nimmer wohl.

Es sind tausend unterschiedene Verrichtungen, die alle zum allgemeinen Besten mit helfen; suchet euch unter denenjenigen, die eurer Gattung sind, eine aus; untersuchet euren Geschmack, prüfet eure Fähigkeit, und wählet hernach den Stand, der euch am besten gefällt. Ist die Wahl geschehen, so machet euch eine Ehre daraus, euch darinn hervor zu thun.

Die Nacheiferung scheinet eine Nachbarinn des Neides und der Ehrsucht zu seyn, gleichwol aber hat sie von allen beyden nichts. Sie betrübet sich gar nicht über das Verdienst eines andern, sondern sie lässet sich solches einen Antrieb seyn, mit desto mehrerem Eifer nach der Vollkommenheit zu streben; es ist die Ehre und die Liebe zur Erfüllung seiner Pflichten, welche sie treibet, und nicht der Durst nach hohen Würden, noch der Stachel des Neides.

Philistenes hasset alle die, denen es wohl gehet, die in guten Ansehen sind, und sich hervor thun: Alle Vorzüge, die er bey andern findet, sind, seiner Meynung nach, unrecht vertheilet; ihm nur gebührten sie, man erkennet seinen Wehrt nicht. Dieß ist der Neid, der den Philistenes quälet.

Philotimus ist durch den Glanz hoher Würden verblendet, und lässet sie den einzigen Vorwurf seiner

ner Wünsche und seiner Sorgen seyn, mehr begierig, sie zu erhalten, als sich ihrer würdig zu machen. So bald er die besitzet, wornach er gestrebet, so bald sind sie ihm unschmackhaft, oder besser zu sagen, er besitzt sie nimmer; sein Herz, das stets ausser sich ist, hängt sich bloß an die, welche er noch nicht erreichet hat. Dieß ist die Ehrsucht, die ihn naget.

Was aber den Eudoxius betrifft, so ist es offenbar, daß nichts, als eine edle Nacheiferung, ihn regieret. Die Redekunst ist diejenige, die er treibet; ein Ehrsüchtiger würde sie nicht gewählet haben. In dem Lande, wo Eudoxius sich aufhält, ist die Beredsamkeit nicht sehr geachtet. Man setze hinzu, wenn man will, eine Richtigkeit und Ordentlichkeit des Verstandes, eine genaue Kenntniß der Sitten, der Gesetze, der Gebräuche und Gewohnheiten, mit einem Worte, alle Geschicklichkeiten, die ihr beym Eudoxius voraus zu setzen Lust habet; alles dieses ist nichts, und wird ihm nicht weiter helfen, wenn er kein Geld im Kasten hat. In seinem Lande ist alles feil: Man bringet daselbst alles im Ausrufe, was seiner Natur nach die Geschicklichkeiten reizen und ermuntern sollte. Man verkauft das Recht, mit den Güthern, und selbst mit dem Leben der Mitbürger, nach Gefallen zu schalten; das Recht, sein eigenes Leben an der Spitze eines Regiments in Gefahr zu setzen; das Recht, die Einkünfte des Staats und die Renten der Privatpersonen zu handhaben; das Recht, in einem Gerichte zu präsidiren, die Urtheile abzufassen, und ihre Ausrichtung zu befördern. Man verkauft so gar ledige Titel, Namen, Wappen,

und

und einen gewissen Vorzug, den man Adel nennet. Diese verhaßte Verkäuflichkeit, die auf keine Weise zu entschuldigen ist, benimmt dem Verdienste alle Hoffnung der Belohnung, und daher kann die Nacheiferung sich nicht anders als selten finden; dagegen aber zeiget sie sich auch in ihrer vollkommenen Lauterkeit. Man wird wohl nicht glauben, daß Eudoxius, indem er sich der gerichtlichen Beredsamkeit gewidmet, die Absicht gehabt, nach den ersten Bedienungen des Staats zu sterben; weil er sie nicht kaufen kann, so weiß er, daß er sie nicht erhalten wird. Seine einzige Absicht ist, sich in der Kunst, auf welche er sich geleget, hervor zu thun, die Wahrheit aus dem dunkeln Chaos, worinn sie durch ungewissenhafte Rechtsgelehrte verstecket wird, hervor zu ziehen, sie den Richtern in den klärsten und deutlichsten Ausdrückungen vorzustellen, und solche durch ihre Klugheit zu nöthigen, daß sie der guten Sache Recht wiederfahren lassen müssen.

Thut ein andrer eben das, so verheisset es den Eudoxius nicht. Was ist ihm daran gelegen, durch wen das Gute ausgerichtet wird, genug daß es geschicht. Ein Unschuldiger war im Begriff, zum Tode verdammt zu werden, Callidemus hat ihn gerettet; ein Mündling sollte um das Seinige gebracht werden, Euphrades hat ihn vertheidiget; was hinderts, da sie ihren Zweck erhalten haben. Er hätte gewiß nichts mehr gethan, und der glückliche Ausschlag der Sache ist es für ihn so gut, als für sie.

Hätte

Hätte man in dem Gebrauch seiner Geschicklichkeiten keine andere Absicht, als das allgemeine Wohl und die Ehre, so würde man nimmer einer niederträchtigen Eifersucht Platz geben.

§. 2.

Von dem Heldenmuth.

Begriff von dem Heldenmuth. 1. Festigkeit, unterschieden vom Eigensinn. 2. Unerschrockenheit, unterschieden von der Tollkühnheit. 3. Lob der Tapferkeit. Abbildung eines tapfern Mannes einem frechen entgegen gesetzet. Betrübte Wirkungen des Krieges. Kennzeichen, wodurch sich die falsche Tapferkeit von der wahren unterscheiden lässet. Ob die Rache, insbesondere die Duellen, Wirkungen der Herzhaftigkeit oder der Verzagtheit sind.

Die Großmüthigkeit ist in der Heldenmüthigkeit mit begrieffen; man kann kein Held seyn, wenn man ein niederträchtiges und scheues Herz hat: Die Heldenmüthigkeit aber ist von der blossen Großmüthigkeit darinn unterschieden, daß sie ausserordentliche Tugenden voraus setzet, die ein besonders Aufsehen machen, und Verwunderung und Erstaunen erregen. Ob man gleich, bey Unterdrückung unserer lasterhaften Neigungen solche großmüthige Ueberwindung gebraucht, die der Natur wehe thut, so ist dieses zwar, wenn es uns gelinget, Großmüthigkeit; allein es ist nicht das, was man Heldenmüthigkeit nennet. Ein Held, in dem durch den Gebrauch angenommenen Verstande, ist ein Mann, der standhaft gegen die Schwie-

rigkeiten

tigkeiten, unerschrocken in Gefahren, und tapfer im Streite ist.

1. Die Standhaftigkeit und der Eigensinn haben einige Aehnlichkeit mit einander; in beyden nachstehenden Abbildungen aber werdet ihr die eine gar leicht von der andern unterscheiden.

Thymocrates nimmt eine Meynung an; so gleich muß derjenige, der das Unglück hat, ihm unterworfen zu seyn, sie ohne Gnade auch annehmen. Ihm vorzustellen, daß er irret, wäre eine Verwegenheit, ein Aufruhr; ihm solches zu erweisen, wäre eine unvergebliche Beleidigung. Er hat sich einfallen lassen, eine gewisse Verordnung zu machen, die er für ein Meisterstück der Einsicht und Staatsklugheit hält. Man stellt ihm durch demüthige Bittschriften die Schwierigkeiten vor, die ihre Ausführung unmöglich machen; allein Vorstellungen und Bittschriften sind vergebens. Thymocrates hat nimmer zu denken noch zu überlegen gewußt, sondern weiß nur zu wollen. Der klügste Weg wäre gewesen, seine Verordnung zu verändern, oder zu unterdrücken, allein es wäre nicht so gebieterisch. "Ein Vorgesetzter einer "Provinz, eine obrigkeitliche Person von meinem "Range, soll sich von einem verworffnen Pöbel "Gesetze vorschreiben lassen? **Meine Verord-"nung ist eine Neuigkeit:** Wohl, man richte "sich darnach, und in zehen Jahren ist sie es nicht "mehr. **Man tadelt sie, und weiset die "Mißbräuche, die daraus entstehen:** Was "gehet mich der Tadel von solchen Leuten an, die "mir

„mir gehorchen müssen? Man sagt, ich schwächte mein Ansehen, wenn ich was unmögliches befehle. Ich will es schon zu schützen „wissen, indem ich die bestrafe, die sich darüber „beklagen. Soll ich nachgeben, nachdem ich schon „so weit gegangen bin? Der Befehl ist einmal „gegeben, und man muß sich ihm unterwerfen. „Das Land wird einen Aufruhr anfangen, „wenn ich darauf bestehe: Ich will schon Mittel wissen, es zur Ruhe zu bringen.„

Dieß heißt Eigensinn, und nunmehro folget die Standhaftigkeit.

Choregeus hat seinem Vaterlande als Minister, und sowol im Soldatenstande, als bey der Cammer, gedienet. Das Beste des gemeinen Wesens war allemal sein einziges Augenmerk; alles, was darinn einigen Einfluß hatte, war ihm nicht gleichgültig. Hatte er einmal einen Endzweck, der ausdrücklich dahin gieng, so war die Ausführung davon gewiß, wenn er nichts weiter zu überwinden hatte, als den Tadel falscher Gemüther, ihre Fallstricke, welche sie ihm legten, und die Hindernisse, welche sie ihm zu erregen wußten. Die übeln Folgen, die eine Sache haben könnte, hätten ihn davon abhalten können, aber nicht die Schwierigkeiten. Als Liebling seines Königes, suchte er nimmer, durch niederträchtige Schmeicheleyen ihm gefällig zu werden, sondern hatte das Herz, ihm die Wahrheit unverkleidet vorzustellen, und sie ihm begreiflich zu machen. Mehr als hundertmal ist er in Gefahr gewesen, seine Bedienung zu verliehren; gleichwol

aber schien ihm das Wohl des Vaterlandes immer seinem eigenen Vortheile vorzüglich. Er machte sich mehr Ehre daraus, seinem Herren zu dienen, als seine Gnade zu besitzen, und war weniger bedacht, seine Ungnade zu vermeiden, als sie nicht zu verdienen. „Ich habe, sagte er, in so manchem Gefechte mein „Leben für die Ehre meines Herrn, und für die „Meinige, wagen können, und ich sollte Bedenken „tragen, mein Glück in Gefahr zu setzen?„

Wie glücklich ist der Monarch, dem der gütige Himmel einen solchen Minister verliehen! Meine Leser werden denjenigen, den ich hier beschreibe, für eine Erdichtung halten, und ich werde mich selbst wohl hüten, zu behaupten, daß er zu finden sey. Es finden sich wenige Alexanders und Cäsars, aber noch seltener finden sich solche uneigennützige Minister, deren einziges Augenmerk das Wohl des Staats und die Ehre ihres Herrn ist.

Der Eigensinn ist eine blinde Halsstarrigkeit bey einer Sache, die unnützlich und unbillig ist; sie kömmt mehrentheils aus einem thörichten oder bösen, oder aus einem bösen und thörichten Herzen zugleich, welches seine Ehre geschändet hielte, wenn es wieder umkehren müßte, nachdem man es gewarnet, daß es auf dem Abwege sey.

Die Standhaftigkeit hingegen ist ein fester Entschluß eines vernünftigen Mannes, bey seinem Vorhaben, das er als nützlich und billig kennet, zu bleiben, er möge auch noch so viele Hindernisse vor sich finden, und es mag ihm auch noch so viele Arbeit kosten. Die Ehre, die Tugend und die Liebe fürs gemei-

meine Beste sind es, welche die Standhaftigkeit erzeugen. Ich sage, **Die Liebe fürs gemeine Beste;** denn derjenige, der nur in Absicht seines eigenen Vortheils darauf bestehet, ein Vornehmen auszuführen, ist eine eigennützige Seele, deren Standhaftigkeit mehr durch Niederträchtigkeit, als durch Heldenmuth, regieret wird.

Man kann für die Ehre und für die Tugend nimmer zu viel thun; man thut aber zu viel fürs Glücke, wenn man ihm seine Gesundheit, seine Ruhe, seine Geliebte oder seinen Freund aufopfert.

2) Die **Unerschrockenheit** ist eine Art von Standhaftigkeit, die aber bey der Nähe der Gefahr, der Widerwärtigkeiten und des Leidens sich weiset, und ein näheres Kennzeichen eines Helden ist. Wir müssen sie von der Tollkühnheit unterscheiden, welche beynahe einerley Wirkungen hat, aber nicht aus demselbigen Grunde entstehet.

Penisander fürchtet nichts: Der tiefste Abgrund, die fürchterlichste Höhe, Feuer und Stahl, selbst Donner und Bliß, sind ohnmächtige Schranken gegen seine verwegene Unternehmungen. Er hält sich ohne Zweifel für unerschrocken, und will für einen Helden angesehen seyn: Er ist nichts weiter als ein frevelhafter Bösewicht, den seine tolle Wuth blind machet: Er betäubt sich mehr gegen die Gefahr als er sie verachtet, uud würde zaghaft unterliegen, wenn er sich unterstünde, sie zu betrachten. Ein Gottloser trotzet der Gefahr bloß darum, weil er sie entweder nicht kennet, oder aus Hoffnung, ihr zu entgehen. Man irre sich nicht hierinn; ein Mensch, der keine

Tugend hat, ist im Grunde furchtsam, und erwehret sich der Zaghaftigkeit nicht anders, als durch Wut und Raserey.

Im Crater findet ihr einen unerschrockenen Mann. Ehe er eine Sache anfängt, untersucht er vorher, ob sie möglich, und einem rechtschaffenen Manne anständig ist. Sodann aber ist keine Gefahr ihm erschrecklich; er siehet ihr mit heitrer Stirne entgegen, und bietet ihr den Kopf, ohne sich zu verwirren. Lieget er darinn unter, so hat es ihm an Kräften, nicht aber an Muth gefehlet. Er kämpft bis zum Ende, und mag sich sodann heraus ziehen wie er will, so geschichts gewiß mit Ehren.

Oftermals ist zwischen einem Unerschrockenen und einem wütenden Menschen kein anderer kenntlicher Unterschied, als die Ursache, die sie antreibet. Dieser opfert sein Vergnügen, seine Ruhe, sein Leben selbst für nichtswürdige Güther, für eingebildete Ehre, für ein wahres Nichts auf, das man durch das blosse Verlangen darnach schon zu theuer erkaufen würde. Der andere hingegen kennet den Werth seines Daseyns, die Annehmlichkeit des Vergnügens und die Süßigkeit der Ruhe. Gleichwol wird er solchen entsagen, und Gefahr, Leiden und den Tod selbst für nichts achten, wenn die Gerechtigkeit und seine Pflicht es erfordern; aber auch nur zu diesem Preise wird er sie fahren lassen. Seine Tugend ist ihm lieber, als sein Leben, sein Vergnügen und seine Ruhe; diesen einzigen Gewinn aber nur ziehet er diesen vor.

3) Laßt uns aber die Heldenmüthigkeit auf der blutigen Schaubühne, im Felde, im Lager, unter den

Wällen belagerter Städte suchen, wo sie der Pöbel zu finden glaubet; denn dieser kennet keine andere Helden, als unter dem Kriegsvolke. Wir wollen sehen, ob diese Sieger, wenn sie auf die Wagschale der gesunden Vernunft und der Billigkeit kommen, der grossen Namen würdig sind, welche man ihnen so verschwenderisch beyleget.

Die Tapferkeit ist ohne Zweifel eine Tugend von grossem Werthe, weil sie unter allen diejenige ist, welche die meiste Ueberwindung erfordert.

Polemistes mitten im Ueberflusse, umgeben mit Scherz und Fröhlichkeit, die jenen allemal begleiten, höret den kriegerischen Ton der Trompete; sogleich stehet er auf, reiset davon, und fliegt ins Treffen. Liebe, Gesellschaften, Schauspiele, Tänze, Ergetzlichkeiten von aller Art, ihr waret für ihn nichts, als ein leerer Zeitvertreib; ihr beschäfftiget seine Musse, aber ihr besasset sein Herz nicht; seit dem er euch verlassen, ist er nur in seinem Elemente. ... Wen aber sehe ich? Ists er? Staub, Blut, Schweiß, Wunden, Hunger, Durst und Müdigkeit haben seine ganze Gestalt verstellet; ich erkenne ihn nur an der Stärke seines Arms, und an der Grösse seiner Thaten. Alles biegt sich, alles weicht vor seinen Streichen; der Tod hat ihm sein Recht und seinen mörderischen Arm anvertrauet. Die feindlichen Schaaren sind ein ohnmächtiger Widerstand für ihn; er mähet sie ab, und wirft sie zu Boden wie schwache Aehren.

Ist es Ehre, Pflicht und Liebe zur Gerechtigkeit, die den Polemist gewaffnet haben, so erkenne ich ihn

für einen Helden: Allein er ist das abscheulichste Ungeheuer, wofern so vieles Blut um nichts vergossen ist, als um seinen Geiz und seine Ehrsucht zu stillen.

Ich weiß, daß dieses Ungeheuer selbst, so lange sie gehorchen müssen, dem Vaterlande nützliche Dienste thun können; es hat nur ihrer Arme nöthig, und ihre Absicht kann ihm gleichgültig seyn. „Es ist nicht „zu leugnen, sagt ein Schriftsteller * unsrer Zei„ten, daß der soldatische Geist der Schutz eines „Staats ist; und daher muß man ihn sorgfältig „unterhalten: aber, so wie man einen Kettenhund „hält, zur Wache im Hause, indem man ihn an„schliesset, und ihm nur selten einige Freyheit gön„net, damit er nicht selbst seinen Herrn zerreisse.„

Der Krieg ist wegen der Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen nöthig; gleichwol ist er allezeit ein Uebel, das durch alles Gute, so daraus entstehen kann, nimmer zu ersetzen ist. Als ein Sohn der Unbändigkeit, kann er nichts anders, als Frevel, Mord und Grausamkeiten zeugen. Er durchbohrt das Herz der Mütter, der Weiber und der Verliebten; er entvölkert die Provinzen, leget die Städte in die Asche, und verwüstet die Felder. Er thut noch mehr: Er verderbet die Sitten, unterdrücket den Geschmack der Künste, und auf den zerstöhrten Ueberbleibseln der geselligen Tugenden, der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit erbauet er die Grobheit, Unwissenheit und Barbarey. Alsdenn pranget die Unmenschlichkeit unter dem schönen Namen der Tapferkeit; man ken-

* M. de l'Ecluse Not. 7 über das 19 Buch der Mem. de Sully.

kennet keine Tugend, als den Durst nach feindlichem Blute.

Griechenland hat nimmer so viel Helden gezählet, als in der Zeit seiner Kindheit, da es gröstentheils durch nichts, als Räuber und Mörder bewohnet war. In unsern klügern Zeiten giebt es deren nicht so viele. Kenner sehen zweymal zu, ehe sie jemand diesen Titel beylegen. Man nimmt ihn dem Alexander, und wegert ihn dem Sieger aus Norden. Kein Fürst darf ihn sich anmassen, wenn er nichts als Siege und Siegeszeichen aufzuweisen hat, und **Henrich der Grosse** selbst wäre seiner unwürdig gewesen, wenn er bloß sein Reich gewonnen hätte, und nicht zugleich ein Beschützer und Vater seiner Staaten gewesen wäre.

Allein, der Pöbel ist allezeit Pöbel, und da er keinen Begriff von der wahren Grösse hat, so scheinet ihm öfters der ein Held, der, seinem wahren Werthe nach, ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts ist.

Theriodus ist ein ungeschliffener wilder Mensch, ohne Geschmack, ohne Geschicklichkeiten und ohne Sitten; er hat zum wenigsten sich Recht widerfahren lassen, und die Waffen gewählet, weil er nichts anders wählen konnte. So ungeschickt er zu jedem andern Stande ist, so geschickt ist er zu diesem, wenn nichts anders gefordert wird, als gewaltsam, frech, unmenschlich und grausam zu seyn. Es kostet ihn keine Ueberwindung, sich zum Blutvergiessen anzuschicken; er ist von Natur blutgierig, und hält die Menschen nicht mehr für seines gleichen, so bald er be-

bezahlt wird, sie umzubringen. Die Furcht für ein gleiches Schicksal mindert seine Wut nicht; er denket nicht weiter, als den Augenblick, der gegenwärtig ist, und hat sich nimmer die Zeit gelassen, zu erwegen, daß unter leben und gelebet haben, ein Unterscheid sey. Er ist ein Uhrwerk, das Waffen träget, eine Kriegsmaschiene, die auf den Wahlplatz gestellet wird, und sich unter Trompeten und Trommelschall zeiget; das Donnern des Geschützes bringet ihn endlich völlig in Bewegung; er schläget zur Rechten und zur Linken um sich, und alles, was von Leben und Bewegung in ihm ist, ist alles in seinem Arm versammlet.

Dieß ist aber in den Augen des Pöbels ein tapferer Mann, ein Held, zumal wenn er einen ansehnlichen Rang in der Armee hat; denn in der gemeinen Sprache ist der Titel **Held** mit dem Begriff einer hohen Bedienung verknüpfet. Ein Kriegsmann erhält ihn nicht, wenn er nur Unterofficier ist, er muß wenigstens Feldmarschall, Prinz oder General seyn.

Lasset uns nicht über Worte zanken. Wir wollen die Kriegsleute vom ersten Range im Besitz des Heldentitels lassen, weil ein Gebrauch, der älter ist, als wir, ihn der kriegerischen Tapferkeit allein zuspricht. Inzwischen müssen wir nichts anders Tapferkeit nennen, als was es wirklich ist.

Sein Leben ohne Bedenken und ohne Furcht aufopfern, das wird für den höchsten Grad der erhabensten und ruhmwürdigsten Tapferkeit gehalten: Dieses aber um eine nichtswürdige Ursache zu thun,

thun, ist eine blosse Verwegenheit; geschicht es um einer ungerechten Ursache willen, so ist es die höchste Gottlosigkeit.

Die Verachtung des Lebens ist für sich selbst gar kein Verdienst; vielmehr ist die allgemeine Regel, dahin zu trachten, es zu erhalten. Der einzige Fall, da es erlaubet ist, von diesem Gesetze abzugehen, ist, wenn unsre Pflicht uns zu einer tugendhaften Handlung verbindet, welche man nicht anders ausführen kann, als indem man sein Leben waget oder verlieret. Es ist schön, in Vertheidigung seines Vaterlandes, seiner Ehre und seines Gewissens zu sterben; es ist aber eine Schande, wenn man ein Schlachtopfer seiner Leidenschaften, seiner ehrsüchtigen Absichten, seines schändlichen Geizes, und seiner rachgierigen Wut wird.

Es ist falsch, daß eine Handlung mehr oder weniger ruhmwürdig ist, nachdem sie Schwierigkeiten hat, wofern sie nicht zugleich nützlich und tugendhaft ist. Die Schwierigkeiten geben ihr keinen weitern Werth, als in so ferne sie von Seiten dessen, der sie verrichtet, eine Beständigkeit in Beobachtung seiner Pflicht anzeiget.

Man sey nicht besorget, daß ich den kriegerischen Muth unserer Truppen schwächen werde, indem ich gegen die falsche Tapferkeit rede. Det Officier wird durch die schmeichlerische Hoffnung reizender Belohnungen angetrieben, und diese ist viel mächtiger, als meine trockenen Lehrsätze. Der gemeine Soldat ist auch sehr in Sicherheit gegen den Eindruck, den sie machen könnten; seine Wildheit ist

ihm gut dafür. Und überdem werden unsere braven Panduren mein Werk nicht lesen.

Jedoch, was sage ich? Sie mögen es immer lesen, der Kriegsdienst wird dadurch gewinnen. Ihr Muth wird dadurch nur wachsen, je mehr er gesäubert wird. Eine jede Verfassung der Seele, die durch die gesunde Vernunft regieret wird, ist dadurch nur um desto fester und unbeweglicher. Kennet vorher die Gefahr, ehe ihr euch darinn waget; wenn sie nicht unbekannt ist, so werdet ihr dadurch so viel unerschrockener seyn. Schonet eures Lebens bis zu dem Augenblick, da es nothwendig seyn wird, es zu wagen oder zu verlieren, (es ist wenigstens der Mühe werth, es nicht weg zu werfen) und so werdet ihr dem Staat dadurch desto besser dienen.

Ein unfehlbares Mittel, eure Unerschrockenheit zu verdoppeln, ist, ein rechtschaffener Mann zu seyn; euer Gewissen wird euch sodann eine süsse Sicherheit wegen eures Schicksals in jenem Leben verschaffen, und ihr werdet um desto fertiger seyn, das Gegenwärtige, wenn es nöthig ist, Preis zu geben. Xenophon * saget: „In einem Gefechte sind „diejenigen, welche die Götter fürchten, am we„nigsten bange für die Menschen.„

Wer den Tod nicht fürchten will, muß entweder tugendhaft, oder ein Bösewicht seyn, der durch die Gewohnheit des Lasters verblendet ist. Dieß sind zwey Mittel, um die Gefahr nicht zu fliehen. Man wähle daraus.

Was

* Cyropädie 3tes Buch.

Was werdet ihr wählen, unsinnige Duellisten, die ihr euch eine Ehre daraus machet, eure besondere Unreinigkeiten mit dem Degen in der Faust auszumachen? Ihr müsset euch wenig um die fürchterlichen Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit bekümmern, weil ihr nicht fürchtet, daß der Tod euch mitten in eurem Verbrechen überkomme. Gehöret das Leben, welches ihr Preis gebet, denn euch so eigenthümlich zu? Ist das Blut euer, das ihr vergiessen wollet, und das nur für das Beste des Staates fliessen sollte? Untreue Bewahrer eines Gutes, das ihr zu eurem Nutzen, oder vielmehr zu eurem Verderben mißbrauchet, und welches Gott und das Vaterland Recht haben, von eurer Hand wieder zu fordern?

Wo aber gerathe ich hin? Diesen Thoren Gründe vorzusagen, die aus der natürlichen Billigkeit gezogen sind, ist ihnen eine unbekannte Sprache gesprochen. Sie kennen sie nicht, und finden keine Gerechtigkeit, als an der Spitze ihres Degens. Wir wollen uns einander näher kommen, und uns nach ihrem Begriffe richten. Wir müssen sehen, wo möglich, einen falschen Gedanken von der Ehre auszureden, den sie sich in den Kopf gesetzet; wie manchen Mord würden wir nicht dadurch verhindern! Man muß einräumen, daß sie der Haß manchesmal weniger aufbringet, als die Begierde für tapfer gehalten zu werden, und man würde gar bald ihre Rachgier stillen, wenn man sie überzeugen könnte, daß es eine Niederträchtigkeit sey, sich zu rächen. Dieses aber gehet an, falls sie nicht

der

der offenbaren Wahrheit eigensinnig widerstreben wollen.

Die Niederträchtigkeit ist eine nicht zu entschuldigende Schwachheit, die uns an unterschiedene unserer Pflichten untreu werden lässet. Die Begierde, sich zu rächen, führet folgende beyde Eigenschaften mit sich:

1) Machet sie, daß wir eine unsrer Hauptpflichten verletzen, indem sie uns anreizet, unsern Nächsten ums Leben zu bringen, den wir, dem Befehl des Naturrechts zu folge, lieben sollen, wie uns selbst. Welch ein Unterschied, zwischen seinen Bruder lieben, und ihm den Stahl durchs Herze jagen!

2) Getraue ich mir zu behaupten, daß die Rache eine Schwachheit sey. Was kann ich der Widersetzung eines aufrührischen Herzens für einen andern Namen geben, da es sich und seine Ruhe durch die Empfindlichkeit gegen eine Beleidigung stöhren lässet, die mehrmal für sich selbst sehr erträglich ist? Heißt das herzhaft, wenn man der Ungeduld weichet? Leiden können, das ist die wahre Herzhaftigkeit; und sie bestehet vielmehr darinn, daß man ein Unrecht vergiebet, als sich deswegen rächet. Wer vergeben will, muß die Gewaltsamkeit seines Zorns zu zähmen wissen; wer sich rächen will, darf sich demselben nur unterwerfen. Euer Feind hat sich vorgesetzt, euch das Leben zu nehmen; das seinige ist in eurer Hand; laßt ihn leben; dieß befiehlet uns die natürliche Billigkeit. Durch ein so großmüthiges Verfahren werdet ihr entweder seinen Haß vertilgen, oder wenigstens alles

Un-

Unrecht auf ihn welzen; da ihr im Gegentheil solches mit ihm theilet, wenn ihr bedacht seyd, euch zu rächen. Sein böser Vorsatz berechtiget euch nicht, einen Mord zu begehen.

Wie aber, wenn die ganze Ursache eurer Beschwerden nichts weiter als eine verächtliche Mine, ein beissender Scherz, ein etwas zu lebhafter Spott, ein Stockschlag, eine Maulschelle wäre? Wollet ihr wegen solcher läppischen Beleidigungen, und zwar aus eigener Macht, entweder den Beleidiger ums Leben bringen, oder euren vermeynten Schimpf durch euer eigenes Blut büssen?

„Ihr saget: Es ist nicht so sehr die Beleidigung „in sich selbst, die mich aufbringet, sondern die „Schande, die mir dadurch zugezogen wird. Ein „Stockschlag, eine Maulschelle! welch eine ab„scheuliche Beschimpfung!„

Niederträchtiges und elendes Vorurtheil! Ist es nicht möglich, dich aus dem Herzen meiner Mitbürger auszurotten? Kann die Verwegenheit eines tollen Menschen euch schimpfen und erniedrigen? Kann das Verbrechen eines andern euch die Ehre nehmen? Raubet es euch eure Tugend? Oder giebt es eine Art von Ehre, wovon sie nicht der Grund ist?

Seltsamer und betrübter Widerspruch! Wir sind vom Vater auf den Sohn mit tausend dergleichen Vorurtheilen angefüllet, wir empfinden davon die Lächerlichkeit, und gleichwol unterstehen wir uns nicht, ihnen öffentlich zu entsagen.

Pilalethes saget: „Ich erkenne die Richtigkeit „eurer Lehren, und schätze sie hoch; ich bin im

Grun-

„Grunde gänzlich mit euch einig; allein in der
„Welt bin ich unglücklich, falls ich eurem Rath
„und der Einrede meines Gewissens folge. Ich
„kann mich mit Ehren nicht weiter sehen lassen;
„und die Ehre ist mir lieber, als das Leben.„

Wie? Immer wieder falsche Ehre? Kann denn die Ehre mit der reinen Vernunft in Widerspruch seyn? Ihr Licht weiset euch, und ihr erkennet, daß die Rache eine Schwachheit, eine wahre Niederträchtigkeit sey, und dennoch könnet ihr darauf bestehen, eurer Ehre zu gefallen, euch rächen zu wollen? Erkühnet euch, dem allgemeinen Irrthum euch zu widersetzen; und fürchtet ihr euch, daß man an eurer Herzhaftigkeit zweifeln mögte: Wohl, so gehet hin, und beweiset solche durch nützliche und erlaubte Thaten.

Können Exempel bey euch einigen Nachdruck haben, so beurtheilet, nach dem Beyspiele aller gesitteten Völker, das Gehäßige, so sich bey dergleichen Zweykampf findet. Ich nehme mir diejenige Nation aus, die vor allen andern am allergesittesten zu seyn glaubet. Denn bey welcher von den übrigen hat diese Wut, womit ihr euch so groß dünket, jemals Vertheidiger gefunden? Die berühmten Griechen, die klugen Römer, welche wechselsweise Herren der ganzen Welt waren, kannten gewiß, was Tapferkeit ist; machten sie sich aber wol jemals ein Spiel aus dem Mord ihrer Mitbürger? Schwerdt, Bogen und Schild waren bey ihnen ganz unnütze Werkzeuge zu Friedenszeiten.

Ver-

Verlanget ihr neuere und nähere Beyspiele, so findet ihr solche an denen stolzen Insulanern, die unsere unaufhörliche Nebenbuhler in Ansehung der Tapferkeit, der Neigungen, des Verstandes, der Künste und der Wissenschaften sind. Aller Wildheit der Sitten ungeachtet, deren ihr sie beschuldiget, könnet ihr ihnen doch diejenige nicht vorwerfen, worüber ich euch bestrafe.

So lange eure Priester auf ihren Canzeln allein gegen diese Ausschweifungen schreyen; so lasset ihr sie predigen, ohne euch an ihre Predigt viel zu kehren. Ihr habet gehöret, daß sie manche Handlungen, die euch unschuldig scheinen, und wovon auch vielleicht eine und die andere es in der That ist, als die schändlichsten Laster angreifen; dadurch sind sie euch verdächtig, wenn sie diese verdammen. Wollt ihr aber mir nicht glauben, der ich nichts von euch verlange, als was Gott gewiß befiehlet, und euch nichts untersage, als was er gewiß verbietet? Nicht Weichlichkeit noch Zaghaftigkeit, sondern Sanftmuth und Menschenliebe, aus denen ich mir Ehre mache, geben mir diese Lehren ein. Unsere ekelhafte junge Herren werden mit meiner Sittenlehre nicht sehr zufrieden seyn; allein sind sie gemacht, Geschmack an der geringsten Sache zu finden, die vernünftig ist?

Das dritte Capitel.

Von der Gerechtigkeit.

Von welcher Art der Gerechtigkeit hier die Rede ist. Eintheilung dieses Capitels.

Die Gerechtigkeit überhaupt ist eine Tugend, durch welche wir Gott, uns selbst und andern Menschen leisten, was wir einem jedweden schuldig sind: Sie begreifet alle unsere Pflichten in sich; und auf diese Weise gerecht seyn, oder tugendhaft seyn, ist einerley.

Hier aber wollen wir die Gerechtigkeit nur als eine Neigung zur Billigkeit ansehen, durch welche wir in allen unsern Handlungen mit Redlichkeit verfahren, und unserm Nächsten thun, was wir ihm schuldig sind.

Es scheinet vielleicht, daß die Gerechtigkeit, in diesem Verstande genommen, unter die gesellschaftlichen Tugenden gehöre, von denen ich im dritten Theile handeln werde. Gleichwol aber habe ich geglaubet, ihr hier ihren Platz geben zu müssen. Die gesellschaftlichen Tugenden sind auf verschiedene Arten von Verbindungen gegründet, wodurch die Menschen in einem gewissen Zusammenhang gehalten werden, wie z. E. die Liebe, die Unterwürfigkeit, die Sanftmuth, die Erkenntlichkeit. Die Gerechtigkeit hingegen hat dieser Verbindungen nicht nöthig, als wodurch sie nicht wirksamer gemacht, sondern zum öftern verhindert und verführet wird. Nicht aus Freundschaft für an-

andere, noch aus Mitleiden und Gütigkeit sind wir schuldig, gerecht zu seyn; sondern weil wir nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, welcher selbst gerecht ist, und will, daß wir es auch seyn sollen.

Die Rechtsgelehrten unterscheiden zwo Arten von Gerechtigkeit, und wir wollen dieses von ihnen annehmen: die eine nennen sie eine **gegenseitige Gerechtigkeit.** Diese ist diejenige, welche Redlichkeit und Aufrichtigkeit in dem Umgange der Menschen unter einander schaffet; die zwote heissen sie eine **vergeltende Gerechtigkeit**, und diese befördert die Billigkeit in der Entscheidung ihrer Streitigkeiten. Die letztere gehöret für die Regenten und obrigkeitliche Personen; die erstere aber ist für alle andere Menschen.

Der erste Artickel.

Von der gegenseitigen Gerechtigkeit.

Eintheilung dieses Artikels in zween Absätze.

Die Redlichkeit, welche der Grund der gegenseitigen Gerechtigkeit (justice commutative) ist, hat zween Theile; die **Aufrichtigkeit in Worten**, und **Treu und Glauben** im Handel und Wandel. Jene befördert ein beiderseitiges Vertrauen, welches unter Gliedern von einer Geselschaft unentbehrlich ist. Diese aber enthält und unterstützet sie.

§. 1.

Von der Aufrichtigkeit.

Sie ist durch das Gesetz der Natur vorgeschrieben; sie leidet keine Ausnahme noch Veränderung, wenn es auch gleich auf die Rettung des Lebens ankömmt. Mißbrauch und Unnützlichkeit der Eyde. Keine Art von Lügen ist zu entschuldigen; von allen ist die Verleumdung die schlimmste. Mittel, solche zu vermeiden. Vortheile der Aufrichtigkeit für die menschliche Gesellschaft.

Wären unsere Seelen blosse Geister, die von aller Verbindung mit dem Cörper frey wären, so würde die eine in dem Innersten der andern lesen; die Gedanken würden sichtbar seyn; man würde sich solche unter einander ohne Beyhülfe der Sprache, mittheilen, und es würde sodann das Geboth der Aufrichtigkeit unnöthig seyn. Um dieser Mittheilung der Gedanken, deren Freyheit unser Cörper im Wege ist, so viel nöthig zu Hülfe zu kommen, hat uns die Natur die Fähigkeit verliehen, deutliche und vernehmliche Töne von uns zu geben. Die Zunge ist ein Dollmetscher, durch dessen Hülfe sich die Seelen mit einander unterhalten; und sie ist strafbar, wenn sie ihnen nicht treu dienet, eben so, wie ein ungetreuer Dollmetscher, der seine Dienste verrätherisch thut.

Ferne von uns alle gekünstelte Doppelsinnigkeiten, alle Zweydeutigkeiten, alle Ausflüchte, alle geheime Vorbehaltungen in Gedanken, welche viel geschickter sind die Lügen zu vermehren, als sie zu verhindern. Man lüget allemal, so oft man mit

Vorsatz

Vorsatz dem andern Gelegenheit giebet, dasjenige für wahr zu halten, was man falsch zu seyn weiß, und dasjenige als falsch zu glauben, was man wahr zu seyn versichert ist.

Abraham log, wie er aus einer falschen Klugheit seine Frau beym Abimelech und beym Pharao für seine Schwester ausgab. Wenn sie auch gleich seine Verwandte war, so war dennoch seine Aufrichtigkeit nicht dadurch geschützet: indem er saget, daß sie seine Schwester ist, so giebt er dadurch Gelegenheit zu glauben, daß sie seine Frau nicht ist; und das war Abrahams Absicht. Ihm war bange, sagt man, daß einer von diesen Fürsten ihn möchte ums Leben bringen lassen, um die schöne Sara ohne Mitbuhler zu besitzen. Hatte denn dieser Vater der Gläubigen so wenig Vertrauen auf seinen Gott, daß er nicht vermögend hielt, ihm das Leben zu retten, ohne, daß er ihm durch eine Lügen zu Hülfe käme? und noch dazu, durch was für eine Lügen? Eine Lügen, die seine Frau demjenigen in die Arme lieferte, der sie zuerst hätte nehmen wollen. Ich weiß nicht, mit was für Augen die spanischen Männer diesen Streich des Abrahams ansehen? In Frankreich, glaube ich, wird er mehr Vertheidiger finden.

Das natürliche Gesetze, welches die Wahrheit in allen unsern Reden erfordert, nimmt nicht einmal den Fall aus, da unsere Aufrichtigkeit uns das Leben kosten könnte. Wer lüget, beleidiget die Tugend, und verletzet folglich auch seine Ehre: Glaubt man nun fast algemein, daß die Ehre dem Leben vor-

zuziehen sey, so muß man eben das auch von der Aufrichtigkeit sagen.

Man glaube nicht, daß dieser Satz zu weit getrieben sey. Wenn ich auch gleich der einzige in der Welt wäre, der ihn behauptet, so wollte ich ihn deswegen doch nicht fahren lassen: Er ist aber viel allgemeiner, als man sich vielleicht einbildet. Es ist ein fast durchgängig angenommener Gebrauch in den Gerichten, daß man einen Beklagten, ehe er befraget wird, versprechen lässet, die Wahrheit sagen zu wollen, und dieses sogar in peinlichen Sachen. Dadurch thut man ihm die Ehre, zu glauben, daß er, wenn er auch gleich des Verbrechens schuldig ist, welches man ihm aufbürdet, dennoch so viel Ehrlichkeit besitze, daß er gegen sich selbst aussagen werde, mit Gefar, sein Leben zu verlieren, und zwar, es auf eine schimpfliche Weise zu verlieren. Würde man dieses vermuthen können, wenn das Gesetz der Natur ihn hievon frey spräche?

Es ist wahr, daß man der Aussage eines Beklagten dadurch einen Grad der Feyerlichkeit mehr zu geben suchet, wenn man ihn solche durch den Eyd bekräftigen lässet: Dieses ist aber ein Gebrauch, den ich gar nicht lobe. Wozu kann doch der Eyd nützen? Ein Betrüger findet eben so wenig Schwierigkeit, meineydig zu werden, als zu lügen, und ein warhafter Mann kann, nach den abscheulichsten Eydschwüren, nicht mehr wahr sagen, als er durch seine blosse Bejahung würde gethan haben. Die Wahrheit kan nicht mehr und nicht weniger wahr werden.

Man

Man beleidiget die Menschen ohne Noth und ohne Nutzen, wenn man ihnen Eyde zumuthet; denn man setzet dadurch zum voraus, sowohl, daß sie vermögend wären, zu lügen, als auch, daß sie abergläubisch genug sind, um einen Unterscheid, zwischen Lügen und Meineyd zu machen. Es giebt zwar deren freylich einige, denen man dadurch nicht Unrecht thut.

Epiorcus, z. E. wird wegen einer Summa Geldes, die er bezahlen soll, gerichtlich belanget. Man hat keine Handschrift gegen ihn aufzubringen, sondern er hat sich nur mündlich verpflichtet. Er erscheinet vor seinen Richter, und wehret sich gleich anfangs durch allerhand Ausflüchte; man setzet ihm zu, er machet einen ganzen Roman her, den er mit allen kleinen Umständen erzehlet, und schließlich leugnet er die Schuld. Wünschet ihm Glück; er kömmt wohlfeil davon; er ist frey gesprochen, und man hat ihm nicht einmal zugemuthet, zu schweren; er hat nichts weiter nöthig gehabt, als in Gegenwart der Richter und der Umstehenden zu lügen. „Ich habe mich glücklich heraus gezogen, spricht er „zu seinen Freunden im Weggehen; hätte man mir „den Eyd auferleget, so hätte ich meine Sache ver„lohren, denn ich hätte sie nicht beschworen. „

Wir müssen inzwischen aus diesem Exempel nichts für den Gebrauch folgern, den man in Gerichten hat, den Partheyen den Eyd aufzulegen. Denn wer ist Bürge dafür, daß Epiorcus in der That lieber seine Lügen würde wiederrufen, als sie durch einen falschen Eyd bekräftiget haben? Ge-

setzt

setzt aber, daß er es gethan hätte, welches doch nicht wahrscheinlich ist, so wäre es doch ein einziges Exempel, woraus man keine Folgen ziehen kann, und welches dem allgemeinen Satze nicht im Wege ist, daß derjenige, der lüget, auch eben so gut meineydig wird.

Das beste Mittel, dem Meineyde vorzubeugen, ist, daß man keinen Eyd begehret. Ich mögte so gar nicht einmal ohne Noth einen befragen, von dem ich glaube, daß er lügen mögte, und dessen Vortheil es erfordert, zu lügen, denn ich gebe ihm dadurch Gelegenheit dazu.

Die Sittenlehre der meisten Menschen, in Ansehung der Aufrichtigkeit, ist gar nicht strenge: Man macht sich kein Gewissen daraus, der Wahrheit, um des Nutzens willen, zu nahe zu treten, es sey, daß man sich oder andere entschuldigen will: Man nennet dieses **bedienstliche Lügen**, die man nur thut, um Frieden zu haben, um jemand eine Gefälligkeit zu erzeigen, um sonst einen verdrieslichen Zufall abzuwenden. Elender Vorwand, den dieses einzige Wort zu Schande machet; Es ist nimmer erlaubet etwas Böses zu thun, damit etwas Gutes daraus entstehe. Die gute Absicht dienet, eine gleichgültige Sache zu rechtfertigen, entschuldiget aber solche Handlungen nicht, welche ohne Widerrede böse sind.

Man verfähret eben so leichte mit den **Scherzlügen**, erdichteten Histörchen und ausgedachten Neuigkeiten: „Dieses sind nur lustige Einfälle, „saget man, die niemand Schaden thun. „ Welch eine

eine wunderliche Entschuldigung; gleich, als wenn eine Handlung deswegen unschuldig wäre, weil sie nicht zwey Laster zugleich begreift.

Was die Verleumdung betrift, damit wird man mit mir einig seyn: Sie ist eine verhaßte Art der Lügen, die jedweder tadelt und verwirft, wenn es auch nur aus Furcht wäre, daß man selbst einmal ein Vorwurf derselben werden möchte. Gar öfters aber ist eben derjenige, der sie verdammet, nicht ganz rein davon: Er hat Sachen nicht treulich erzehlet, indem er sie vergrössert, oder etwas davon weggelassen, oder sie sonst verändert hat; vielleicht ohne Vorsatz, und aus blosser Gewonheit, seine Erzehlung auszuzieren oder grösser zu machen.

Ein sicheres, und das einzige Mittel, um sich für dem Verleumden zu hüten, ist, nimmer übel zu sprechen.

Begebet euch in Gedanken in eine eingebildete Welt, und stellet euch vor, daß daselbst die Worte nicht anders, als treue Ausdrückungen der Gedanken und Meynungen sind; daß daselbst ein Freund, der euch seine Dienste anbietet, in der That den guten Willen habe; daß man eurer Leichtgläubigkeit nicht mißbrauchet, um euren Verstand mit Fabeln einzunehmen; daß die Wahrheit alle Reden, alle Erzehlungen, alle Versprechungen selbst eingebe; daß man folglich daselbst ohne Argwohn und Mißtrauen lebe, und gegen alle Betriegereyen und Hintergehungen, gegen alle List und Nachstellungen, Verrätherereyen, Untreue und verleumderische Angebungen in Sicherheit sey; welch ein glückseliger

Umgang unter Menschen, die eine solche Welt bewohneten!

Wünschet ihr, daß diejenige, worauf ihr lebet, eines gleichen Glückes theilhaftig seyn mögte; wohl! so suchet von eurer Seite dazu beförderlich zu seyn, und fanget von euch selbst an, euch ehrlich, aufrichtig und wahrhaft zu betragen.

§. 2.

Von Treu und Glauben.

Es ist unnöthig, sie zu beschreiben; man beleidiget sie nicht anders, als aus Absicht eines oder des andern Vortheils; Exempel, die dieses beweisen. Betriegereyen, die man für erlaubt hält, weil sie überall zur Gewohnheit geworden. Niemand zweifelt, daß der Diebstahl ein Laster sey. Man stiehlet, wenn man vorsetzlich ermangelt, seine Schulden zu bezahlen. Unterschiedene Arten der Schulden, die theils unschuldig, theils strafbar sind.

Es ist unnöthig, zu beschreiben, was Treu und Glauben sey: Diejenigen selbst, die am wenigsten davon haben, wissen es, und sehen gerne, daß sich solche bey allen andern Menschen finden, um solche mit weniger Beschwerlichkeit hintergehen zu können. Denn niemand ist ein Betrieger ohne Absicht, und man betriegt und beleidiget nicht anders, als um seines Vortheils willen.

Warum haben die betriegerischen Pfaffen der stummen und leblosen Götzen ihre Geheimnisse, Orakel und Wunderwerke erfunden, ihre Opfer vervielfältiget, Weyhwasser und geheiligte Kuchen

oder Brodt ausgedacht? Warum anders, als um ihre Einkünfte zu vermehren. Eine jede Lehre, die ihnen etwas eintrug, wurde von ihnen als die wahreste und unumstößlichste geprediget.

Warum ist die reine Vernunft und die Billigkeit von den Advocaten in einer Sündflut von Rechtsgebräuchen, Formalitäten und gekünstelten Verdrehungen ersäuft worden? Um nichts, als um sich die Streitigkeiten ihrer Mitbürger zu Nutze zu machen, und durch ihre Mißhelligkeiten sich zu bereichern.

Warum gehet der betriegliche Astorgus immer mit niedergeschlagenen Augen, mit hängendem Kopfe, mit einem breiten Filzhute, und mehr als ehrbar gekleidet? Wozu sein süsser Ton, und seine bezuckerten Worte? Wozu der verstellte Eifer für die Sache des Himmels, und die heuchlerischen Klagen über die Verblendung der Sünder? Zu nichts, als um die einfältigen Seelen, die er durch seine Verstellung verführet, ums Geld zu bringen.

Ihr habet euch mit dem Advocaten Cristus, und zwar selbst mit eurem Schaden, verglichen, um einen langwierigen Proceß zum Ende zu bringen, der viele neue Vorfallenheiten und neue Processe drohete. Eure gute Absicht gelinget euch nicht. Cristus bedienet sich dieser Gelegenheit, um sich in Vortheil gegen euch zu setzen, unter dem scheinbaren Vorwand, daß er sich gerne zu einem Vergleich bequemen wollen. Ihr habet einen Theil eures Rechts freywillig vergeben, um euch

des andern zu versichern; allein ihr werdet deswegen nicht weniger alles verlieren. Durch Hülfe eines schelmischen Notarien, hat er in den Vergleich zweydeutige und betriegliche Ausdrückungen mit eingleiten lassen, deren er sich gegen euch bedienen wird; und ihr werdet unvermerckt euer eigenes Verderben selbst befördert haben.

Ich gehe in ein Quartier der Stadt, das von lauter Stoffenkrämern bewohnet wird. Wie? bin ich etwa durch Zauberey in ein entferntes Land gekommen, daß ich so seltsame und ungewohnte Gebräuche antreffe? Die Kaufleute, die ich sonst gesehen, haben zur Verkaufung ihrer Waaren einen Ort unten im Hause, den sie Laden nennen. Diese haben zwar auch einen solchen Ort, er ist aber ledig und ohne allen Zierrath, ausser daß die Frau und die Tochter des Kaufmanns aufs stolzeste herausgeputzet, unachtsam und müßig darin sitzen, und um keiner andern Ursache da zu seyn scheinen, als um den Schild oder das Abzeichen des Hauses vorzustellen. Ich begebe mich hinein, in der Absicht zu kaufen. Man füret mich in einen entlegenen Saal, wo wenig Licht hinkömmt, und die Sonne nur seitwerts durch eine enge Ritze hinein fällt. Man zeiget mir Stoffen, rollt sie ab, und wickelt sie aus einander. Betriegliche Gefälligkeit, die zu nichts dienet, als mich zu hintergehen. Das falsche Licht, das man darin vorsetzlich beybehält, wird mir die Fehler und Flecken verbergen. Thut zuerst die schwachen Fensterschläge weg, die das Licht verdunkeln, und wenn ihr wollet, daß ich sehen soll, so lasset mich gantz sehen.

Bey allen Ständen und Handthierungen giebt es gewisse eingeführte Betriegereyen, darüber man sich kein Bedenken macht, aus keiner andern Ursache, als weil sie allenthalben in Uebung sind; und derselbige Kaufmann, der die Vormundschaft seines Vettern mit aller Redlichkeit verwaltet, macht sich kein Gewissen, in seinem Laden das Licht zu verdunkeln.

Ein Officier hat, bey der Musterung, eine grosse Anzahl Blinde, deren Sold er für sich behält, der sonst für allen Arten von Diebstahl sich schämen würde.

Ein Soldat, dem ihr vielleicht, ausser seiner Mondur, alle eure Schätze ohne Gefahr anvertrauen könntet, beraubet seinen Wirth, und hält alles für erlaubte Beute, was ihm in die Hände kömmt, so lange er in Mondierung ist.

Ein Mönch, der sonst ein ehrlicher Mann ist, reichet der Welt ein Kästgen mit Heiligthümern, Knochen, ein wächsern Agnus, ein Schapulier, zur Anbetung dar, und schätzet sie doch in seinem Herzen nicht höher, als sie es verdienen: Allein alle seines Gleichen thun dasselbige, und er würde glauben, kein rechter Bruder zu seyn, wenn er es ihnen nicht gleich thäte.

Alle Gerichtsbediente lassen sich ihre Dienste theuer bezahlen. Die billigsten unter ihnen fordern keine weitere Bezahlung, als für ihre Mühe; allein wer ist unter ihnen, der andere Arbeit thut, als die er zu thun schuldig ist? Es ist zur Gewohnheit geworden, daß man die Partheyen mit einer

Last von unnützen Schriften beladet, davon drey viertel keinen weitern Nutzen haben, als die Einkünfte des Schreibers zu vermehren. Hieraus machen sie sich wenig Gewissen. „Ist es nicht „billig, sagen sie, daß wir von den Thorheiten „der Menschen leben?„ Lebet davon, ich gebe es zu, allein seyd keine Corsaren gegen die, welche euch zu leben geben.

Ich will hier nicht von öffentlichen Raub und Diebstahl reden: Ein jeder weiß, daß es eine unverantwortliche Sünde sey, einem andern das Seinige durch offenbare Gewalt zu nehmen; wenigstens sind es nur die Städte- und Länderbezwinger, welche es nicht wissen. Ueberdas, so gebe ich mich für keinen Räuber- und Diebebekehrer aus; Galgen und Rad sind die Lehren, die für sie gehören; diese sind die einzigen, wodurch sie können zurück gehalten werden, und sind vielleicht in der That die einzigen, denen der gröste Theil der Menschen seine so genante Ehrlichkeit zu danken hat.

Die Art von Diebstahl, welche am meisten im Gebrauch ist, und wofür man sich am wenigsten schämet, ist, wenn man Geld entlehnet, und es nicht wieder bezahlet. Es ist ein eingeführtes Sprichwort, daß einer deswegen kein Schelm ist, weil er Schulden hat. Inzwischen stiehlet man nicht allein, wenn man dem andern das Seinige nimmt, sondern man stiehlet es auch, wenn man es ihm vorenthält.

Wir wollen jedoch einen Unterschied unter Schulden machen. Es giebt deren, die unschul-

dig sind, und andere die strafbar sind. Die unschuldigen sind diejenigen, welche aus Noth gemacht worden, und welche auch die Noth zu bezahlen verhindert. Zu einer **Mittelsorte** von Schulden gehören diejenigen, welche in Ansehung der gegenwärtigen Zeit unschuldig sind, wenn der Schuldner würklich in der Unmöglichkeit zu bezahlen sich befindet, die aber wegen ihres Ursprungs strafbar sind; dergleichen sind die, so aus einem unrechtmäßigen Besitz entstehen. Die strafbaren Schulden sind endlich die, welche man vorsetzlich alt werden lässet, da man sie abtragen könte, sie mögen ihren Ursprung haben, wie sie wollen.

Nicander ist durch Feuersbrunst um das Seinige gekommen; er fand aber in dem Beutel seiner Freunde das nöthige, um seine Sache wieder in Ordnung zu bringen: sie fiengen auch wirklich schon an, ein besser Ansehen zu gewinnen; allein neue Unglücksfälle, Processe und Krankheiten, verunglückte Schiffe und Bankerotte stürzen ihn von neuem viel tiefer, als vorhin. Er kann seine alten Schulden nicht bezahlen, sondern ist vielmehr gezwungen, sie durch neue zu vergrössern, und er ist bey seinem Unglücke noch glücklich, wenn er dazu gelangen kann. Beklaget den Nicander, aber tadelt ihn nicht. Wenn auch sein Fall den Untergang aller seiner Freunde nach sich ziehen sollte, die ihm Beistand geleistet haben; so ist er deswegen nicht strafwürdiger, wenn er nicht durch freywillige Fehler selbst Schuld daran ist, und wenn er ernstlich daran arbeitet, sich wieder zu erholen.

Derje-

Derjenige, der sein eigenes Glück verabsäumet, und dabey nichts weiter waget, als arm oder weniger reich zu werden, mag es verwahrlosen, wie er will: Einem Manne aber, der schuldig ist, ist es Sünde, wenn er großmüthig thun will, und das Geld nicht achtet. Er hat gegen seine Gläubiger allen Gewinn zu verantworten, den er ehrlicher Weise durch seine Arbeit und Fleis hätte machen können. Und auf diese Art davon zu urtheilen, wird man weniger Schuldner, als man glaubet, finden, die zu entschuldigen sind.

Lysippus war vormals ein Bedienter der Republick, und hatte, vermöge seines Amtes, die Güter vieler Bürger in seiner Verwahrung; durch seine übermüthige Verschwendung aber hat er so wohl das ihm anvertrauete, als auch seine eigene Haabseligkeit, durchgebracht. Jetzt siehet man ihn immer beym Altare sich selbst deswegen anklagen, seufzen und heulen. Er hat sich vorgenommen, durch Fasten und Beten und Casteyungen seines Leibes für seine vormalige Verschwendung zu büssen. Lysippus hat sich bekehret, saget man, er hat die Welt verlassen, und ist stets im Gebete begriffen. Was für eine Bekehrung! Bete etwas weniger, Lysippus; das beste Mittel für seine Sünden genug zu thun, ist, wenn man ersetzet, was verdorben ist. Brauche die Gaben, die dir verliehen sind, arbeite, spare weder Sorge noch Mühe, und ruhe nicht eher, bis du deine Gläubiger befriediget und ausser Schaden gesetzet hast. Alsdenn wirf dich vor den Thron Gottes nieder, und denn kanst du hoffen, Gnade zu erlangen.

Das

Das gegenwärtige Unvermögen entschuldiget nicht, daß man seine Schulden nicht abträget, wenn man solches durch eigene Schuld, durch Achtlosigkeit, durch Trägheit, durch übermäßigen Aufwand entweder verursachet hat, oder unterhält.

Ein Schuldner ist nicht weiter Herr, als von demjenigen, was er mehr hat, als seine Schulden betragen: Alles, was er mehr verzehret, das entziehet er seinen Gläubigern. Die Menschlichkeit erlaubt ihm inzwischen, zu leben, aber auch mehr nichts; und dieses noch mit der Bedingung, daß er treulich arbeite, um sich davon zu befreyen.

Bewundert die Gelassenheit des Misochrestes. Mit welcher Geschicklichkeit weiß er sich von dem Schwarm seiner Gläubiger los zu machen, deren Geschrey ihm beschwerlich wird! Hundertmal ist er ihnen entgangen, indem er sich durch seine Bedienten verläugnen lassen; wie aber wird er es heute machen, um von ihnen los zu kommen? Sie sind schon da, ehe er aufgestanden ist. Er will nicht hervor kommen, und sie wollen nicht eher wieder weg gehen. Er lässet ihnen sagen, daß er sich nicht wohl befinde, und niemand sprechen könne. Seine Krankheit rühret sie nicht; und sie drohen die Thüre einzuschlagen, wenn er noch länger verzögert, sie auf zu machen. Endlich lässet er ihnen wissen, daß er sich zeigen werde; er kömmt, und fängt an zu reden:

„Wie? sagt er, kann man denn in seinem „eigenen Hause nicht krank seyn? Erlauben sie

mir

„mir, ihnen zu sagen, daß ihre Aufführung gar „nicht für Leute ist, die zu leben wissen.„

„Was haben sie, mein Herr Rhedo? die „Calesche, die sie mir vor drey Jahren gemacht? „Habe ich ihnen nicht zwanzig Pistolen auf Ab„schlag gegeben? Sie haben wohl grosse Ursache, „sich zu beklagen! Gehen sie, gehen sie, und „seyn unbesorgt; niemand wird bey mir das ge„ringste verlieren. Da sehen sie einen Mann, „der mir seit sechs Jahren Brodt liefert; er weiß, „wie man Leuten meines gleichen zu begegnen „hat; er hat Geduld gehabt, und soll keinen „Schaden leiden. Ihr Diener, mein Herr „Rhedo, ich habe mit den andern Herren zu „reden; sie können wieder ansprechen.„

„Sie, mein lieber Artopolus, sie schätze ich „gewiß recht hoch: sie betragen sich sehr wohl. „Sagen sie mir, wie fangen sie es an, das schö„ne Brodt zu machen, das sie mir verkaufen? „Es ist auserlesen, und man kann nichts dage„gen sagen. . . . Lassen sie uns sehen, was ich „ihnen schuldig bin, . . . zwey tausend drey hun„dert sechs und vierzig Marck vier Schilling neun „Pfennige. . . . Bin ich ihnen das schuldig? . . . „Im übrigen untersuche ich ihre Rechnung nicht. „Zwey tausend drey hundert und einige Mark. . . . „Dieß muß bezahlet werden. Gehen sie, mein „Herr Artopolus, und seyn versichert, das erste „Geld, das einkömmt, ist für sie; sie sollen nicht „einmal die Mühe haben, wieder zu kommen: „das ist gar zu billig, denn sie geben mir zu leben.„

Ha!

„Ha! da ist mein Weinhändler: es ist schon „eine ziemliche Zeit, mein Freund, daß ich Lust „habe, euch den Kopf rechtschaffen zu waschen. „Wissen sie wohl, mein Herr Taverno, daß sie „auf dem Wege sind, mich zu vergiften mit dem „Wein, den sie mir geben? Was zum Henker „thun sie in ihrem Wein? Ich kann nicht drey „Quartier davon austrinken, so steigt er mir zu „Kopfe. Und sie kommen und wollen vielleicht „Geld haben? Gehen sie, gehen sie, man bedie„net die Leute nicht, wie sie thun, wenn man bezahlet „seyn will. Sie sollen nicht eher Geld sehen, bis „die andern keines mehr wollen, um sie zu lehren, „daß sie künftig gute Waare geben.„

„Was ihn betrifft, mein Herr Williams, „so bin ich gewiß beschämet, daß ich ihn noch „nicht befriediget habe. Ich weiß alles, was er „mir vorzuwerfen hat. Er kleidet mich und „mein ganzes Haus beynahe seit fünf Jahren; „ich habe ihm noch keinen Schilling gegeben; ich „hatte versprochen, zu Ende des vorigen Jahres „Richtigkeit mit ihm zu machen, und habe ihm „nicht Wort gehalten. Ist das nicht alles, was „er mir zu sagen hat? Er kennet mich, mein „lieber Williams, glaubet er wohl, daß ich so „hart seyn würde, ihn so lange nach Geld war„ten zu lassen, das ich ihm schuldig bin, zumal „da er für mich so ansehnliche Summen ausgele„get, wenn meine Pächter mich bezahlten? Ich „müßte wohl ein rechter Bösewicht seyn. Allein „sie werden endlich bezahlen, und er soll befrie-

„diget werden. Sein Diener. Ich habe noch „mit dieser Frau zu reden.„

„Sey sie willkommen, Frau Pernelle. Sie „kömmt vermuthlich wegen der dreyßig Stücke „Leinwand, die sie mir geliefert, ist es nicht „wahr? Ich kann sie so bald noch nicht bezah- „len. Sie siehet wohl, daß ich denen andern „Leuten versprochen habe. Aber sie ist im Stan- „de, zu warten, sie ist in guten Umständen!„ O nein, mein Herr, sie irren sich, meine Umstände sind schlecht! „O desto schlimmer, mein Kind, „wer nicht Vermögen genug hat, um vorschies- „sen zu können, der sollte sich mit dem Handeln „nicht abgeben.„

„Euch andern,„ setzt Misochrest hinzu, indem er diejenigen von den Gläubigern anredet, die noch nicht vorgewesen, „euch bin ich, glaube „ich, keine grosse Posten schuldig. Ihr sehet „wenigstens, daß ich Richtigkeit zu machen su- „che: Gebt etwas Geduld; kann ich voritzo „nichts anders thun, so will ich zum wenigsten „eure Rechnungen unterzeichnen.„

Kaum hat Misochrest ausgeredet, so kehrt er sich um, und ist fort wie der Bliz, da unterdessen seine Gläubiger über seine verwegene und gebieterische Art zu reden erstaunt stehen bleiben. Er ist schon weit von ihnen, ehe sie zur Antwort fertig sind.

Der zweyte Artickel.

Von der vergeltenden Gerechtigkeit.

Ursache ihrer Nothwendigkeit: Sie hat ihren Sitz in der Person von Regenten, ihre Verwaltung aber ist den Obrigkeiten anvertrauet. Ihre Eigenschaften. 1. Die Gerichtskosten sind unbillig und übermäßig. 2. Die Langsamkeit der Richter ist unerlaubt. Bittschriften an die Obrigkeiten sind ihnen schimpflich. Appellationen verlängern die Processe unnützer Weise. Es sind nichtswürdige Formalitäten in der Proceßform eingeführet. Unfähigkeit der meisten Richter. Die Meynung des geringsten Theils ist dem grösten vorzuziehen. Ob ein Richter ohne Ungerechtigkeit sich seinem Freunde vor andern gefällig erzeigen kann?

Wären alle Menschen billig, so hätte man der vergeltenden Gerechtigkeit nicht nöthig. Sie ist ein Damm, der ihrem ungerechten Betragen entgegen gesetzet ist. Die meisten haben das nützliche mit dem angenehmen verwechselt. Was ihren Sinnen, ihren Begierden, und ihren Leidenschaften schmeichelt, scheinet ihnen sogleich nützlich zu seyn, und wäre es auch in der That, wenn ihre Sinne, ihre Begierden, und ihre Leidenschaften allemal durch die Billigkeit regieret würden. Wenn dieses aber nicht ist, so kann das, was ihnen schmeichelt, gar leicht unrecht seyn. Was aber unrecht ist, kann nicht nützlich seyn. Im folgenden werde ich beweisen, worauf ich diesen Satz gründe.

Nichts kann nützlich seyn, als was zu unsrer Glückseligkeit abzielet. Die grüste Nützlichkeit, ist das höchste Glück. Alles, was den Namen nützlich verdienet, hat dieses Glück zu seinem einzigen Endzweck, und alles, was dahin nicht abzielet, verdienet diesen Namen nicht. Alles aber, was ungerecht ist, zielet nicht dahin, sondern leitet uns vielmehr davon ab; denn alles, was ungerecht ist, ist dem göttlichen Willen entgegen. Widersetzet man sich diesem, so kann man unmöglich glücklich seyn, weil er keine andere Absicht hat, als unser Glück. Gott ist kein Tyrann, der an seiner Gewalt Vergnügen findet, und uns nur Gesetze giebet, um unsern Gehorsam zu üben, und uns die Schwere des Jochs fühlen zu lassen, das er uns auferleget. Alle seine Gebote sind Lehren, die uns unterweisen, glücklich zu seyn. Gott aber will, daß wir gerecht seyn sollen, und folglich kann niemand glücklich seyn, der nicht gerecht ist. Daher ist auch eine jede Handlung, welche die Gerechtigkeit verletzet, dem Willen Gottes und zugleich unsrer Glückseligkeit entgegen, und diesem zu Folge kann sie uns nicht nützlich seyn, sondern wird uns vielmehr nachtheilig und schädlich.

Fleischlichgesinnete und bloß körperliche Menschen, die sich mit nichts, als mit dem gegenwärtigen, beschäfftigen, die nur mit den Augen ihres Körpers sehen, die die Verdienstlichkeit einer Handlung bloß nach Maaßgebung des daraus zu hoffenden Vortheils beurtheilen, haben nicht unterlassen, einen Unterscheid zwischen Gerechtigkeit und

Nütz-

Nützlichkeit einzuführen. Das Nützliche und das Rechtschaffene wird allemal gegen einander abgewogen, und das letzte wird beständig dem ersten aufgeopfert, so bald ein eingebildeter Vortheil ihnen einiger Aufmerksamkeit würdig scheinet. Diesen Vortheil aber rechnen sie von Wichtigkeit nach Maaßgebung der Stärke ihrer Begierden; und daher haben sie auch mit der Gerechtigkeit nicht weiter zu schaffen, als in so weit sie dabey zu gewinnen, oder wenigstens nichts zu verlieren, glauben, und sind dabey immer fertig, wieder umzukehren, um das, was ihnen Vortheil bringet, vorzuziehen, so bald die Billigkeit sie in die geringste Gefahr setzet, oder sie dabey das geringste verlieren können.

Daher entstehen alle eigennützige Streitigkeiten, welche durch Untreue und Begierde nach Reichthum unter Mitbürgern erreget und unterhalten werden; und eben daher entstehen alle Laster, womit die Welt überschwemmet ist. Der Vorzug, den man dem Vortheilhaften vor dem, was recht und redlich ist, giebet, ist die Quelle aller ungerechten Processe, und die Ursache aller Uebelthaten.

Um nun dieser abscheulichen Unordnung, worinn dieser Mißverstand, wegen des, was nützlich ist, alle Gesellschaften würde gestürzet haben, zuvor zu kommen, hat man sich zu dem uns angebohrnen Gesetz der Gerechtigkeit wenden, und mit der Wage in der Hand die Streitigkeiten entscheiden, und das Unrecht strafen müssen.

Wie es nicht genug ist, daß ein Gesetzgeber Verstand und Fähigkeit zu urtheilen habe, sondern auch Ansehen und Macht genug erfordert wird, um die Haltung seiner Gesetze bewirken zu können; so hat man die Macht, Gesetze zu geben, denenjenigen eingeräumet, die vor den andern Menschen bereits gewisse unwidersprochene Vorzüge hatten, und also ist die vergeltende Gerechtigkeit den Fürsten und Herrschern zugefallen.

Damit nun solche nicht willkührlich bleiben mögte, so haben diese gewisse öffentliche Verordnungen ausgehen lassen, um darnach die gewöhnlichsten Streitigkeiten in der Republick zu entscheiden; und haben dabey dem Muthwillen der bösen Glieder derselben durch die Furcht für Schande und Strafe Einhalt gethan. Fiel ein Fall vor, der nicht vorher gesehen worden, so entschieden sie denselben nach eben derjenigen natürlichen Billigkeit, aus welcher sie die allgemeinen Gesetze genommen hatten. Damals wurde das Recht von ihnen in Person und sogleich auf der Stelle gesprochen.

Wie sie aber nachher durch mehrere Geschäffte, durch die Vergrösserung ihrer Herrschaft, durch die Einrichtung ihrer Policey, oder durch Führung ihrer Kriegsheere daran verhindert wurden, so übergaben sie die Handhabung der Gerechtigkeit den dazu bestellten Richtern, denen sie zu diesem Ende einen Theil von ihrer Gewalt und Ansehen verliehen. Diese von den Oberherren verordnete Richter wurden Obrigkeiten genennet, und diese Obrigkeiten sind es, die

ge-

gegenwärtig die Gerechtigkeit handhaben. Laßt uns nun sehen, auf welche Weise solches von ihnen geschicht, und wie es geschehen sollte.

Die Gerechtigkeit muß ohne Entgeld, ohne Vorzug und ohne Partheylichkeit geübet werden.

1. Man leugnet hier zu Lande eben so wenig, als an andern Orten; daß die Gerechtigkeit nichts kosten müsse. Dieser Satz bleibet allezeit wahr, er ist es aber leider nur in der Theorie. Man hat hiebey sowol, als bey unzähligen andern Sachen, gar leicht ein Mittel zu finden gewußt, um sich der Streitigkeit der Sittenlehre zu entziehen.

Gleich Anfangs hat man verboten, daß niemand seine Sache vor Gericht selbst führen darf, welche Freyheit gleichwol einem jeden durchs natürliche Recht zukömmt. Woferne diese wunderliche Verordnung auf billige Ursachen gegründet ist, so gestehe ich gerne, daß ich nicht Einsicht genug habe, um sie zu begreifen; allein ich habe daran genug, um die bösen Wirkungen davon einzusehen.

Was habe ich eines feilen Sachwalters nöthig, den ich bezahlen muß, um meine Sache zu vertheidigen, die ich besser vertheidigen würde, als er? Ja, sagt ihr, er wird sie dem Richter mit mehrerer Kürze, und ohne Eifer und Heftigkeit vorstellen. Allein habe ich sie ihm begreiflich machen können, warum sollte ich nicht eben das dem Richter thun? Und wer ist mir gut dafür, daß er sie recht verstanden, daß er den wahren Sinn

davon begriffen, daß er sich die Mühe gegeben, die Schriften zu lesen, die ich ihm dabey eingehändiget? Wer versichert mich, daß er sich meine Sache ernstlich werde angelegen seyn lassen, daß er sie von ihrer guten Seite vorstellen wird, daß er keinen von meinen Gründen versäumen, sondern sie in ihrer völligen Stärke gebrauchen werde? Und was weiß ich, ob er sich nicht gar von meinem Gegner bestechen lässet, und dessen Sieg befördert, indem er mich schwach vertheidiget? Es ist keine von allen diesen Arten von Untreue, die nicht zum öftern begangen wird, und die ich daher nicht Ursache habe, zu befürchten. Lasset mich aber mein Recht selbst verfechten; so bin ich von aller dieser Gefahr frey.

Ich setze aber den Fall, daß ich einen Sachwalter gefunden habe, der verständig und geschickt ist, und auf den man sich verlassen kann. Was helfen mir alle Geschicklichkeiten, die ihr ihm beylegen könnet? Er hat einen Fehler, der sie alle zu nichte machet; denn er ist eigennützig und gewinnsüchtig. All das Meinige ist in den Händen unrechtmäßiger Besitzer, und die Gerechtigkeit bietet mir gegen solche ihren Beystand vergebens an, so lange ich zu ihr nicht anders Zutritt finde, als durchs Geld.

Habe ich mir den ersten Zutritt verschafft, so bin ich deswegen noch nicht viel weiter, weil ich bey einem jeden Schritte dieselbigen Hindernisse wieder finde. Der Pallast der Themis ist eine verderbliche Zollbude, wo hundert geldgierige Einneh-

nehmer einer dem andern folgen, und den armen Proceßirenden fast nackt ausziehen. Der Richter selbst an ihrer Spitze, berechtiget ihre Plünderung, und ist beschäftiget, sie zu vollführen. Inzwischen ist er bedächtlich, in der Art zu plündern, und würde sich schämen, seine Hände durch Geschenke zu verunreinigen: Der Barbar aber fordert Geld, und wird euch nicht eher Recht verschaffen, als bis ihr ihn zum voraus bezahlet habet.

Man wendet hier vergebens ein, daß die unmäßigen Proceßkosten als gerechte Strafen für diejenigen anzusehen sind, die eine ungerechte Sache haben, weil diesen am Ende doch solche allemal zufallen.

Ich antworte hierauf zuerst, daß ich überhaupt nichts von Geldstrafen halte, als wovon derjenige allein den Nutzen hat, der sie auferleget. Alle Gerechtigkeit, wobey Gewinnsucht und Eigennutz etwas zu sagen hat, ist mir verdächtig. Warum soll mein Richter ansehnliche Urthelsgebühren geniessen, wenn mich Harpastus ohne Noth in einen bösen Proceß verwickelt? Mir allein muß mein Schade vergütet werden, und nicht dem Richter, der nichts dabey verlieret, sondern eben so gut lossprechen und verdammen muß, ohne Geld dafür zu ziehen.

Hiernächst behaupte ich, daß es nicht einmal allezeit wahr ist, daß einer von denen streitenden Partheyen fälschlich verfährt. Die Frage, worüber sie uneinig sind, kann zweifelhaft seyn, und, in diesem Falle, ist derjenige, so verlieret, mehr zu beklagen, als zu bestrafen.

Gesetzt aber auch, daß die Unkosten auf denjenigen kommen, der sie billig tragen muß, weil er wider Recht proceßiret; so muß gleichwohl der gewinnende Gegenpart seinen Sieg noch theuer genug bezahlen. Man hat ihm heimlich hunderterley Ausgaben abzuzwacken gewußt, welche er nicht wieder fordern kann; und selbst die bekannten Kosten muß er allein tragen, wenn derjenige, dem sie zuerkannt sind, zu seinem Unglücke nicht im Stande ist, zu bezahlen.

Ich setze noch zuletzt einen Fall, wo die Unkosten derjenigen von den streitenden Partheyen zur Last kommen, die davon befreyet seyn solte. Dieses geschicht, wenn die gerechte Sache aus Unwissenheit oder Ungerechtigkeit der Richter unterlieget: Dieser Fall ist nicht ohne Exempel, und diese strenge Gebieter über unsere Güter und über unser Glück haben nicht allemal eine untriegliche Einsicht und Gewissen vom Himmel erhalten.

2. Giebt man mir uneigennützige Richter, so wird freylich ihre Einsicht klärer, und ihre Urtheile werden weiser seyn. Allein damit bin ich noch nicht zufrieden, sondern sie müssen auch nicht träge und langsam seyn. Man ist allemal ungerecht, wenn man das Recht verzögert, da man es sogleich hätte schaffen können. Die Zeit ist für denjenigen kostbar, dessen Angelegenheit in Gefahr ist.

Es ist die allgemeine Schwachheit aller derer, die in Bedienungen stehen, daß sie sich dasjenige als eine Gnade abbitten lassen, wozu sie von Amts wegen verbunden sind: Man muß von ihnen durch

de-

demüthige Bittschriften erkaufen, was man als eine Schuldigkeit von ihnen fordern kann. Ich will noch lieber das Recht mit Gold aufwägen, wenn ich es nur gleich erhalte. Ihr möget es euch noch so theuer bezahlen lassen, so werde ich doch dabey noch gewinnen.

Der Präsident Cenocephalus bildet sich ein, daß es seiner Würde zu nahe wäre, wenn er sich nicht von einem Schwarm Supplicanten bis an seinen Richterstuhl gefolget sähe: Die Verwirrung und Unruhe, die er in ihren Augen lieset, schmeichelt ihm, und er saget mit einer innerlichen Zufriedenheit bey sich selbst: „Ich bin es, von „dem das Schicksal aller dieser Leute abhänget.„ Er wird sich wohl hüten, ihre Sachen bald abzuthun, weil sein Gefolge dadurch würde verringert werden.

Ich kann nicht beweisen, wie der erste, der seinen Richter gebeten, ihm Recht zu schaffen, das Herz gehabt, es zu thun; noch auch, wie sich die Richter gewöhnen können, eine solche Beschimpfung geduldig zu leiden. Was heißt, einen Richter ums Recht bitten? Ist es nicht mit verdeckten Worten ihm so viel gesagt: „Ich zweifle „nicht, daß ihr meine Sache versäumen würdet, „wenn ich nicht deswegen Erinnerung thäte. „Ich weiß, daß ihr eure Ruhe und euer Ver„gnügen liebet, und solche vielleicht den Pflich„ten eures Amtes vorziehen mögtet: Aber ich „bitte, thut eure Schuldigkeit mir zu Gefallen. „Untersuchet meine Sache selbst, und verlasset euch

„euch nicht, auf den Auszug eines Secretärs, „und wenn ihr sie wohl inne habet, so sprechet euer „Urtheil nach der Billigkeit. Die schöne Horten„sia wird kommen, und gegen mich sprechen; al„lein thut die Augen gegen ihre Reizungen zu. „Dieser oder jener Prinz oder Herr wird euch ih„re Sache empfehlen; bedenket aber, daß der„gleichen Vorsprache ihr Recht nicht besser machet. „Man wird suchen, euch durch Versprechungen „oder gar durch Geschenke zu verblenden; allein „seyd unbeweglich. Mit einem Worte, thut mir „die Gefälligkeit, und betraget euch, als ein ehrli„cher Mann.„

Wie viel schimpflicher würden nicht dergleichen Zumuthungen von Seiten desjenigen seyn, welcher weiß, daß seine Sache unrecht ist! Bey einem unrechtmäßigen Processe seinen Richter um Recht bitten, heißt eben so viel, als ihm zu verstehen geben, daß man ihn für einen Schelm, oder für einen einfältigen Tropf hält.

Ich weiß nicht, ob es ihn nicht auch beschimpfen heisset, wenn man ihm für den Gewinn des Processes Dank saget: Es scheinet, daß ihn dieses auf gewisse Weise einiger Nachsicht oder unerlaubten Gefälligkeit verdächtig machet. Wo dieses nicht ist, wofür danket ihr? Hat er sein Urtheil nach der äussersten Billigkeit gesprochen, so seyd ihr ihm, nach der Strenge, nicht mehr Dank schuldig, als euren Zinsleuten, die euch die Zinsen für ein verflossenes Vierteljahr abtragen. Beyde haben nichts weiter gethan, als was sie

ohne

ohne Unrecht nicht unterlassen können. Hochachtung so viel ihr wollet; denn die verdienet ein redlicher Richter, aber keinen Dank.

Er kann vielmehr, mit aller seiner Redlichkeit, noch strafbar seyn, wenn er die Partheyen zu lange in Erwartung des Urtheils hingehalten, da er solches sogleich hätte sprechen können. Eine obrigkeitliche Person hat alle ihre Augenblicke zu verantworten, so lange sie noch eine unentschiedene Sache unter Händen hat. Ist es denn nicht genug, daß einer, der im Processe lieget, alle Langsamkeit der Unterbedienten auszustehen hat? Und müssen noch diejenigen, die Recht und Gerechtigkeit zu verwalten haben, durch unaufhörliche Verzögerungen das Maaß voll machen?

Nach vieljährigem Warten, Unruhe und Mühe erhält man endlich einen Rechtsspruch. Was ist aber dadurch gewonnen? Der Gegenpart suchet die Wirkung davon zu verhindern, und man muß sich von ihm, vermittelst verschiedener auf einander folgenden Appellationen, von einem Gerichte nach dem andern zerren lassen. Und da glaube man nur sein Recht nicht sicher, weil man es für unumstößlich hält. Das Ceremoniengesetz der Themis unterwirft ihre Clienten so vielen nichtswürdigen Formalitäten, von denen ihr Schicksal abhänget, daß es ihnen schwer wird zu ihrem Throne zu nahen, ohne zu straucheln. Daher siehet man auch alle Tage in ihrem fürchterlichen Heiligthum das Wesentliche durchs Aeusserliche verlieren, und das beste Recht wegen eines versehenen

nen Wortes, eines Buchstabens, oder einer andern Kleinigkeit, aufs förmlichste verwerfen.

Hat man die Geschicklichkeit gehabt, allen diesen Klippen zu entgehen, so kann man, vor dem Hafen selbst, durch die Ungerechtigkeit oder Unwissenheit der Richter, gleichwol noch scheitern.

Von allen Ständen ist der obrigkeitliche, meiner Meynung nach, der wichtigste für das gemeine Beste der Gesellschaft. Ich weiß aber nicht, ob ein anderer Stand ist, wobey man weniger Proben der Geschicklichkeit erfordert, als bey diesem. Ein jeder wird dazu geschickt gehalten, so bald er einen Gradum angenommen hat, und im Stande ist, seine Bestallung zu bezahlen.

Ich will nicht sagen, ob der junge Adrast ein guter Richter ist. Er giebt sich mit keinem Bericht ab, sondern saget nur seine Meynung, und vielleicht thut er hierinn schon zu viel. Ich kann euch aber von seinen Sitten, seinen Ergetzlichkeiten und seinem Zeitvertreibe Nachricht geben. Er ist scherzhaft, munter, buhlerisch, achtlos und müßig. Er hat in seiner Kindheit einen Widerwillen gegen seine Bücher gefasset, den er bis hieher immer behalten; insonderheit gegen die alten Rechte, Verordnungen, Urtheile und Urtheilsammler. Gegen kleine einzelne Schriften ist er weniger eingenommen, und er hat in dem Acajou, dem Grigri, dem Sopha, und den Etrennes de la St. Jean geblättert. Er ist sehr fürs gute Essen und Trinken, und zumal für lange Abendmahlzeiten, eingenommen. Er liebt das Spielen, Tanzen,

zen, Jagen, Fechten und Reiten. Alle Ergetzlichkeiten sind ihm angenehm, wenn sie nur unruhig sind. Habe ich nicht Recht gehabt, daß ich euch gleich Anfangs zu verstehen gegeben, daß Adrast eine obrigkeitliche Person ist? Sonst würdet ihr ihn gewiß, nach dieser Abbildung, für einen Musketär oder Pagen genommen haben.

Nicht weit von ihm im Gerichte sitzet der podagrische **Menalippus**. Dieser ist ein alter Richter, dem eine lange sechsjährige Uebung statt aller Wissenschaft und Geschicklichkeit dienet. So bald ein Advocate auftritt, so weiß er schon alles, was er sagen will, und so lange dieser redet, siehet man ihn im tiefen Schlafe. Deswegen aber saget er nicht weniger seine Meynung, wenn seine Reihe kömmt. Sein Alter und seine Schwachheiten machen ihn für die Verführung einer schönen Supplicantin sicher, und von dieser Seite ist er unbeweglich. Wenn ihn etwas gewinnen kann, so ist es der blendende Glanz des Goldes; doch müßte die Summe der Mühe werth seyn: Denn seine Tugend würde es sehr übel nehmen, wenn man sie durch ein mittelmäßiges Geschenke verführen wollte. Ihr dürfet eben so wenig besorget seyn, daß er aus Zärtlichkeit oder Mitleiden seiner Pflicht vergessen werde, und daß die Betrübniß eines Angeklagten, sein Schmerz, seine Verzweifelung, ihn bewegen und gewinnen mögte. Wenn es auf eine Todesstrafe ankömmt, so seyd versichert, daß er die Gelegenheit nicht versäumen werde. Er übet dadurch sein Ansehen und seine Gewalt, und

darauf

darauf hält er sehr. Er hat sich seit langer Zeit gegen alles Bitten und Weinen hart gemacht, und ist bey allen Martern und Leibesstrafen ein unbewegter Zuschauer gewesen, daher er denn auch lieber zwanzig Unschuldige nach dem Rabenstein schicken, als einen Schuldigen davon erretten wird.

Man setze mir in einem Gerichte zwanzig solcher Köpfe wie Adrast und Menalippus. Sollte alsdenn wohl eine Parthey durch das beste Recht von der Welt in Sicherheit seyn, ihre Sache nicht zu verlieren? Ist es aber etwas seltenes, daß unsere Gerichte so übel besetzet sind? Gegen einen Richter, welcher der Stelle würdig ist, die er bekleidet, giebt es mehrentheils dreyßig, die keine andere Bedienung haben sollten, als im Gerichte den Schwätzern Stillschweigen zu gebieten.

Es ist so eingeführet, daß man im Gerichte die Streitigkeiten nach der Mehrheit der Stimmen entscheidet. Dieses ist, deucht mich, unsern Obrigkeiten zu viel Ehre angethan: Denn dadurch wird voraus gesetzt, daß die meisten unter ihnen Redlichkeit und Einsicht genug besitzen. Ich weiß nicht, ob es nicht fast besser wäre, wenn die kleinere Zahl der Stimmen ein Urtheil gültig machte. Ist es nicht billiger, zu glauben, daß unter fünf und zwanzig sich fünf kluge Räthe finden, als daß zwanzig gegen fünfe vernünftig seyn sollten? Die Klugheit ist eine Gabe, die nicht so gemein ist.

So fremde diese Meinung auch scheinen mag,

so hat gleichwol der Gesetzgeber der Juden sie vor mir gehabt. Er rieth ihnen, „ihr Urtheil nicht nach „den Meynungen der mehresten Menschen einzurich„ten.„ *

Die Stimme eines einzigen Richters, der seine Meynung auf Vernunft gründet, würde mir lieber seyn, als funfzig andere von solchen, welche nur nach ihrem blossen natürlichen Triebe urtheilen.

Die feineste und folglich die gefährlichste Versuchung für einen Richter, ist eine falsche Großmuth, eine Begierde, seinen Freunden zu dienen, wenn solches nicht anders, als zum Nachtheile der Billigkeit, geschehen kann. Ein Richter, der allen Versprechungen und verführerischen Anerbietungen widerstanden hat, ist vielleicht nicht stark genug, gegen das dringende Anhalten einer Person, die er liebet. Er glaubet in den Gründen, welche ihn bewegen, seine Entschuldigung zu finden. Er würde es sich nicht vergeben, wenn er sich durch die schändlichen Reizungen eines Gewinnes, oder durch andere Absichten hätte verleiten lassen: Die Zärtlichkeit aber, die Liebe, die Freundschaft, die Erkenntlichkeit sind allzu edle Empfindungen! Ja, gewiß sind sie es, so lange sie mit der Tugend übereinstimmen: sie werden aber sehr verächtlich und verdammlich, so bald sie derselben zu nahe treten.

Es ist die Gewohnheit, und sogar eine Schuldigkeit, daß ein Richter, so bald eine von den streitenden Parteyen ihm verwandt, oder verschwiegert ist, sich der Untersuchung ihrer Sache be-

* Exod. 23. v. 1.

begebe. Es giebt aber in der Gesellschaft andere Verbindungen, als Verwandschaft und Verschwiegerung, die nicht weniger Gewalt über unser Herz haben: laß ihn auch dagegen auf seiner Hut seyn. Es kann ihm hart scheinen, seinen Freund verdammen zu müssen: wohl, so muß er ihn nicht richten.

Es ist in der ganzen Welt niemand, als Gott, und die Beherrscher dieser Welt, die an seiner Stelle sind, welche in ihren Urtheilen einige Nachsicht haben, und für diejenigen, die sie lieben, etwas mehr thun können. Aber eben diese, und Gott selbst, können es nicht zum Nachtheil der andern Partey. Da hingegen haben die Obrigkeiten nicht das geringste Recht, es zu thun. Sie haben keine andere Macht, als die ihnen die Gesetze geben, wovon sie nichts weiter, als Bewahrer und Werkzeuge sind. Gehen sie davon ab, aus welcher Ursache es immer sey, so sind sie ungerechte Haushalter.

Wenn aber das Gesetz keine ausdrückliche Verordnung wegen desjenigen enthält, worüber die Parteyen streitig sind, ist es einem Richter alsdenn nicht erlaubt, der Sache seines Freundes durch eine günstige Auslegung zu statten zu kommen? Keinesweges. Der Freund muß bey dieser Auslegung durchaus nicht in Betrachtung kommen. Die Folgerungen, die man aus dem Gesetze ziehet, sind ein Theil des Gesetzes selbst, und sind eben so ehrwürdig.

Das vierte Capitel.

Von der Mäßigkeit.

Beschreibung der Mäßigkeit; ihre Zweige. Eintheilung dieses Capitels.

Die Mäßigkeit ist im weitläuftigen Verstande eine vernünftige Einschränkung unserer Begierden, Empfindungen und Leidenschaften in ihre gehörige Gränzen. Wir wollen sie aber hier in ihrer engeren Bedeutung für eine Tugend nehmen, die unseren cörperlichen Begierden den Zügel anleget, sie in dem rechten Mittel von beyden entgegen gesetzten Ausschweifungen gleich entfernet hält, und sie dadurch nicht allein unschuldig, sondern auch nützlich und löblich machet.

Unter denen Lastern, welche die Mäßigkeit bestreitet, sind die Unkeuschheit und Völlerey die vornehmsten; alle übrigen entspringen aus einer von diesen beyden Quellen, und folglich sind die Keuschheit und die Nüchternheit die beyden Zweige der Mäßigkeit.

Der erste Artikel.

Von der Keuschheit.

Die Enthaltung und die Keuschheit sind von einander unterschieden. Zu jener ist niemand unumgänglich verpflichtet; sie ist gleichwol eine Pflicht ausser der Ehe; die Ehe aber ist keinem Menschen untersaget. Die beyderseitige Einwilligung machet die Ehe. Ob die Unzertrennlichkeit der Ehe die Scheidung ausschliesse? Böse Folgen des Verbots der Ehescheidung. Concubinat ist durch das positive ausdrückliche

göttliche Gesetz so wol, als von der Natur selbst, verboten, wenn er nicht durch eine ununterbrochene Dauer der Ehe ähnlich ist. In welchen Graden die Natur die Blutschande einschränket. Der Ehebruch ist durchs Gesetz der Natur verboten.

Man muß die Enthaltung und die Keuschheit nicht mit einander verwechseln, wie es öfters zu geschehen pfleget. Der Mißbrauch der Benennungen verursachet die Verwirrung der Begriffe. Wie man keusch seyn kann, ohne sich zur Enthaltung zu zwingen, so kann sich jemand aus dieser ein Gesetze machen, und doch deswegen nicht keusch seyn. Die Gedanken allein können die Keuschheit verunreinigen, sie sind aber nicht zureichend, die Enthaltung zu unterbrechen. Alle Menschen ohne Unterscheid der Zeit, des Alters, des Geschlechtes und des Standes sind verpflichtet, keusch zu seyn, keiner aber ist zur Enthaltung verbunden.

Die Enthaltung bestehet in Vermeidung der Ergetzlichkeiten der Liebe; die Keuschheit aber darinn, daß man dieser nicht anders geniesset, als in so weit es das Recht der Natur erlaubet, und auf die Art, wie es solches erlaubet. Die Enthaltung an und für sich verdienet keine Hochachtung, und wird auch solche nimmer weiter verdienen, als in so ferne sie zufälliger Weise zu der Ausübung einer oder der andern Tugend, oder zur Ausführung eines großmüthigen Vorhabens, etwas beyträget. Ausser diesem Falle verdienet sie öfters mehr Tadel, als Lob.

Ein jeder, der so geschaffen ist, daß er seines Gleichen erzeugen kann, ist dazu berechtiget, und ist schuldig, es zu thun. Dis ist die Stimme der Natur; und diese Stimme verdienet mehr Aufmerksamkeit, als alle menschliche Verordnungen, die ihr entgegen sind.

Ich weiß keine Ursache, welche einen zu einer immerwährenden Enthaltung verbindet; aufs höchste kan sie nur auf eine Zeitlang nothwendig seyn.

Nach dem Rechte der Natur kan ein jeder mit demjenigen, das ihm eigen ist, handeln wie er will. Inzwischen thut man einem Unmündigen, einem Verschwender, einem Rasenden kein Unrecht, wenn man ihnen die Freyheit, ihr Recht zu gebrauchen, nimmt, weil sie dessen ganz gewiß mißbrauchen würden.

Eben so ist es auch mit der Gemeinschaft des einen Geschlechtes mit dem andern. Denn ob solche gleich allen Menschen erlaubt ist, so finden sich doch Umstände, da es, um grössern Vortheils willen, besser ist, dieser Freyheit beraubet zu seyn.

Es ist, zum Exempel, billig, daß ein Kind, das noch nicht fähig ist, zu urtheilen, nicht die Freyheit habe, ohne seiner Eltern Beyfall sich durch ein unauflösliches Band zu verbinden. Vielmehr wäre es die größte Unmenschlichkeit, solches seiner Unbesonnenheit und Verwegenheit, die seinem Alter mehr als zu sehr ankleben, zu überlassen, wenn es darauf ankömmt, durch ein Eheband das Glück oder Unglück seines Lebens zu befördern. Seine natürlichen Vormünder können,

ohne seinem Rechte Eintrag zu thun, seine Verbindung verhindern, oder verzögern, wenn sie solche seiner unwürdig, oder wenigstens übereilt finden. So lange er nun solche nicht eingegangen, ist die Enthaltung für ihn eine Pflicht. Dabey aber verstehet es sich, daß auch die Eltern an ihrer Seite für die Versorgung ihrer Kinder zu sehen, oder wenigstens zu derselben behülflich seyn müssen, wenn sich dazu Gelegenheit findet.

Die Geschichte des **Proxenes** und der **Cloris**, seiner Tochter, hat viel Aufsehens in der Welt gemacht, und ich thue nichts übels, wenn ich sie hier erzehle. Cloris war unter der Vormundschaft eines geizigen Vaters, und erwartete mit Gedult, wann es ihrem Vormünder gefällig seyn mögte, ihr die mütterliche Erbschaft auszukehren, wie der liebenswürdige **Chariton** durch seine Zärtlichkeit und Geflissenheit das Herz der Tochter gewann. Er war reich genug, und von so gutem Stande, daß Proxenes sich nicht schämen durfte, ihn zu seinem Schwiegersohn anzunehmen. Die Anwerbung geschahe, Proxenes aber verwarf sie. Er erklärete sich nicht über die Ursache seiner Wegerung, man errieth sie aber ohne Mühe. Sein unüberwindlicher Widerwille, gegen die Ablegung der Rechnung, war sein wahrer Bewegungsgrund. Er bat den Chariton, künftig die Höflichkeit seiner Besuche zu sparen. Dieses Verbot that seine gewöhnliche Wirkung, und die Herzen beyder Verliebten wurden dadurch destomehr in Feuer gesetzet. Beyde wählten ein-

mü-

müthigkich das Mittel, welches sie für das nachdrücklichste hielten, um sich die Einwilligung des Vaters zu verschaffen. Sie hatten sich aber betrogen. Dieses angenehme Mittel, dessen Wirksamkeit so manche Töchter erfahren, gelung ihnen beym Proxenes nicht: Er kehrte sich nicht daran, daß alle Schande seiner Tochter auf ihn mit fiel, er gerieth in die äusserste Wut, und ließ es nicht bey drohenden Vorwürfen bewenden, sondern überlieferte sie selbst der Schmach und dem Greuel eines von den fürchterlichen Behältnissen, welche den Thränen und der Reue gewidmet sind.

Wem von denen dreyen Personen dieses ärgerlichen Auftrittes wollen wir die Schuld geben. Ohne Zweifel allen dreyen. Ein harter und ungerechter Vater, ein Liebhaber, der seine Geliebte verführet, eine Tochter, welche die väterliche Gewalt verachtet, sind alle dreye strafwürdig.

Man wird hier sagen: „Erfordert denn dieses „Gesetz der Natur, dessen Fürtreflichkeit ihr so sehr „rühmet, bey der Verbindung zweener Verliebten „alle die eitelen Zubereitungen widriger Ceremonien, „denen man sie unterwirft?„

O nein, es fordert weiter nichts, als die freye Einwilligung der Parteyen, und alsdenn ist ihre Verbindung von dem Himmel gut geheissen, falls sie sonst nichts verhindert. Allein die edle Einfalt des so milden Gesetzes der Natur, hat den Gesetzgebern nicht untersaget, die Feyerlichkeiten der Ehen durch gewisse ausdrückliche Gesetze anzuordnen. Die positiven Gesetze sind selbst ehr-

würdig und verbindlich, so lange sie dem weisen Gesetze der Natur nicht widersprechen, und demselben nur als Erklärungen und Anmerkungen dienen. Sie verpflichten in der That nicht weiter, als andere Policeygesetze: Die Policeygesetze aber verpflichten alle Glieder eines Staates.

Es war der Gesellschaft daran gelegen, daß die Ehen eine Verbindung auf die ganze Lebenszeit wären, und die Natur selbst scheinet dieses geboten zu haben. Die unaufhörliche Pflicht, welche sie den Eheleuten aufleget, sich einander zu lieben, erweiset ihre Absicht wegen der Dauer solcher Verbindung: Denn man verlässet eine Ehegattin nicht, die man lieb hat. Die Dienste, die wir unsern Kindern leisten sollen, geben uns davan noch einen Beweis. Der Beystand des Vaters und der Mutter sind ihnen gleich unentbehrlich; dieser Beystand aber würde ihnen fehlen, wann die Ehe keine dauerhafte Verbindung wäre. Aus der ehelichen Liebe, mit der sich die Eigenliebe vereiniget, hat die väterliche und mütterliche Zärtlichkeit ihren Ursprung. Die positiven Gesetze, welche die Feyerlichkeit der Ehen bestimmt haben, thun also nichts anders, als der Absicht des Gesetzes der Natur, in Ansehung ihrer beständigen Dauer, zu Hülfe kommen, und indem sie die Ehen zuverläßiger machen, so machen sie auch die Trennung desto schwerer. Eine heimliche und verstohlene Verbindung ist leicht zu trennen; was gewinnet sie aber nicht für Stärke, wenn sie in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen geschlossen, durch

durch die väterliche Gewalt bestätiget, durch die Gesetze des Staates gebilliget, und durch die Religion geheiliget wird?

Ich will hiedurch nicht diejenigen Völker tadeln, bey denen die Ehescheidung erlaubt ist, und behaupte nicht, daß dadurch das Gesetz der Natur umgestossen wird. Es ist kein Eingriff in die Gesetze, wenn man ihnen vernünftige Einschränkungen machet; eine gar zu strenge Billigkeit wird öfters durch ihre Strenge selbst ungerecht. Die Ausnahme und Erlassungen, wenn sie nicht zu häufig kommen, befestigen vielmehr ein Gesetze, und thun ihm keinen Eintrag; es ist eben so gut, als ein Gesetze abschaffen wollen, wenn man es auf solche Fälle ausdehnet, wo es nicht möglich ist, es zu halten. Nun kann es aber kommen, daß zwey Gemüther sich nicht mit einander begehen können, und dadurch die Einigkeit unter zwey Ehegatten unmöglich gemacht wird. In diesem Falle verstatten auch die strengsten Völker eine Art von Trennung, welche sie Scheidung der Leiber nennen; diese, sagen sie, zerreisset nicht das Band der Ehe, sie raubet nur den Eheleuten alle Süßigkeiten der ehelichen Verbindung. Dieses eben ist die böse Wirkung, welche man ihr vorwirft. Weil **Pamphilus** hart, grob, wild und heftig ist, warum muß die arme **Sophonisbe**, die von diesem bösen Ehemanne geschieden ist, die Strafe selbst mit tragen, welche er allein leiden sollte? Weil er ihrer unwürdig ist, ist sie deswegen aller andern unwürdig? Indem man sie

zwinget, im ehelosen Stande zu seufzen, der ungleich härter ist, als der strengste Wittwenstand, so nöthiget man sie ja, dem Urheber ihres Unglücks, von dem eine Scheidung sie befreyet hätte, den Tod zu wünschen.

Die Glieder des menschlichen Cörpers sind bestimmt, mit ihnen vereiniget zu bleiben, so lange er lebet; gleichwol verhindert diese von Natur unzertrennliche Vereinigung nicht, daß man nicht ein Glied, das vom kalten Brand angegriffen ist, von dem Rumpf absondern sollte. Eben so, deucht mich, könnte man im Fall der Noth, zwey übelverbundene Eheleute von dem fatalen Bande erlösen, das sie verknüpfet, ohne dadurch die Ehe zu einem blossen flüchtigen Versuch zu machen.

Diese unumschränkte Unzertrennlichkeit der Ehe, woraus man in einigen Ländern eine Gewissenssache machet, richtet nichts weiter aus, als daß sie die Dauer derselben versichert. Weit gefehlet aber, daß sie die Eheleute zur Uebung ihrer Pflichten gegen einander bewegen sollte, so ist sie vielleicht, mehr als einige andere Sache, Schuld, an ihrer Untreue. Beyde sind mit einander unzufrieden, und da sie ihr Uebel ohne Hülfe sehen, so suchen sie nur, es zu lindern, und um ihr Leid zu versüssen, so trösten sie sich, und vergessen es einer in den Armen seiner Buhlerinn, die andere in den Armen ihres Liebhabers.

Eben dieser Ursache haben wir vermuthlich auch die geheimen Verbindungen zuzuschreiben, die man Concubinat nennet. Man zittert für einem

Ban-

Bande, das nimmermehr wieder aufgelöset werden kan.

Hermogenes und Junia, die alle beyde Herren von sich selbst sind, leben seit zehn Jahren wie Eheleute mit einander, ohne daß sie durch irgend ein anderes Band verknüpft wären, als durch die Beständigkeit ihrer Liebe. Die Möglichkeit der Trennung macht ihnen bange, und daher sind sie auf ihrer Hut; er fürchtet sich, seiner Junia zu mißfallen, sie, ihren Hermogenes zu beleidigen; und aus dieser Furcht, die jedoch durch die Gewißheit, geliebet zu seyn, gemäßiget ist, entstehen gegen einander Achtung, Gefälligkeit und Bemühung sich zu gefallen, wodurch ihre zärtliche Flamme beständig genährt und unterhalten wird. Sie haben die Freyheit, sich zu trennen; sind aber dadurch um desto mehr mit einander vereiniget. Nichts wird uns sauer, was wir freywillig thun; aber das Vergnügen selbst ist uns beschwerlich, so bald es eine Schuldigkeit wird.

„Woferne dieses, saget ihr, der sogenannte „Concubinat ist, so weiß ich nicht, unter was „für Vorwand man ihn für ein Laster ausgeben „kann? Es ist eine dauerhafte Vereinigung „zweener Verliebten, die nur ein Herz, einen „Willen und eine Seele haben. Was kann „der reineste Trieb der Natur mehr verlangen? „und was hat das harte Joch des Ehestandes „voraus? Vielleicht die Unzertrennlichkeit? „Ist denn eine Vereinigung, die auf Zärtlich„keit gegründet ist, nicht reiner, heiliger und

schätz-

„schätzbarer, als eine solche, welche nur durch die „Nothwendigkeit erhalten wird?„

Ich gebe es ohne Widerspruch zu: Die Gemeinschaft des Hermogenes und der Junia ist ein Band, das die Natur selbst billiget, zumal wenn zum voraus gesetzet wird, daß sie den Vorsatz haben, es nimmermehr zu trennen. Die Ehen unsrer ersten Eltern, die wir ja wol nicht tadeln dürfen, hatten nicht mehr Feyerlichkeit. Beyde Verliebte waren einig, sich einander zu Ehegatten zu nehmen; darauf handelten sie wie Ehegatten gegen einander, und waren es in der That.

Heut zu Tage aber, da die Policey fast bey allen Völkern, aus politischen Absichten, solchen Ehen eine Art von Schande anhänget, wodurch die Eheleute sowol, als ihre Kinder zugleich, mit entehret werden: So weiß ich nicht, wie man, so lange man Hochachtung mit der Liebe verknüpfet, denjenigen Gegenstande, der solche in euch erreget, eine solche Verbindung zumuthen könte, wodurch er geschimpfet wird? Und wie könnet ihr, wenn ihr euch selbst in eurem Geschlechte liebet, euch entschliessen, eurem Vaterlande nur solche Kinder zu geben, welche es als einen verworfenen Ausschuß der Gesellschaft verkennet und verläugnet, und welche, durch ein ungerechtes Vorurtheil, des Vaters vermeyntliche Sünde ewig büssen müssen?

Wie viel aber sind nicht die Wollüstigen und Unbeständigen strafbarer, die nur lieben, um zu geniessen, und nach dem Genusse zu lieben aufhören;

ren; die, gleich den Thieren, nur ihre viehische Brunst zu befriedigen suchen, und hernach weder den Gegenstand, der ihre Lust befördert, noch auch die davon kommende Früchte erkennen! Die Natur selbst, so gütig sie ist, verdammet ihre strafbare Liebe. Diese hat, durch die Vereinigung, welche sie formiret, die Erzeugung der Kinder zur Absicht: und eben dieses ist es, was jene scheuen.

So wenig inzwischen diese unzüchtige Ungebundenheit zu entschuldigen ist, so ist sie dennoch nur eine leichte Ausschweifung, in Vergleich mit dem Ehebruch, als der das allerscheuslichste aller Laster ist, so viel die Keuschheit angehet. Ich sage das **allerscheuslichste**; denn die Blutschande selbst, die ihm den Vorzug allein streitig machen könnte, ist nichts im Vergleich mit ihm.

Die einzige wahre Art von Blutschande begehet der, welcher der Keuschheit seiner Schwester, seiner Mutter, oder seiner Tochter mißbrauchet, oder diejenige, die sich dem geilen Wuthwillen eines Sohnes, eines Vaters oder eines Bruders Preis giebet; die Natur kennet keine andere, und die fleischliche Begehung zwischen weitläuftigeren Verwandten ist nicht weiter Blutschande, als dem Namen nach. Diese rechten Arten von Blutschande, wovon die Exempel so selten sind, und wovon die blosse Vorstellung schon zu sehr widerstehet, um ihrer zu gedenken, setze ich mit dem Ehebruch nicht in Vergleich; ich spreche nur

von

von denen, welche die Menschen selbst gemacht, indem sie die Freyheit der ehelichen Verbindungen, wegen der Verwandtschaft, nach ihrem Gefallen eingeschränket. Was findet sich aber für Vergleich zwischen solchen selbst gemachten Verbrechen, die ihren Ursprung bloß in willkührlichen Verordnungen haben, und den förmlichen Sünden gegen den klaren Trieb der Natur, welche aus dem Ehebruch entstehen?

Ausser der Unkeuschheit und Geilheit, welche er mit den andern der Keuschheit widerstehenden Lastern gemein hat, findet sich dabey noch überdas Meyneid, Ungerechtigkeit und Treulosigkeit mit ihm verbunden.

Der Ehebruch ist entweder einfach, oder gedoppelt. Einfach ist er, wenn einer von beyden Theilen, die ihn begehen, unverheyratet ist: Gedoppelt aber, wenn beyde durch den Ehestand anderswo gebunden sind. Denn alsdenn versündiget sich ein jeder von beyden Verbrechern nicht allein für sich selbst, sondern er hat auch an der Sünde der andern Person Theil, die mit ihm fehlet.

Wenn **Palladus** und **Thais** beyde von allen Verbindungen frey wären, so wären die Freyheiten, welche sie sich einander erlauben, keinesweges unschuldig; sie sind ausser der Ehe nimmer erlaubt. Thais aber, die an den **Euryalus** verheyratet ist, ist um desto strafbarer, weil sie ausser der Unkeuschheit noch Meyneid und Ungerechtigkeit begehet. Sie wird meyneidig, weil sie die Treue verletzet, die sie ihrem Ehegatten geschwo-

schworen: Sie begehet eine Ungerechtigkeit, indem sie ihm fremde Erben giebet, oder Gefahr läuft, sie ihm zu geben, die mit der Zeit gleichwol an dem Seinigen Theil haben werden, zum Nachtheil seiner eigenen Kinder, oder seiner nächsten Angehörigen. Bey allen Umständen aber, die der Thais zur Last kommen, gehet Palladus zur Hälfte; und ob er gleich vom Bande des Ehestandes frey ist, so ist er deswegen nicht weniger, als sie, ehebrecherisch, ungerecht und meyneidig: Denn derjenige begehet selbst ein Verbrechen, der daran Theil hat.

Wir wollen jetzt die Umstände verändern, und die Thais als frey, den Palladus hingegen als verheyratet annehmen; deswegen sind sie beyde nicht weniger strafwürdig. Der Palladus eines Theils ist es nicht weniger als die Thais, wie sie ihrem Ehemanne ungetreu war; denn die eheliche Treue ist für ihn eben so gut eine Pflicht, als für sie; und wenn die Frau, die solche bricht, ihrem Manne unrechtmäßige Erben geben kann, so kann ein ungetreuer Ehemann seiner Frau rechtmäßige Erben entziehen. Die Thais unterdessen ist ihrer Seits eben so strafbar als er, weil sie eine Gehülfin seines Verbrechens ist. Beyde aber würden es noch weit mehr seyn, wenn der Ehebruch gedoppelt wäre.

Eins ins andere gerechnet, ist von zweyen Verbrechen dasjenige das schwereste, was einem andern zum Schaden gereichet. Sind beyde nachtheilig, so ist dasjenige das wichtigste, das entwe-

weder grössern Schaden bringet, oder mehreren Personen schadet. Und, nach diesem Satze, ist der gedoppelte Ehebruch ein grösser Verbrechen, als der einfache, und dieser ist strafbarer, als alle übrige verbotene Gemeinschaft.

Die letzte Beschwerde, welche ich noch gegen den Ehebruch vorzubringen habe, und welche gewiß nicht die kleinste ist, bestehet hierinn, daß er den Frieden unter Eheleuten störet. Hat die Liebe vorher ihre Herzen vereiniget, so trennet er sie, indem er die Liebe verjaget. Man muß zu lieben wissen, um zu empfinden, wie heftig eine solche Wunde schmerzet. Ich weiß es aus einer glücklichen Erfahrung, und getraue mir daher zu behaupten, daß im ganzen Leben, wenigstens für ein empfindliches Herz, nichts süsser ist, als lieben und geliebet werden. Alle Glücksgüter, Ehre, Reichthum, Wollust, sind nichts im Vergleich mit diesem unschätzbaren Glücke; und eben dieses Glück ist es, das uns der Ehebruch raubet.

Weil wir die innerliche Stimme der Natur, die sich gegen den Ehebruch erhebet, so wenig merken, so siehet man ihn fast durchgängig als eine zuläßige Galanterie an, und dieser bloß auf die Versicherung von einem Haufen solcher Menschen, welche keine Tugend kennen, und sich daraus eine Ehre machen, anstatt sich dafür zu schämen. Allein Corsaren und Strassenräuber machen sich gleichfalls eine Ehre aus ihren Räubereyen, und ein Grenadier raubet und plündert ohne Beden-

ken

ken in einer eroberten Stadt. Muß man aber den Verbrecher mit zu Rathe ziehen, wenn man über die Grösse eines Verbrechens zu urtheilen hat?

Der zweete Artikel.

Von der Nüchternheit.

Nichts ist geschickter, uns die Nüchternheit angenehm zu machen, als der Anblick der schändlichen Unordnungen, so aus der Unmäßigkeit entstehen. Die Pflicht, nüchtern und mäßig zu seyn, ist auf das Geboth des natürlichen Rechts wegen der Selbsterhaltung gegründet. Vom Selbstmord; imgleichen von der übermäßigen Begierde nach Reichthum, und dessen übelen Anwendung von Seiten der Verschwender.

Die Lacedämonier hatten die Gewohnheit, daß sie, um ihren jungen Leuten die Neigung zur Nüchternheit beyzubringen, in ihrer Gegenwart einige Sklaven kommen liessen, die sich vorher hatten vollsaufen müssen, und dieses Spectakel, das ihnen die Schändlichkeit der viehischen Unsinnigkeit, welche mit der Trunkenheit verbunden ist, aufs lebhafteste vorstellete, machte in der That mehrentheils einen starken Eindruck bey ihnen. Bey uns haben wir diese seltsame Gewohnheit nicht nöthig: wir dürfen unsere Bediente nicht berauschen, um unsern Kindern Lehren der Mässigkeit zu geben. Eine Menge unserer Mitbürger von allen Arten, und aus allen Ständen, übernehmen die Rolle der Sklaven zu Sparta gar gerne; und wir hören oftermals einen des Mor-

gens auf der Kanzel gegen die Völlerey eifern, der, nach seiner Abendmahlzeit, an sich selbst ein Beyspiel der Ausschweifungen geben kann, die aus der Unmäßigkeit entstehen. Braucht man nichts anders, um in der Mäßigkeit zu unterrichten, als sie nicht auszuüben, so wird es uns nicht leicht an Lehrmeistern fehlen.

Wir haben wenigstens einen gewissen Herrn, der sich durchs Saufen berühmter gemacht, als durch seinen Adel, dessen Ursprung ganz neu war. Das betrügliche Getränke des Weins, das er zu sehr geliebt hatte, wurde sein Gift. Ob er aber gleich todt ist, so unterlässet er dennoch nicht, die Mäßigkeit zu predigen; sein Angedenken lehret noch alle diejenigen, welche wissen, wie er gelebet hat, in welche schändliche Verachtung selbst ein Grosser verfallen kann, der keine andere Ehrbegierde kennt, als gut, oder besser zu sagen, viel trinken zu können. Ueberdas bleiben uns noch genug von dieser Art Apostel übrig, um den Verlust eines einzigen unter tausend nicht bedauren zu dürfen, der uns entgehet.

Haben wir nicht noch täglich den Rathsherrn **Eupotymus** vor Augen, das lebendige Weinfaß, der auf der Welt nichts thut, als saufen, schlafen und richten? Sehet, wie er wanket, wenn er aufs Rathhaus gehet: höret ihn schnarchen, wenn er seinen Platz eingenommen; folget ihm, wenn er mitten in einer Sache, deren Erzehlung ihm zu langwierig wird, aus der Gerichtsstube zur Schenke läuft, da unterdessen die Sa-

che vorgetragen und geführet wird; findet euch auf seinem Wege ein, wenn er mitten in der Nacht, bezecht, ohne Bewegung, ohne Sinnen und ohne Leben, von zwanzig Fällen, die er gethan, gequetschet, braun und blau und blutig zu Hause gebracht wird. Brauchet ihr noch mehr, um die Völlerey zu hassen, und die Säufer zu verabscheuen?

Sehet den Hochwürdigen **Diogenetus**, den Prälaten, den sein Stand so sehr als seine Gebuhrt adelt, wie kraftlos, ohnmächtig und lahm er ist. Seine Schwachheit gehet so weit, daß er kaum mit seinen beyden Fingern in der Luft die geheiligte Figur zeichnen kann, welche der andächtige Pöbel den Segen nennet: Seine Beine, die sich unter ihm biegen, seine beyden Arme, die ihm als eine unnütze Last an seiner Seite hangen, werden euch die fürchterlichen Wirkungen der Völlerey deutlich genug erklären. Glaubet ihr, daß die Tischsünden nicht allein an seinem jämmerlichen Zustande Schuld sind; so gebe ich es ohne Widerspruch zu: Er giebt uns dadurch eine Lehre mehr.

Man glaube nicht, weil ich mich bey dem Schaden, den die Gesundheit durch die Unmäßigkeit leidet, so lange aufhalte, daß ich deswegen das Gesetz der Nüchternheit, als eine blosse Vorschrift einer gemäßigten Lebensart im Essen und Trinken, ansehe, die mit den Sitten nichts zu schaffen hat. Alles, was das Gesetz der Natur gebeut, kann ihnen nicht gleichgültig seyn, und ich

werde itzt weisen, daß eben dieses uns die Mäßigkeit vorschreibet. Die Natur hat die Menge der Nahrung, die wir zu uns nehmen sollen, durch den Grad der Wärme, und durch die Grösse unsers Magens bestimmt; so wie sie uns die Beschaffenheit derselben durch die angenehme oder unangenehme Empfindung lehret, welche sie unserm Gaume erregen, und durch ihre guten oder bösen Wirkungen für die Gesundheit.

Die Gesundheit ist diejenige Beschaffenheit eines Leibes, in welchem der Hauch des Lebens, der ihn beseelet, sich mit der grösten Wirksamkeit empfinden lässet. Wer die Gesundheit verdirbt, verkürzet sein Leben: ein Mensch lebet weniger, wenn er sich weniger wohl befindet, und stirbt, wenn seine Gesundheit völlig zernichtet ist. Eben dasselbe Gesetze, das uns untersaget, unserm eigenen Leben nachzustellen, verbietet uns daher auch, freywillig unserer Gesundheit Schaden zu thun. In dieser Betrachtung mag man es immerhin die Vorschrift eines gemäßigten Gebrauchs von Essen und Trinken nennen; es ist daran nichts gelegen; genug, daß man zugiebt, daß selbiger unumgänglich nothwendig ist.

Aus diesem Satze fliesset, daß man allezeit dem Gesetze der Natur, welches will, daß wir unsere Gesundheit bewahren sollen, entgegen handelt, so oft man derselben freywillig zu nahe thut, es geschehe auf was für Art es wolle. Die Nüchternheit ist, wie alle andere Tugenden, ein Mittel zwischen zwo einander entgegen gesetzten Aus-

schwei-

schweifungen. Wer seiner Gesundheit durch zu viele Enthaltung Abbruch thut, ist eben so strafbar, als der, welcher sein Leben durch Unmäßigkeit in Speise und Trank verkürzet. Derjenige, der ein langsames Gift nimmt, ist eben so gut ein Selbstmörder, als ein toller Mensch, der sich ersticht: Man verdammet diesen ohne Bedenken; warum wollte man den andern verschonen?

Möchte man mir inzwischen streitig machen wollen, daß der Selbstmord dem Gesetze der Natur zuwider ist, so glaube ich nicht, daß es schwer sey, dieses zu erweisen. Dieses Gesetze befiehlet nicht, wie ich schon anderswo gesaget habe, daß wir andern Menschen besser begegnen sollen, als uns selbst. Nun ist man mehrentheils damit einig, daß es uns verbietet, unsers Gleichen, wenigstens aus eigener Macht, umzubringen; wie vielmehr muß es nicht verbieten, uns selbst das Leben zu rauben?

„Allein, saget ihr, wenn uns das Leben mehr „zur Last, als zum Vortheile, ist; warum sollte man alsdenn sich nicht davon befreyen können, da der angebohrne Trieb der Natur uns „antreibet, unsere Glückseligkeit zu befördern.„

Warum? Deswegen, weil wir Gott zugehören, von dem wir unser Daseyn haben, und daher ohne seine Bewilligung nicht mit uns selbst machen können, was wir wollen. Ueberdas sind wir allzu schlechte Kenner von dem, was unser wahres Beste ist, zumal wenn wir durch eine ge-

waltsame Leidenschaft verblendet sind, um, selbst in den allertraurigsten Umständen, mit Gewißheit urtheilen zu können, ob uns das Leben mehr zur Last, als vortheilhaft sey. Es ist vielmehr gewiß, daß es, auch in eben diesen Umständen, uns nützlich ist, wo nicht fürs gegenwärtige, dennoch fürs künftige. Denn wir leben wohl gewiß nicht, als weil es Gott gefält, daß wir leben sollen. Gott aber will nichts, als was uns glücklich machen kann, und er hat bey unserer Erschaffung keine andere Absicht gehabt. Wer also mörderische Hände an sich selbst leget, der versäumet nicht allein die Glückseligkeit, die Gott uns zugedacht hat, sondern stösset solche sogar von sich.

Gesetzt aber auch, daß das Leben uns in der That eine Last ist, so haben wir deswegen eben so wenig Recht, uns solches zu nehmen, als es erlaubt ist, denjenigen zu ermorden, der unsern Absichten im Wege stehet. Unser Leben gehöret uns nicht mehr zu, als das Leben eines andern.

Einige berühmte Männer in der Historie haben sich auf den Satz gegründet, der allemal falsch ist, wenn er nicht auf gewisse Weise eingeschränket wird, daß nemlich eine Handlung großmüthiger und erhabener ist, nachdem sie mehr Ueberwindung kostet, und haben sich daher das Leben genommen, in der Hoffnung, dadurch das Lob der Nachwelt zu verdienen; wie sie denn auch in der That in den nachfolgenden Zeiten ihre Bewunderer gefunden haben. Wenn aber einer

den

den Dolch dem Vater in die Brust drücket, so wird unfehlbar ein solcher Vatermörder einen gewaltigen Kampf mit sich selbst haben ablegen müssen, und es wird ihm eine gewaltsame Ueberwindung gekostet haben, bevor er die Stimme der Natur zum schweigen gebracht. Können denn dieser Selbststreit, diese Ueberwindung, aus dem abscheulichsten Verbrechen ein verdienstliches Werk machen? Seinen eigenen Neigungen sich widersetzen, ist nicht weiter eine Tugend, als in so ferne die Neigungen lasterhaft sind.

Den Tod unerschrocken erwarten, ist Muth und Herzhaftigkeit; ihn aber sich selbst geben, ist Zagheit. Man tödtet sich selbst nicht, als um sich von einem Leiden zu befreyen, das man für unerträglich hält. Man nimmt sich das Leben, weil man müde ist, zu leiden. Die Gewaltsamkeit des Mittels, wozu sich ein Mensch entschliesset, welcher leidet, ist mehr ein Beweis von der Uebermasse seiner Ungeduld, als von der Grösse seiner Herzhaftigkeit, wenn nicht eben das Mittel dienet, ihm das Leben zu retten.

Nehmet diese weisen Sätze an, und gründet euch auf die gesunde Vernunft und auf die Menschlichkeit, so wird auch das allerhärteste Schicksal euch nicht verleiten können, von eurer eigenen Hand zu sterben. Der Persianer **Usbeck** * mag, wie er will, gegen seinen Freund **Ibben** den Selbstmord vertheidigen: Ihr werdet seine falschen Schlüsse, mit aller ihrer Scheinbarkeit,

* Im 74sten Briefe der Lettres Persanes.

nicht anders als elende Bemäntelungen der blindesten Wuth ansehen; und, da ihr überzeuget seyd, daß es ein Verbrechen sey, sich das Leben selbst zu nehmen, so werdet ihr euch eine Pflicht daraus machen, für dessen Erhaltung zu sorgen. Hiezu aber ist nichts so beförderlich, als die Mässigkeit.

Es giebt zweyerley Arten von Mäßigkeit; die eine bestehet in dem gemäßigten Gebrauch der Nahrung, und davon haben wir bisher geredet; die andere aber in der Uneigennützigkeit, und dem rechten Gebrauch des Reichthums; diese ist für die Seele das, was jene für den Leib ist; von jener hanget die Gesundheit, von dieser die Tugend ab.

Von den unterschiedenen Classen der Reichen sind diejenigen die billigsten, die, vom Vater auf Sohn, in beständigem Ueberflusse gelebet, und kaum wissen, daß es Leute giebet, die Mangel am Nothwendigen haben. Sie sind in der That unempfindlich gegen das Elend anderer Menschen, aber ausser dem hat man sich nicht über sie zu beklagen: denn es ist kein Laster, reich zu seyn.

Diejenigen, die durch den Reichthum am meisten verdorben werden, sind die neugewordenen Reichen, welche gleichsam die Summen ihrer Schätze vor ihrer Stirne geschrieben tragen, und deren stolze Blicke, Troz und Uebermuth von Tage zu Tage zunehmen, so wie ihr Geldkasten völler wird. Was einem ehrlichen Manne, der sich

ihre

ihre Unverschämtheit muß gefallen lassen, trösten kann, ist dieses, daß die Schätze, die mit solcher Geschwindigkeit angeschwollen, sich auch eben so geschwinde wieder verlieren.

Um Reichthümer aufzuhäufen und sie wieder durchzubringen, brauchet es mehrentheils nur zweyer Geschlechter. Der Vater sammlet, der Sohn verthut; der Vater wird reich, der Sohn verarmet. Dies ist gemeiniglich der Lauf der Dinge; und eben dieses befördert die Handlung, da sonst die Güther der Familien immer in einerley Händen bleiben würden.

Ihr habet gesehen, wie in sehr kurzer Zeit das Glück des **Philargyrus** gestiegen. Gegenwärtig sehet ihr den Fall seines Sohnes, des **Scorpison.**

Philargyrus ist ohne Mittel gebohren, aber mit desto mehrerer Begierde, solche zu erwerben. Er hielt sich nicht bey den unfruchtbaren Wissenschaften auf, die ihre Verehrer mit nichts, als Ehre und Lob, belohnen; er wurde weder Erdmesser, noch Dichter, noch Sprachverständiger, noch Sternseher, sondern er wurde, eines nach dem andern, Bedienter, Caßirer, und Aufseher bey der Steuer, und zuletzt Unterpächter. Wie er so weit gekommen, fehlete ihm nur noch ein Schritt, um auf den Gipfel seiner Wünsche zu gelangen. Er that diesen Schritt. Hundert tausend Thaler, die er wohl anzulegen wußte, verhalfen ihm zu der Ehre, in die Zahl der reichen Vierziger aufgenommen zu werden, und er

wurde Oberzollverwalter. Ihr glaubt vielleicht, daß er damals aufgehöret, mehr zu wünschen: Weit gefehlet. Seine Begierde mehrete sich mit dem Anwachs seiner Güther, und seine Güther wuchsen fast so sehr, als seine Begierden. Endlich starb er, und man hätte zehen Fürstenthümer aus denen liegenden Gründen machen können, die er besas.

Das Trauerjahr ist noch nicht verflossen, so ist Scorpison schon um die Hälfte weniger reich, als sein Vater. Die Unterhaltung einer Buhlerinn, geliehene und wieder abzutragende Geldposten, die Bezahlung jüdischer Zinsen, erbauete und wieder niedergerissene Gebäude, Spiel und übermüthige Gastereyen, eine ungemessene Lust, Schildereyen-Münz- und Muschelncabinette zu sammlen, und vor allen Dingen, eine Unachtsamkeit in seinem Hauswesen, hatten in kurzer Zeit sein väterliches Erbe gar sehr verringert. Nachdem ist er weiter gegangen, und hat es nicht allein gänzlich verzehrt, sondern ist noch weit mehr schuldig, als das Wenige beträget, was er noch besitzet.

Manchesmal aber hält man sich für einen klugen Haushalter, sobald man nur nicht in die Classe der Verschwender gehöret. Man macht sich kein Bedenken den thörichsten Aufwand zu machen, so lange man nur seine Zinsen verzehret, und das Capital nicht angreift: Seinem nothleidenden Nächsten beyzustehen, wird für keine Pflicht gehalten; man weiß nicht einmal, daß es ein Vergnügen ist.

Ich weiß nicht, durch was fur ein Schicksal es kömmt, daß man, je reicher man ist, je weniger Neigung hat, denenjenigen zu Hülfe zu kommen, die es nöthig haben. Arme geniessen allemal mehr Gutthaten von denen, die fast so arm sind als sie, als von Reichen. Es scheinet, daß man nicht weiter Mitleiden hat, als nur bey solchen Unglücksfällen, die man zum Theil selbst empfindet. Ich sage mit Fleiß **zum Theil**: Denn einer, der unter seiner eigenen Noth erlieget, ist mit seiner eigenen Empfindlichkeit für sich genug beschäftiget, und die Uebermasse des Unglücks macht uns des Mitleidens eben so unfähig, als der höchste Gipfel des Glückes.

Ein besonderer Umstand, der nicht weniger fremd scheinet, ist noch dieser, daß es fast keine unempfindlichere Leute giebet, als diejenigen, die Amts wegen uns Mitleiden und Gutthätigkeit predigen, und einschärfen müssen. Sollte es daher kommen, daß sie sich von der Pflicht, den Nothleidenden beyzustehen, frey schätzen, weil sie sich die Mühe geben, uns dazu zu ermahnen? Und glauben sie vielleicht genug gethan zu haben, wenn sie für sie bitten?

Man nennet das in der Welt **sich Ehre von seinen Reichthum machen**, wenn einer grosse Kosten auf seine Tafel wendet, prächtige Zimmer, reiches Hausgeräthe und kostbare Juwelen hat, eine zalreiche Bedienung und schöne Kutsche und Pferde hält, und, mit einem Worte, in der größten

Pracht und Wollust lebet, ohne seinen Reichthümern dadurch Abbruch zu thun. Meines Theils bitte ich mir die Erlaubnis aus, dem Mißbrauch dieser Sprache mich zu widersetzen. Ich nenne das sich Ehre von seinen Güthern machen, wenn man solche als ein vernünftiger, und besonders als ein wohlthätiger Mann brauchet.

Mißbrauchet denn der edelmüthige und fromme **Demophilus** deswegen der seinigen, weil er allen sinnlichen Wollüsten und allen eitlen und überflüßigen Ergetzlichkeiten entsaget, und dem Dürftigen seine Wohlthaten mit milder Hand austheilet?

Wo ein weiser Mann einigen Vortheil beym Reichthum finden kann, so bestehet er darinn, daß er ihm das süsse Vergnügen verschaffet, andere glücklich zu machen.

Dritter Theil.

Von den gesellschaftlichen Tugenden.

Die Liebe allein macht uns vermögend, unsere Pflichten treulich in Acht zu nehmen. Unterschiedene Graden der Gemeinschaft unter den Menschen; woher die unterschiedene Graden der Zuneigung entstehen?

Im ersten Theile dieses Werks haben wir gesagt: **Wer Gott liebet, der hält seine Gebothe.** Im zweyten Theile sagen wir: **Liebet ihr euch selbst auf eine vernünftige und billige Art, so werdet ihr euch selbst glücklich machen.** Hier können wir gleichfals sagen: **Liebet ihr euren Nächsten, so werdet ihr nicht ermangeln, das zu thun, was ihr ihm schuldig seyd.** „Liebet, so habet ihr das „Gesetz erfüllet;„ saget der heilige Apostel Paulus zu seinen Bekehrten. Die Liebe allein kann bey uns die getreue Beobachtung unserer Pflichten wirken. Sie ist der Grund aller Verbindungen, und das Band, das sie zusammen hält. Ohne sie ist der ganze Umgang der Menschen mit einander nichts, als Verstellung; es bleibt in der Gesellschaft nichts übrig, als Gespenster der Tugend, und ein betrieglicher Schein der Freundschaft, der Sanftmuth und der Großmuth, welcher tausendmal gefährlicher ist, als ein offenbarer Haß und öffentliche Gewaltthätigkeiten. Wir haben zuerst die Kennzeichen und die Wirkungen der Liebe beschrieben, welche der Mensch seinem Gott schuldig ist;

nach-

nachher haben wir die Eigenschaften der Liebe erkläret, womit er sich selbst lieben muß. Laßt uns gegenwärtig die Eigenschaften und Wirkungen der Liebe beschreiben, welche die Menschen sich einander schuldig sind.

Eine jede Art der Verbindungen unter den Menschen, nachdem sie mehr oder weniger genau ist, hat einen gewissen Grad der Zuneigung, wodurch sie entstehet und zusammen gehalten wird, und der mehr oder weniger stark ist. Man nennet **Liebe** diejenige Zuneigung, die zween Verliebte, oder zween Ehegatten, mit einander vereiniget, oder die den Sohn mit seinem Vater, und den Vater mit dem Sohne verbindet. Man nennet **Freundschaft** diejenige, die aus unsrer eigenen Wahl entstehet, und ihren Ursprung nicht in der Neigung eines Geschlechtes gegen das andere hat, noch auch von der Blutsverwandschaft abhänget. Man nennet endlich **Menschlichkeit** diejenige Zuneigung, welche der blosse Stand als Mensch in uns gegen unsers gleichen erreget.

Es ist erlaubt, unter diesen unterschiedenen Arten der Zuneigung einen Unterschied zu machen. Die Liebe ist ihrer Natur nach lebhafter und wirksamer, als die Freundschaft, und man kann mit allem Rechte für einen Freund etwas mehr thun, als man allen andern Menschen schuldig ist. Gleichwol sind alle drey Arten nur durch den Grad ihrer Lebhaftigkeit unterschieden. Sie sind eine geringer als die andere; haben aber dieses mit einander gemein, daß sie alle uns antreiben, denenjenigen Gu-

tes

tes zu gönnen, die sie uns lieben machen, und ihnen dazu beförderlich zu seyn, so viel als in unserm Vermögen ist.

Das erste Capitel.

Von der Liebe.

Verschiedene Arten der Liebe, welche eine von der andern unterschieden, und der Vorwurf der vier folgenden Artikel sind.

Ohnerachtet das Wort, **Liebe**, überhaupt eine jede Zuneigung bedeutet, die ihren Ursprung in der Natur hat, und die das Herz, so zu reden, wider seinen Willen, gegen den geliebten Gegenstand fortreisset, als z. E. die Zärtlichkeit der Verliebten und Ehegatten, die kindliche, und mehr noch die väterliche Liebe; so hat doch der Gebrauch insbesondere ihm die Bedeutung einer starken Sympathie beygeleget, welche Personen eines Geschlechts gegen das andere empfinden. Von dieser Art der Liebe werden wir zuerst handeln, weil sie diejenige ist, die die unumschränkteste Herrschaft über unsere Herzen hat. Die anderen drey Arten sollen in besondern Artikeln gleichfalls abgehandelt werden.

Der erste Artikel.

Von der Liebe im eigentlichen Verstande.

Abbildung der Liebe, als eine Empfindung vorgestellet; ihre Eigenschaften und Annehmlichkeiten. Die Begierde des Genusses ist nicht Liebe. Uebele Wirkungen und Folgen einer Verbindung, wobey die Tugend nichts gethan. Abbildungen der fleischlichen Liebe. Die Liebe in einem tugendhaften Herzen ist selbst Tugend.

Calliste

Calliste ist jung, schön, geistreich und tugendhaft. Agathokles ist wenig älter, herzhaft und von guten Sitten. Sein günstiges Schicksal führet ihn von ungefehr in das Haus der Calliste; seine ersten Blicke irren anfänglich ganz gleichgültig auf die ganze zahlreiche Gesellschaft herum, unterscheiden aber die Calliste gar bald von allen übrigen, und bleiben an ihr haften. Nach einer kurzen Entzückung besinnt er sich, und hält sich solche als eine unhöfliche Vergessenheit vor, die er dadurch wieder gut zu machen suchet, daß er mit gleich aufmerksamen Blicken auch andere Vorwürfe in der Gesellschaft betrachtet. Allein sein Bemühen ist vergebens. Ein allzumächtiger Reiz hat sie schon in seiner Gewalt. Sie verfallen wieder auf die Calliste. Er erröthet darüber, und sie auch; eine angenehme Bewegung, die ihm bis daher unbekant gewesen, bemeistert sich seines Herzens, und verwirret seine Blicke, welche eben dadurch zugleich um so viel furchtsamer und um desto gieriger werden. Er empfindet ein Vergnügen, die Calliste zu betrachten, und unterstehet sich nur zitternd, es zu thun. Sie hingegen empfindet eine innerliche Zufriedenheit über diesen schmeichelhaften Vorzug, und siehet nur verstohlner Weise nach ihm. Beyde, jedoch Calliste mehr, als Agathokles, sind besorgt, einer vom andern betroffen zu werden, und sie sind es in der That alle Augenblick.

Die Zeit erscheinet, da sie sich scheiden müssen, und sie dünket ihnen zu geschwinde da zu seyn.

Sie machen traurige Betrachtungen über den schnellen Lauf der Zeit. Ihre Einbildungskraft lässet sie inzwischen nicht allein: das Bild der Calliste ist in die Seele des Agathokles zu tief eingepräget, und die Gesichtszüge des letztern haben zu viel Eindruck bey der Calliste gemacht, und den ganzen Tag schienen beyde weniger aufgeräumt als sonst. Eine Empfindung, die lebhaft ist, sie sey von welcher Art sie wolle, beschäftiget die Seele innerlich, und verstattet ihr keine Veränderung.

Zween Tage verstrichen, ohne daß sie sich wieder sehen konnten, und obgleich in währender Zeit alle ihre Augenblicke durch nützliche Geschäfte und durch angenehme Ergötzlichkeiten beschäftiget waren, so empfanden beyde doch eine schmachtende Unruhe, lange Weile, und ein gewisses Leere, das sie nicht zu beschreiben wußten, und wovon sie die Ursache nicht kannten. Der Augenblick, der sie wieder zusammen brachte, erklärte ihnen solche, und das unbeschreibliche Vergnügen, welches sie, einer in des andern Gesellschaft, empfunden, entdeckte ihnen den Ursprung ihrer Traurigkeit.

Agathokles war diesmal dreister; er redete die Calliste an, sagte ihr viel verbindliche Sachen, und hatte das Glück, sie zum erstenmale zu unterhalten. Vorher hatte er nur ihre äusserliche Reizungen gesehen; itzt sahe er auch die Schönheiten ihrer Seele, die Aufrichtigkeit ihres Herzens, ihre edle Art zu denken, und die Reinigkeit ihres Verstandes; und was ihn am meisten entzückte, war,

daß er zu bemerken glaubte, wie sie ihn gleichfalls ihrer Hochachtung nicht unwürdig hielte. Von der Zeit an wiederholte er seinen Besuch aufs fleissigste, und entdeckte jedesmal neue Vollkommenheiten an ihr. Dieses ist das wahre Kennzeichen wesentlicher Verdienste; sie gewinnen immer, je mehr sie sich den Augen der Kenner entdecken. Ein rechtschaffener Mann wird so leicht eines Frauenzimmers nicht müde, wo sie nicht entweder buhlerisch, oder einfältig, oder unbesonnen ist; hat er eine gewählet, die seiner würdig ist, so wird die Zeit seiner Neigung nimmer schwächen, sondern sie vielmehr zunehmen und stärker werden lassen.

Die vorzügliche Neigung, welche Agathokles für die Calliste empfand, war nun nicht mehr zweydeutig; es war Liebe, und zwar die zärteste Liebe. Er wuste es, Calliste aber nicht; wenigstens hatte sie es durch ihn noch nicht erfahren. Die Liebe ist furchtsam und ehrerbietig. Ein verwegener Liebhaber liebet nicht die Schöne, der er schmeichelt, sondern er liebt sein Vergnügen. Endlich nahm er sich vor, ihr sein Herz zu eröffnen. Dies that er nicht mit den gekünstelten Zierlichkeiten, die eine romanenmäßige Liebeserklärung zu begleiten pflegen; sondern er sagte ihr offenherzig; „Liebenswürdige Calliste, die Neigung, welche ich „für sie empfinde, ist nicht bloß Hochachtung, es „ist die lebhafteste und heftigste Liebe. Ich merke, „daß ich nicht ohne sie leben kann. Könnten sie „ohne Widerwillen sich entschliessen, mich glück„lich zu machen? Ich habe sie lieben können, oh-

„ ohne sie zu beleidigen; dieses ist ein Tribut, den „ man ihnen schuldig ist: Wäre mir die Hoffnung einiger Gegenliebe nicht auch erlaubt?„

Ein buhlerisches Frauenzimmer, das sich Mühe giebet, Liebe zu erregen, hätte sich hiebey erzürnet gestellet. Calliste hingegen hörete ihrem Liebhaber zu, ohne ihn zu unterbrechen, sie antwortete ihm ohne Empfindlichkeit, und erlaubte ihm, zu hoffen. Sie bestimmte seiner Beständigkeit nicht einmal eine lange Probe, und sein so sehr erseufztes Glücke ward nicht länger ausgesetzt, als es zu den nöthigen Veranstaltungen erfordert wurde. Die Artikel des Contracts wurden zwischen beyden Theilen gar leicht zur Richtigkeit gebracht, und der Eigennutz hatte daran keinen Antheil. Der vornehmste war das Geschenke ihres Herzens von beyden Seiten, und diese Bedingung war schon zum voraus erfüllet.

Was wird das Schicksal dieser beyden neuen Ehegatten seyn? (Ich habe ihnen die Nativität gestellet.) Gewiß das glücklichste, das sterbliche Menschen auf dieser Welt erwarten können, Kein Vergnügen ist demjenigen zu vergleichen, woran das Herz Theil hat, und von diesen giebt es keines, wie ich schon bemerket habe, das auf eine so angenehme Weise das Herze rühret, als die Süssigkeit zu lieben und geliebet zu werden. Auf eine solche zärtliche Verbindung muß man die Worte des Democritus nicht deuten: **Daß die Ergetzlichkeit der Liebe nichts anders sey, als ein kurzer Anfall von der fallenden Sucht.**

Er redet hier ohne Zweifel von der fleischlichen Wollust, die so wenig an der Liebe verbunden ist, daß man ihrer geniessen kann, ohne zu lieben, und lieben kann, ohne ihrer jemals zu geniessen. Sie werden beständig in ihrer Liebe seyn; ich getraue mir, es vorher zu sagen, und ich weis die Ursache davon. Es war nicht ein blendender Reiz der Schönheit, der ihre Neigung erzeugte, sondern sie waren beyde Freunde der Tugend. Sie liebten sich, weil sie sich einander tugendhaft fanden; sie werden sich also lieben, so lange beyde es bleiben werden, und ihre Vereinigung selbst ist mir für ihre Beständigkeit hierin gut: Denn nichts erleichtert und stärket unsere Schritte auf der Bahn der Tugend so sehr, als wenn man beständig ein Muster vor Augen hat, das man liebet, und welches die Bahn betritt.

Ist etwas, das ihre Glückseligkeit stöhren kann, so sind es vielleicht Unglücksfälle, wofür sie durch ihre Liebe nicht gesichert werden. Gesetzt aber auch, daß ihnen solche aufstossen, so haben sie dieses mit allen übrigen Menschen gemein. Diejenigen, so das Vergnügen der Liebe nicht empfinden, sind deswegen nicht mehr von widrigen Zufällen frey. Dabey aber haben sie dieses Vergnügen weniger, und eben dieses ist gewiß im menschlichen Leben nicht für etwas geringes zu schätzen.

Ueberdas wird die Liebe selbst die Empfindung des Unglücks gar sehr verringern. Sie hat die besondere Eigenschaft, daß sie zweyen wohlverbundenen Herzen das Leiden erträglicher, und das

Vergnü-

Vergnügen empfindlicher macht. Es scheinet, daß, wenn sie ihr Leid einer dem andern mittheilen, ein jeder nur die Hälfte davon zu tragen hat, da sie hergegen ihr Vergnügen verdoppeln, indem sie es mit einander theilen. Wie ein Haufen Reuter von der Macht des feindlichen Angrifs um desto schwerer getrennet wird, je enger sie die Glieder schliessen; eben so widerstehet auch ein verliebtes Paar den Anfällen der Widerwärtigkeiten mit desto mehrerem Nachdrucke, je genauer sie mit einander vereiniget sind.

Euch, ihr sinnlichen Liebhaber cörperlicher Wollust, euch ist die Beschreibung dieser keuschen Wollüste ein unbegreifliches Räthsel, oder ein seltsamer und unvernünftiger Satz.. Die Liebe, deren Fahne ihr zu folgen euch rühmet, ist euch nicht einmal bekannt. Ihr seyd in ihren Augen Ungeweyhte, die nicht verdienen, in ihren Geheimnissen unterwiesen zu werden. Was habet ihr für sie gethan? Durch welche Thaten habet ihr ihre Gunstbezeugungen verdienet? Ihr habet auf eine lächerliche Weise gezwungene Gebehrden und Minen von der Schaubühne entliehen; ihr habet die neuesten Moden nachgeahmet; ihr habet vor eurem Spiegel ein gefälliges Lächeln und lebhafte und verliebte Blicke ausgesucht. Ihr habet alle Kunst eures Geschmacks, alle Fähigkeit eurer Einbildungskraft erschöpfet, um den thörichten Aufpuß eurer prächtigen Kleidung aufs künstlichste ins Geschick zu bringen. Voll von Thorheit und von Stolz über diese elenden Vorzüge, erscheinet ihr mit den

eiteln Gebehrden eines Siegers in allen Versammlungen, und wenn auf diese Art eure Batterien errichtet waren, so waret ihr überzeuget, daß ihr keine Schönheit finden würdet, die sich nicht überwunden erkennen, und sich ihrem Ueberwinder auf Gnade und Ungnade ergeben müßte. Ihr spartet dabey, um sie zu verführen, oder zu übereilen, keine Schmeicheley, keine Lügen, keine Versprechungen, keine List, noch Verstellung.

Es ist wahr, einige haben in der That eurer unverschämten Eitelkeit zu Siegeszeichen gedienet. Die eine war durch die Frechheit ihrer Sitten, oder vielleicht durch die Schlüpfrigkeit ihres Temperaments schon längst in Verfassung, ihren Fall nicht vermeiden zu können; eine andere wurde durch Gold und Juwelen geblendet; die unschuldige Agnes lies sich aus Einfalt, und die junge Hebe aus unbescheidener Neugier verführen. Allein, gestehet es nur, ihr werdet selbst über dergleichen Siege erröthen. Keiner von allen hat euch glücklich machen können; ich sehe es an eurer so häufig wiederholten Unbeständigkeit, an eurer Untreue, an eurer Treulosigkeit und an eurem Meyneid, an eurem Verdruß und an eurer Reue. Eure Liebe ist in Haß verwandelt; ihr schimpfet gegenwärtig, was ihr vormals anbetetet: Keine Frauensperson auf der Welt ist für euren Lästerreden sicher; ihr schändet ein liebenswürdiges Geschlecht, das für die Glückseligkeit des unsrigen gemacht ist. Wiewol, wie könntet ihr Hochachtung dafür erhalten haben? Ihr beurtheilet es nach einem verächtlichen Muster.

Man

Man hat an den kostbarsten Gunstbezeugungen der Liebe nicht weiter Antheil, als in soferne man mit Zärtlichkeit einen Gegenstand liebet, der geliebt zu werden verdienet. Ohne eine oder die andere von diesen Bedingungen wird eure Liebe gewiß unglücklich seyn, entweder durch den Unbestand der geliebten Person, oder durch euren eigenen, und alsdenn werdet ihr erkennen, daß dasjenige, was euch Liebe schien, es in der That nicht war; denn die wahre Liebe ist beständig; und jenes war nichts weiter, als eine Uebereinstimmung der Neigung zur Wollust.

Wie die Liebe eine Verbindung zweyer Herzen ist, deren Neigungen mit einander übereinkommen, so hat man den Grund dieser Uebereinstimmung in den Eigenschaften des Herzens zu suchen: Von diesen aber ist die erste, und welche alle andere lenket, die Liebe zur Tugend. Welch ein fatales Geschenke ist für einen Liebhaber, der Ehre in sich hat, ein Herz, das solche nicht kennet! Darf er es annehmen, ohne seine Unschuld in Gefahr zu setzen? Bey einer so genauen Vereinigung, als die Verbindung zweener Verliebten, oder Ehegatten, theilen sich die Neigungen mit, ohne daß man es gewahr wird, und die Bösen, wie es leider die Erfahrung lehret, schleichen sich leichter ein als die Guten. Die Krankheiten des Leibes sind bey weiten so ansteckend nicht, als die Krankheiten der Seele. Ihre Flecken werden sich auf einen jeden Gegenstand, der zu nahe kommt, eindrücken, und gleichsam abbilden.

Zu der Gefahr, die ihr hieraus zu befürchten habet, setzet noch die Angelegenheit und die Wohlfahrt eurer Liebe hinzu. Durch was für ausserordentliche Vollkommenheiten gedenket ihr ein Herz zu gewinnen, daß sich durch die Tugend nicht reizen lässet? Wollet ihr dessen Fehler mit annehmen? Wollet ihr seiner Laster mit schuldig werden? Ihr würdet nur dabey eure Ehre verliehren, ohne von Seiten der Liebe zu gewinnen: Eure Verführerinn selbst würde euch deswegen wenig achten; was man aber verachtet, das kann man nicht lieben. Bleibt eure Tugend gegen sie unbeweglich, so fürchtet sie euch, und wird euch fliehen. Seyd ihr so niederträchtig, und gebet ihr nach, so wird sie eurer Schwachheit mißbrauchen, und euch keinen Dank dafür wissen; vielmehr wird es euch mit der Zeit zum Vorwurf gereichen, und sie wird ihre Ausschweifungen euch zur Last legen; ihr habet ihnen nachgesehen, folglich seyd ihr schuld daran.

Was aber soll man hiebey für eine Mittelstrasse wählen? Sparet diese gefährliche Sorge: Seyd selbst tugendhaft, und liebt niemand, der es nicht ist.

Was hat **Belise** für Absichten, indem sie den jungen **Lindor** herzet und schmeichelt? Vermuthlich keine andere, als die **Minerva** dieses schönen **Telemachs** zu seyn: Die Person der **Circe** würde sie bey ihm sehr übel spielen. Er ist ein Kind, das kaum der Ruthe entwachsen ist, und den Schulstaub noch nicht abgeschüttelt hat, Belise hingegen

gegen ist bey reifem Alter; sie hat den Anfang dieses Jahrhunderts gesehen, und sollte sich billig aller Thorheiten und des eiteln Zeitvertreibes galanter Liebeshändel begeben haben. Eine Erfahrung von beynahe einem halben Hundert Jahren, und einige verdrießliche Historien, die sie in Geheim erlebet hat, und die noch nicht gänzlich vergessen sind, sollten sie billig gegen die Unbesonnenheit und Unbescheidenheit junger Leute, vorsichtig machen, die sie mehr als zu sehr kennen lernen. Sie ist Freundinn von der Mutter des Lindor, und hat keine weitere Absicht, als diesen zu erziehen. Inzwischen giebt es einige, die behaupten, daß sie selbst einen gar lebhaften Antheil an dem guten Fortgange ihrer Unterrichtungen hat. Die mehreste Zeit, sagen sie, verliehrt ein junger Mensch seine Unschuld in den Armen bejahrter Weiber. Seine natürliche Blödigkeit bey solchen Jahren würde ihn freylich schützen, wenn nicht diese gefährliche Verführerinnen sich selbst bemüheten, seine Schamhaftigkeit durch leichtfertige Reden wankend zu machen, und wenn sie solche nicht durch unziemliche Schmeicheleyen gar zu unterdrücken wüßten. Lasset uns die Lehrmeisterinn und den Schüler mit unsern Augen begleiten. Sollte es wohl wahr seyn? sollte sie wohl diesen Argwohn rechtfertigen? Warum ist sie immer allein mit ihm? Warum verschliessen sie sich immer? Wozu alle die Liebkosungen? Kann Belise keinen andern Sitz wählen, als einen Sopha, keine andere Stellung, als liegend, keine andere Kleidung, als ein zierliches und

buhlerisches Nachtzeug? Verursacht die blosse Freundschaft so viel Feuer im Gesichte? Hat sie so entflammete Blicke? Giebt sie so geile Küsse, und wiederholet sie oft? Wiewohl, wir wollen den Vorhang über das Gemählde ziehen; ich suche die Tugend zu predigen, und würde nur die Schamhaftigkeit beleidigen.

Encolpus thut es der Belise gleich; er hat eben dieselben Absichten, schlägt aber ganz andere Wege ein. Sein langer Mantel, sein ehrwürdiges Amt, das er bekleidet, die Runzeln seiner Stirne, seine heuchlerische und scheinheilige Gebehrden wirken bey einem jeden ein ungemessenes Vertrauen. Junge Schönheiten kommen zu ihm, um zu seinen Füssen ihre Schwachheiten zu bereuen, ihre geheime Neigungen zu entdecken, ihm die Gewalt ihres Temperaments zu eröffnen, über die Herrschaft ihrer Begierden zu seufzen, und dagegen Hülfe bey ihm zu suchen. **Zeloise** hat ihm die unüberwindliche Neigung offenbaret, welche sie zur Zärtlichkeit hat, und die Ausschweifungen, wozu solche sie verleitet; bevor er zur Cur schreitet, will er erst den wahren Zustand ihrer Krankheit erkennen; er fraget, und befraget sie, er drehet und wendet sie von allen Seiten, und aus Beysorge, daß sie einen wichtigen Umstand auslassen mögte, unterhält er sie von hundert unzüchtigen Dingen, die viel fähiger sind, ihre Einbildungskraft zu verunreinigen, als ihre Keuschheit zu befestigen. Je aufrichtiger sie die Wahrheit saget, um desto leichter wird es dem Betrieger

wer-

werden, sie zu verführen, und über sie zu siegen. Er kennet die schwachen Oerter der Festung, und wird nicht ermangeln, sie da anzugreifen. Der junge Almanzor, so dreiste und unternehmend er auch ist, hat doch einen Rest der Schamhaftigkeit, welche die Schöne vor dem Schiffbruch bewahrete, vergebens bestritten; der betriegerische Leitsmann wird besser wissen, sie zu verführen. So bald wird sie nicht am Rande des Verderbens seyn, so wird ihre Furcht sie völlig hineinstürzen; und was ein junger Liebhaber, der gefiel und geliebt war, durch Bitten und Schmeicheley nicht ausrichten können, das wird ein Seelsorger mit grauen Haaren durch seine gottlosen Ränke erhalten.

Die brennende Leidenschaft der Belise, und die strafbaren Flammen des Encolpus, werdet ihr die Liebe nennen? Heisset es eine Geliebte oder einen Geliebten lieben, wenn man ihm die Unschuld, das schätzbarste von allen Güthern, raubet? Wenn man seine Seele durch den allergarstigsten Flecken verunreiniget? Ersticht man einen aus Liebe, oder vergiftet man einen aus Zärtlichkeit?

Erast hat viel ehrlichere Absichten. Er ist im Ernst in die **Isabelle** aufs heftigste verliebt. Man siehet es aus der Beschreibung, die er von ihr machet. Ein einziger Zug scheinet nur in seinem Gemählde zu fehlen: Er spricht nichts von ihrer Gemüthsbeschaffenheit noch von ihrer Tugend. Dies ist aber nicht, was ihn rühret. Sie

ist

ist von einer bezaubernden Schönheit, und besitzet Annehmlichkeiten und Gefälligkeiten, die ihn einnehmen. Dieß ist ihm genug, und er kann sich keine grössere Glückseligkeit vorstellen, als sie zu besitzen. Siehet er ihre schönen Augen, so ist er entzücket und ausser sich; ist er von ihr entfernet, so seufzet er und vergeht für lange Weile. Sollet ihr wohl glauben, daß diese Gluth, diese Hitze nichts weniger als Liebe ist? Erast glaubt es nicht; er hält sich gewiß für den Verliebtesten unter allen Menschen. Allein ich sehe, woher sein Irrthum entstehet: Er hält das für Liebe, was in der That nichts, als die Begierde des Genusses, ist.

Wollet ihr eure Empfindungen ehrlich prüfen, und untersuchen, welche von beyden Leidenschaften der Grund eurer Neigung ist, so befraget die Augen der Schönen, die euch gefesselt hält. Woferne ihre Gegenwart eure Sinnen schweigen machet, und sie in einer ehrerbietigen Unterwürfigkeit hält, so liebet ihr sie. Die Liebe untersaget selbst den Gedanken alle sinnliche Idee, allen Ausbruch der Einbildungskraft, wodurch die Empfindlichkeit des geliebten Gegenstandes beleidiget werden könnte, wenn es ihm möglich wäre, es zu erfahren. Die Liebe ist keusch, selbst in ihren Träumen. Wenn auch der Reiz, der euch einnimmt, mehrern Eindruck auf eure Sinnen macht, als in eure Seele, so ist es nicht Liebe, sondern bloß eine körperliche Begierde.

Man liebe nur ernstlich, so wird die Liebe niemals

mals Fehler begehen lassen, die Gewissen und Ehre verletzen. Denn wer fähig ist zu lieben, der ist auch tugendhaft; ich mögte fast auch sagen, wer tugendhaft ist, der ist fähig zu lieben. Denn alle Tugenden halten sich einander bey der Hand, und die Zärtlichkeit des Herzens ist eine Tugend. Wie es in der Bildung des Körpers ein Fehler wäre, wenn er untüchtig zur Fortpflanzung ist; so ist es in der Seele ein Mangel, wenn sie der Liebe unfähig ist.

Von Seiten der Liebe ist für die Tugend nichts zu befürchten; und sie kann diese nicht anders, als vollkommener machen. Die Liebe machet das Herz weniger wild und widerspenstig, die Sitten mehr gesellig, und die Gemüthsbeschaffenheit gefälliger. Man hat sich beym Lieben gewöhnet, seinen Willen nach dem Gefallen der geliebten Person zu lenken und zu biegen: Dadurch erhält man die unschätzbare Fähigkeit, seinen Begierden zu befehlen, und über sie zu herrschen, sie zu unterdrücken, und seinen Geschmack und Neigungen nach Gelegenheit des Ortes, der Zeit und der Personen einzurichten. Dahingegen ist die Tugend nicht in gleicher Sicherheit, wenn man durch die fleischlichen Begierden angefochten wird, welche von rohen und ungesitteten Leuten mit der Liebe verwechselt werden.

Der

Der zweete Artikel.

Von der ehelichen Liebe.

Die wahre ist leicht von der falschen zu unterscheiden. Welches die gemeinste Ursache der Gleichgültigkeit unter Eheleuten ist? Aus was für einem Grunde man die Liebe aus dem Ehestande ausschliesset? Quellen der Uneinigkeit zwischen Eheleuten. Die Eifersucht ist eine der vornehmsten. Eifersucht ohne Liebe. Mittel, die eheliche Einigkeit zu versichern und zu erhalten.

Die Kennzeichen der ehelichen Liebe sind nicht sehr zweydeutig. Ein Liebhaber kan sich betriegen, und glauben, daß er liebet, da er in der That doch nicht liebet. Ein Ehemann hingegen weiß es zuverläßig. Er hat den Genuß schon gehabt, und der Genuß ist der Probierstein der Liebe. Die wahre Liebe gewinnet dadurch neues Feuer, die falsche aber erlöschet dadurch.

Ist die Probe geschehen, und man findet, daß man sich geirret hat, so weiß ich für dieses Uebel kein anderes Mittel, als Geduld. Wo es möglich ist, so ersetzet die Liebe durch Freundschaft; ich mag euch aber selbst nicht einmal die Hoffnung machen, daß ihr diese Nothhülfe allezeit behalten werdet. Die Freundschaft ist unter zweenen Ehegatten die Frucht einer langen Liebe, deren ungestüme Regungen durch den Genuß und die Länge der Zeit gedämpfet worden. Unter dem Joche des Ehestandes geschicht es gemeiniglich, daß man sich hasset, wenn man sich nicht liebet; und es ist noch die beste Art von Gemüthern, die bey der Gleichgültigkeit bleiben.

Alcippus und **Celimene** sind seit sechs Monaten verheyrathet. Ihre Zimmer sind ziemlich weit von einander entfernet: Gleichwol ermangeln sie nicht, sich zu besuchen, und so gar sich zu umarmen. Die Sache ist gewiß, denn sie ist allemal in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen geschehen. Ihr werdet bey ihnen die kindischen Schmeicheleyen, die spielenden Liebkosungen nicht antreffen, die man jungen Eheleuten vorwirft; dagegen aber findet ihr Politessen, Vorsorge, Geflissenheit, Achtung, und insonderheit Wohlstand. Sie haben es nicht abgeredet, mit einander auf diesen Fuß zu leben, sondern eine glückliche Sympathie hat ihnen diesen Gedanken eingegeben.

Man hat mehr Ursache, sich über die Kaltsinnigkeit zu verwundern, die zwischen dem **Lysander** und der **Daphne** regieret, nach tausend anscheinenden Zeugnissen der zärtlichsten Leidenschaft. Nimmer hat die Liebe heftiger geschienen. Tausend Hindernisse waren ihnen im Wege, ihr Muth aber hat sie alle überwunden.

Schlösser, Gitter und Mauren hielten die Schöne genau eingeschlossen. Drey oder vier scheinheilige Kerkermeisterinnen predigten ihr mit einem schnaubenden und andächtigen Ton die Enthaltung, stelleten sich ihr als Muster vor, und ermahneten sie, so wie sie selbst, nach niemand als nach dem Bräutigam des Hohenliedes zu seufzen: Eine Leiter befreyete sie von dem Gefängnisse und den Predigten. Lysander, den der Vater im Begriff war zu enterben, zog die Neigung des Herzens

zens seinem Glücke, und den Besitz der Daphne der kindlichen Liebe vor, und eilete, ihr am Fusse des Altars eine ewige Liebe zu schwören.

Das Jahr ist kaum zu Ende, so ist Lysander schon ungetreu. Daphne weinet, seufzet und beklaget sich: Sie hat aber Tröster, die vielleicht mit der Zeit ihr helfen werden, sich an ihrem Treulosen völlig zu rächen. Was kann die Ursache dieser unvermutheten Veränderung seyn? Eben die, welche bey dem Alcippus und der Celimene die Kaltsinnigkeit erzeuget. Lysander und Daphne hatten die gewaltsamen Triebe ihres wollüstigen Temperaments für Liebe gehalten; gegenwärtig wissen sie, daß sie sich geirret haben, und wie sie beyde ungeduldig und heftig sind, so wird ihre Reue eben so lebhaft, als der Eigensinn ihrer Neigung war.

Wir hätten ein gar zu weitläuftiges Feld vor uns, wenn wir hier die unendliche Menge ganz unterschiedener Abbildungen vorlegen wollten, die uns der Stand der Ehe darbieten würde, wenn seine Heimlichkeiten, welche eine geheimnisvolle Dunkelheit verdeckt hält, auf einmal an das Tageslicht kämen. Welche Veränderungen von Eigensinn, Widerspenstigkeit, Zanksucht und Thorheiten würden uns so viele uneinige Eheleute zu sehen geben, die darin von denenjenigen unterschieden sind, welche sich durch einen falschen Schein der Liebe blenden lassen, daß sie nicht einmal geglaubt, daß die Liebe bey ihrer Verbindung in Betracht kommen dürfte!

Die Schönen, und zumal buhlerische Schönen,

haben

haben zu allen Zeiten so viel thörichte Leidenschaften, Uneinigkeiten, Verwirrungen und Kriege erreget, daß mittelmäßige Köpfe, ohne der wahren, und bloß auf Hochachtung gegründeten, Liebe zu schonen, sie leichtsinniger Weise als eine unvergebliche Schwachheit verurtheilet haben. Der Geiz hat in dieser seltsamen Meynung etwas schmeichelhaftes für seine Anhänger gefunden, und daher nicht ermangelt, sie auszubreiten und in Aufnahme zu bringen. Und sie hat durch seine Hülfe so guten Fortgang gehabt, daß sie in kurzem als ein allgemeiner Lehrsatz aufgenommen worden. Man beschloß, daß keiner künftig eine Frau nehmen sollte, die nicht seinem Stande gleich wäre; und man erstreckte sogar die Gleichheit des Standes auch auf die Gleichheit der Güter. Die Liebe wurde aus dem Ehestande verbannt, und in die Romanen verwiesen. Und wofern jemand aus Schwachheit oder aus Geschmack sich verliebte, so mußte er wenigstens, um alle Aergerniß zu verhüten, es bestens verbergen, in Gesellschaften seiner Frau nichts, als kaltsinnige Höflichkeiten, bezeugen, und, in Gegenwart anderer Frauen, alle mehr liebkosen, als seine eigene; alles bey Strafe, den Tadel und die Stachelreden der galanten Welt verwirket zu haben. Wie die Partey der übelverheyrateten Eheleute die größte ist, und also dem Ausspruche das Gewichte giebet, so ist diese Ordnung aufs genaueste immer beobachtet worden, und die Sache ist noch gegenwärtig auf demselben Fusse, jedoch ist denjenigen Ehe-

leuten, die sich ernstlich hassen, vorbehalten, unter sich es noch weit ärger zu machen.

Dieser letzten Classe habe ich nichts über die Pflichten des Ehestandes zu sagen. Es fehlet ihnen das Wesentlichste, weil es ihnen an Liebe fehlet: Wie sollten sie die übrigen Pflichten beobachten können?

Ein Ehebündniß, das ohne Liebe geschlossen wird, ist eine Art von Raub. Die Person gehöret, nach den natürlichen Regeln, nur dem zu, der das Herze besitzet. Man sollte die Gaben des Ehestandes nur von der Hand der Liebe empfangen. Sie auf eine andere Art erhalten, heisset, sie unrechtmäßig besitzen.

Sollte ich diesen verwegenen Räubern rathen, ihr Unrecht, nach der That, durch Liebe wieder zu ersetzen, und nach der Verbindung zu thun, was sie nicht vorher gethan haben? Die Neigungen lassen sich eben so wenig rathen, als befehlen. Eheleute, die sich hassen, oder sich nicht lieben, sind unbekehrliche Sünder, und es geschieht nicht um ihrentwillen, daß ich meine Lehre über die eheliche Liebe predige.

Allein sind solche bey denen glücklichen Ehegatten besser angewandt, die beim ersten Augenblicke wahrhaftig verliebt gewesen, und aus der nähern Kenntnis, welche sie durch ihre genaue Vereinigung einer von dem andern erhalten, immer mehr Ursache gefunden, sich zu lieben? Es scheinet nicht, daß sie einiger Vorschrift nöthig haben, um in ihrer Liebe fortzufahren; eine so wohl überlegte

Zärt-

Zärtlichkeit scheinet, ihrer Natur nach, von unveränderlicher Dauer. Das menschliche Herz ist inzwischen so veränderlich, daß man ohne Vermessenheit nicht versprechen darf, allezeit gleiche und beständige Flammen zu unterhalten. Die Liebe ist ein Feuer, das verlöschet, wenn Wasser dazu kömmt, oder wenn es ihm an gehöriger Nahrung fehlet.

Euristhenes liebte seine Frau, und seine Liebe machte ihn zum glücklichsten Menschen. Er erkannte den Werth seines Glückes, und unterhielt sich eines Tages darüber mit einem alten Geistlichen, dem er seine allergeheimsten Heimlichkeiten anvertrauete. Dieser, den die Annehmlichkeiten, welche er erzehlen hörete, kränkten, nahm sich vor, unter dem Vorwand der Ehre Gottes, ihn von den fleischlichen Banden loszumachen, welche, wie er sagte, machten, daß er der Welt anhieng.

„Mein Bruder, sagte der Heilige, ich bekla-„ge die Verblendung, worinn ich euch sehe. „Ihr seufzet, und zwar um etwas anders, als „um den Herrn? Wisset ihr nicht, daß geschrie-„ben stehet, wer nicht seinen Vater und Mut-„ter, seine Frau und Brüder hasset, aus Lie-„be zu Gott, der ist Gottes nicht würdig? „Vor dem Falle des ersten Menschen wäre eu-„re Neigung vielleicht nicht strafbar gewesen: „Allein der sündige Mensch soll sein Brod nicht „anders, als mit Thränen genetzt, essen. Eure „Frau ist der Eva Tochter; diese böse Mutter

„hat uns alle ins Verderben gestürzet, und ihr „liebet sie noch? Fürchtet euch für dem Schick„sal eures ersten Vaters, den die Liebe zu Falle „gebracht. Ihr wisset ihr für ihre Zärtlichkeit „und Gefälligkeit Dank, und eben dieses ist es, „weswegen ihr sie am meisten zu fürchten habet, „weil sie euch dadurch einnimmt, und Gott ein „Herz raubet, das nur für ihn gemacht war. „Nehmet euch wohl in Acht; die Hölle ist unter eu„ren Füssen offen „

Ueber das Wort **Hölle** erzittert der einfältige Euristhenes; seine verwirrte Einbildungskraft siehet nichts als Teufel, Feuer, Schwefel und glüende Kohlen. Ein schwärmerischer Eifer bemeistert sich seiner Seele; er siehet seine Frau nicht anders, als seine Feindinn, ihre Liebkosungen, als Fallstricke, und ihre Vorstellungen, als Verführungen an. Meldet sich in seinem Herzen noch ein Rest der vorigen Liebe, so fastet und betet er, und zermartert sich, um sie völlig zu unterdrücken.

Der **Methyses** im Gegentheil hat auf eine ganz andere Weise, als durch Fasten, sich von der ehelichen Liebe loszumachen gewußt. Drey Viertheile seines Lebens hat er mit dem Glase in der Hand an solchen liederlichen Oertern zugebracht, wo eine ungebundene Freyheit, Unmäßigkeit und Trunkenheit regieren; wo man mit den Strömen eines hitzigen Burgunderweins Gut, Ehre und Gesundheit auf einmal durch den Hals jaget: und wo alle vernünftige Empfindungen als thörichte Hirngespinste, die Zärtlichkeit als eine Schwachheit,

heit, die Gefälligkeit als eine knechtische Unterwerfung, und alle Arten von Achtung als Niederträchtigkeit gehandelt werden. Methyses hat sich die Sprache seiner schändlichen Gesellschaften angewöhnet. Anfänglich war es nur ein Gewäsche, das er zum Zeitvertreibe sprach, ohne daß das Herz daran Theil hatte: Gegenwärtig ist er weiter darinn gekommen; er hat auch ihre Art zu denken angenommen; und hat nunmehro für alle Ergetzlichkeiten, welche von der Vernunft gebilliget werden, keine Empfindung mehr. Gegen das schöne Geschlecht, und zumal alles sittsame, tugendhafte und eingezogene Frauenzimmer, ist er unempfindlich wie Stein, und zu seinem Unglücke ist seine Frau von dieser Art.

Polydor hat sich zwanzig Jahr lang gut gehalten, und nach deren Verfliessung hat seine Zärtlichkeit keine andere Veränderung erlitten, als die nothwendig durch die Länge der Zeit, und durch den gar zu ruhigen Zustand eines Herzens, das nichts zu verlangen hat, entstehet. Es ist dieses, auf gewisse Weise, nicht mehr Liebe; aber es ist eine so zärtliche Freundschaft, daß sie unter zwoen Personen einerley Geschlechts nimmer so weit gehen dürfte, ohne zu weit zu gehen. Weil sie aber weniger Begierden erreget, so findet sich bey diesem Zustande eine Klippe, wofür man sich zu hüten hat, und ich rathe einem jeden, der sich in dieser gefährlichen Gemüthsstille befindet, auf seine Augen und sein Herz Acht zu haben; damit

mit nicht ein frischer Gegenstand von neuem in ihm Liebe erregen, und ihn nach und nach zu der strafbarsten Untreue verleiten möge. Dieses ist dem Polydor wiederfahren. Er verließ sich auf seine vieljährige Gewohnheit, keine andere, als seine Frau, zu lieben, und eben dieses setzte ihn in die Gefahr, ihr untreu zu werden. Die Liebe, die einmal befriedriget ist, wächset nicht, indem sie ältert. Die süsse Ruhe, die er unter der Fahne des Ehestandes genossen, machte ihn glauben, daß seine Leidenschaften betäubet und unterdrücket wären, und daher begab er sich in Gefahr, ohne sie zu fürchten, und kannte das Verderben nicht eher, als bis er sich hineingestürzet sahe.

Ein Herz, das lasterhafte Neigungen heget, ein widerspenstiges Gemüthe, und eine ungleiche Art zu denken, können ebenfals die stärkste Liebe stöhren. Ein karger, filziger und geiziger Ehemann kriegt einen Widerwillen gegen seine Frau, die edler als er denket, und glaubet, daß sie ihre Ausgaben nach den gemeinschaftlichen Einkünften einzurichten haben. Ein verschwenderischer hingegen wird eine sparsame Frau nicht lieben.

Callias ist so schön, als Narciß, aber eben so stolz über seine Schönheit, als er, und kündiget allenthalben durch Blicke, Reden und sein ganzes Betragen an, wie er glaubet, daß **Elvire** in seiner Schuld sey, nachdem er sie seines Ehebettes gewürdiget.

Phorbas hat in türkischen Reisebeschreibungen Nachrichten, die vielleicht selbst übertrieben sind,

von

von der strengen Herrschaft gefunden, welche die Abkömmlinge des Mahomets in ihrem Serrail üben. Er verfähret in seinem Hause wie ein Sultan, und ob er gleich in seinem Herzen seine Artamene liebet, so glaubet er doch, daß es für ihn zu niedrig sey, es zu gestehen, und findet sich durch ihre demüthige Gehorsamsbezeugungen mehr geschmeichelt, als durch ihre Liebkosungen.

Der andächtige Theotimus beklaget das Unheil der Kirche, und weinet über ihren Verfall. Er gehet zu allen, die noch wohlgesinnet sind, und ermahnet sie, den Rest des wankenden Glaubens zu unterstützen. Alle Prediger haben die gute Sache verlassen; die Wahrheit hat fast gar keine Verfechter mehr. Er glaubt ein neuer Atlas zu seyn, der gekommen ist, den Untergang des Himmels zu verhüten, welcher einzufallen drohet. Was wäre es für ein süsser Trost für ihn, wenn wenigstens seine Frau ihm hülfe, diese wichtige Last zu tragen! Allein die Ungläubige wird durch seine frommen Seufzer nicht gerühret. Sie folget blindlings dem breiten Wege, worauf sie sich von nachläßigen Lehrern leiten lässet, und glaubet, daß sie zu ihrer Seligkeit nichts weiter zu thun habe, als den Gesetzen der römischen Kirche, und ihres Pfarrers Gutdünken, zu folgen. Theotimus hat sein Bestes gethan, um ihr seine Einsichten mitzutheilen: Allein er hat nichts damit gewonnen, und endlich bricht er los: Man schilt, man verflucht sich, und beyde Eheleute hassen einander von Herzen.

Wer ist der Unsinnige, den ich ganz von Wuth auf-

aufgeschwollen sehe? Welch eine plötzliche Bewegung entflammt sein Gesichte? Was sollen die wilden Blicke, die stammlende und unterbrochene Stimme, die drohenden Geberden? Und wem drohet er? Einer zärtlichen Frau, seiner getreuen **Artemise**, die ihn liebet, und die er selbst liebet; wenigstens hat alles es bis dahin bezeuget. Verfällt man so auf einmal von der Liebe auf den Haß, von der Hochachtung zur Verachtung und Beleidigungen? Ja freylich, wenn man eifersüchtig ist, und dies ist die Krankheit des **Argantes**. Er gleicht einem Geizhalse, der seinen Schatz um desto mehr in Gefahr hält, gestohlen zu werden, je mehr er ihn liebet. Freunde, Verwandte, Bediente, Kinder und Alte, alles ist ihm verdächtig, alles scheinet ihm vermögend, seine Frau zu verführen. Von allem Unglücke ist dieses, was er am meisten fürchtet, und dem er am nächsten zu seyn glaubet. Seine Furcht verwirret ihm die Sinnen, er hält seinen Verdacht für Ahndungen, und seinen Argwohn für Wirklichkeit. Was ihn diesmal in Zorn gesetzet, ist nichts, als daß er sie von weitem mit jemand vertraulich sprechen hören. Er hat sich ganz sachte genähert, in Absicht, sie zu betreffen, es ist ihm aber nur halb gelungen. Er siehet niemand, als sie, in dem Zimmer, wo er doch zwo Stimmen gehöret; allein, er findet ein paar Handschuh, deren Anblick ihm den Kopf verwirren. Er ergreift sie, und zerreisset sie in Stücken. Sie will sprechen, allein er ist taub: er verhindert ihre Rechtfertigung durch einen Strom von Scheltworten.

Die-

Diesen folgen Drohungen, und vielleicht wären die Thätlichkeiten nicht ausgeblieben, wenn nicht ein unerwarteter Zeuge erschienen wäre, dessen unvermuthete Gegenwart ihn beschämete und verdammte. Es ist sein Schwiegervater, der aus einem Cabinet, worin er sich mit Fleiß verstecket, um seinem Schwiegersohn ein unvermuthetes Vergnügen zu machen, hervor kam, seine Handschuh wiederforderte, und die Artemise rechtfertigte.

Unselige Eifersucht, du schädliches Gift der ehelichen Ruhe und Zufriedenheit, warum erstickst du nicht vielmehr die Liebe, als daß du sie in Wut verwandelst?

Es giebt inzwischen eine Art der Eifersucht, welche eine beständige Gefährtin einer wahren und herzlichen Liebe ist, und weder die Hochachtung ausschliesset, noch sonst ehrenrührig ist. Man fürchtet dasjenige zu verlieren, was man liebet, weil man den Werth davon kennet; man fürchtet, dem geliebten Gegenstande zu mißfallen, ohne seine Beständigkeit in Verdacht zu ziehen; man fürchtet, daß er kaltsinnig werden möge; man ist aber von seiner Treue überzeuget. Diese zärtliche Furcht ist ein starker Trieb, der die Liebe wieder erwecket, und sie wirksam und geflissen machet: Ohne diese Hülfe würde sie aus allzugrosser Sicherheit matt und langwierig werden.

Dahingegen ist es ein Wunder, welches man Mühe hat zu begreifen, und das sich gleichwol zum öftern eräugnet, daß man nehmlich Eifersucht ohne Liebe findet.

Dorimene heyrathet den Cliton mehr aus Gefälligkeit, als aus Liebe, und gleichwol geräth sie in Wut, wenn er eine artige Frau nur lächelnd ansiehet. Ein verbindliches Wort, eine freundliche Mine, eine höfliche und gefällige Begegnung, die er einer andern, als ihr, gönnet, ist gleich eine Beleidigung, ein Verbrechen, das sie nicht vergiebt. „Ist „er abwesend, so heißt es gleich, er ist ungetreu; sie „hat es schon lange Zeit gemerket, daß er sie ver„leumdet, sie hätte geglaubt, daß sie mehr Achtung „verdienete.„ Sollte Dorimene in ihren Mann verliebt geworden seyn, seit dem sie seine Frau ist? Das wäre ein wahres Wunder, dergleichen, meiner Meynung nach, wol schwerlich geschehen werden. Die Ehe ist es nicht, die in gleichgültigen Herzen Liebe erreget. Sie befestiget ihre Lauterkeit, aber sie erzeuget sie nicht, und vermehret sie sehr selten. Sie ist ihr Schmelztiegel, aber nicht ihre Wiege. Was ist denn der Grund der eifersüchtigen Bewegungen der Dorimene? Gewiß, nicht die Liebe, aber eine Empfindung, die ihr auf gewisse Weise gleichkommt.

Die Zärtlichkeit der Männer wird gemeiniglich durch einen Vorfall erzeuget. Soll ihr Herz entzündet werden, so muß es einen Gegenstand haben, der die Gluth erreget. Die Weiber hingegen bringen die Zärtlichkeit mit auf die Welt, sie ist ein Eigenthum ihrer Leibesbeschaffenheit. Sie lieben, so zu sagen, bevor sie wissen, wen sie lieben. Für uns ist die Liebe ein Vergnügen, bey ihnen ist sie eine Sache von der äussersten Wichtigkeit: Wenn aber die-

se

se angebohrne Zärtlichkeit auf einen Gegenstand fällt, wenn ihr diese Gluth durch den Reiz sinnlicher Lüste anfachet, so versammlet sie ihre vertheilten Flammen, und vereiniget sie in einen Punct, wodurch sie um destomehr Stärke und Nachdruck erhält, den Sonnenstrahlen gleich, die in der Dicke eines Glases versammlet sind, und desto heftiger brennen. Man sagt auch, daß die ihrige diesen Vorzug vor der unsrigen voraus hat, daß sie durch den Genuß zunimmt, und daß die Weiber nicht die Empfindung der Trägheit und des Ueberdrusses haben, welche unsre Herzen schwer machet, wenn unsre Begierden gesättiget sind.

Ueberhaupt lieben die Weiber mehr, als wir. Die in allen Dingen weise Natur hat ihnen wohlbedächtlich einen fast unerschöflichen Vorrath von natürlicher Zärtlichkeit und Begierde zur Wollust beygeleget, um ihnen die Folgen des Ehestandes vergessen zu machen, um ihr Leiden zu lindern, und um ihre Beschwerlichkeiten durch den Reiz des Vergnügens zu ersetzen. Eben dieses ist, was bey den meisten die Stelle der Liebe vertritt. Wir lieben nur aus Wahl. Sie hingegen siehet man öfters gegen solche Ehemänner sich aufs geschäftigste erweisen, die sie mit geschlossenen Augen blindlings geheyrathet haben.

Diese Empfindung, welche der Liebe so ähnlich ist, daß es einem fast nicht einfällt, sie von einander zu unterscheiden, erreget zuweilen auch Bewegungen der Eifersucht, und aus dieser Quelle entstehet der Dorimene ihre.

Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Amintas ei-

eifersüchtig ist. Hat er an dem Herzen der Emilia das geringste Recht? Er verachtet und hasset sie. Was bekümmert ihn denn ihre Liebe, oder ihre Gleichgültigkeit? Es ist auch nichts weniger, als Liebe, was er von ihr verlanget. Er glaubt nur, daß seine Ehre mit der Tugend seiner Frau verknüpfet sey, und daher will er, daß sie ihm getreu seyn soll, und da er sie nach sich selbst beurtheilet, so untersteher er sich nicht, zu hoffen, daß sie es sey. Thörichtes Vorurtheil, wodurch Gerechtigkeit und Vernunft beleidiget wird! Wie? Soll Amintas deswegen entehret seyn, wenn Emilia die eheliche Treue bricht, und er selbst hingegen, der sich rühmet, es mehr als hundertmal gethan zu haben, soll er es haben thun dürfen, ohne daß seine Ehre dadurch im geringsten verletzet wird? Seit wenn denn ist die Ehre mit Lastern und Verbrechen in ein Bündniß getreten? Wird sie denn dem Stärksten zur Beute, wie Reichthümer und Cronen?

Die Liebe, und insonderheit die eheliche Liebe, nähret sich von Liebe. Ein Liebhaber, der erst ein Herz zu gewinnen suchet, hat in der Hofnung Nahrung genug für seine Flammen; so bald er aber das Herz besieget, so hat er recht, Gegenliebe und Beständigkeit zu erwarten. Das heilige Band der Ehe berechtiget ihn noch mehr dazu, und machet unter Eheleuten aus der Pflicht, sich einander zu lieben, eine Religionspflicht, jedoch unter der Bedingung, daß die Liebe beyderseitig seyn soll; denn die Religion selbst gebietet nichts Unmögliches.

Bey allen Völkern der Erden ist es ein allgemeiner

ner Satz, daß man sich lieben müsse, um sich zu heyrathen, und daher giebt es unter ihnen wenige, die nicht die Ehescheidung erlauben, wo eine Unverträglichkeit der Gemüther der Liebe eine unüberwindliche Hinderniß ist.

Wollt ihr im Ehestande glücklich seyn, so begebet euch nicht darinn, ohne zu lieben und geliebt zu seyn. Gründet eure Liebe auf die Tugend, um sie desto dauerhafter zu machen. Hat sie keinen andern Vorwurf als Schönheit, Annehmlichkeit und Jugend, so wird sie eben so gebrechlich seyn, als diese flüchtige Vortheile, und auch eben so geschwinde vergehen, als sie. Sind es aber die guten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes, welche den Vorwurf der Liebe ausmachen, so wird sie durch keine Zeit können geschwächt werden.

Um euch das Recht zu verschaffen, daß ihr fordern könnet, geliebt zu werden, müsset ihr dahin arbeiten, um es zu verdienen. Seyd nach zwanzig Jahren eben so bemühet zu gefallen, eben so vorsichtig nicht zu beleidigen, als wenn ihr heute erst eure Liebe gefällig zu machen hättet. Es ist ein eben so grosser Vortheil, ein Herz zu erhalten, als es zu gewinnen.

Wenn sich Liebe, Ehre und eine gefällige Geflissenheit bey zweenen Eheleuten findet, so bin ich Bürge dafür, daß ihre Verbindung voller Süßigkeit seyn wird. Gewiß wird sie eine widrige Veränderung leiden, wenn eine von diesen dreyen Verbindungen fehlet; sie wird aber ganz zu Grunde gehen, wenn es die erste ist.

Der

Der dritte Artikel.

Von der väterlichen Liebe.

Der angebohrne natürliche Trieb ist zureichend, sie zu wirken. Pflichten der Mütter, um selbst für die cörperlichen Bedürfnisse der Kinder zu sorgen; Pflichten der Väter, um persönlich an die Verbesserung ihrer Seelen zu arbeiten, oder wenigstens, selbst genau Acht darauf zu haben. Vergleichung der Väter mit Königen.

Woferne nicht zuweilen die Vernunft in dem Menschen, oder vielmehr der Misbrauch, welchen er davon macht, den natürlichen Trieb verderbte, so würden wir über diese Materie nichts zu sagen haben: Das Vieh braucht keine Sittenlehre, um ihre Jungen zu lieben, zu nähren und zu erziehen. Das macht, daß sie sich bloß durch den Trieb der Natur leiten lassen, und dieser Trieb richtet sich allezeit nach den Absichten der Natur, thut seine Pflicht, und fehlet nimmer, wenn er nicht durch die falschen Schlüsse einer arglistigen Vernunft verführet wird. Wäre der Mensch, in diesem Stücke, den andern Thieren ähnlich, so würde eine Mutter, so bald ihr Kind das Tageslicht erblicket, es mit ihrer eigenen Milch nähren, für seine Bedürfnisse Sorge tragen, gegen alle widrige Zufälle es bewahren, und keine Augenblicke ihres Lebens besser angewandt zu seyn glauben, als die sie mit Erfüllung dieser wichtigen Pflichten zugebracht. Der Vater würde seiner Seits bemühet seyn, es zu erziehen; er würde seinen Geschmack, seine Gemüthsbeschaffenheit, seine Neigungen ausforschen, um seine natürliche Gaben brauchbar, und es bey-

beyzeiten geschickt zu machen, seinen Mitbürgern in dem Stande zu dienen, wozu es die meiste Fähigkeit blicken läſſet. Er würde selbst dieser jungen Pflanze pflegen, und es als eine strafbare Nachläßigkeit ansehen, sein Kind der Aufsicht eines unwissenden, und vielleicht lasterhaften, Hofmeisters zu überlassen.

Die Macht der Gewonheit aber hat, der Stärke des natürlichen Triebes ungeachtet, diese Ordnung ganz zu verkehren gewußt. Kaum ist das Kind gebohren, so wird es auf ewig von der Mutter genommen; sie ist entweder zu schwach, oder zu zärtlich, oder zu vornehm, um ihr eigenes Kind zu stillen. Die Natur hat nur vergebens den Lauf der Feuchtigkeit, welche es in ihrem Schoosse genähret hatte, nach den Brüsten seiner unbarmherzigen Rabenmutter gelenket, und daselbst zween Milchströhme angeleget, die nunmehro zu seinem fernern Unterhalt bestimmet sind: Die Natur wird nicht gehöret werden; man wird ihr Geschenke verwerfen, und diejenige, welche sie damit versehen, wird selbst mit Gefahr ihres Lebens, die Quelle des wohlthätigen Necktars vertrocknen und verseigen lassen. Das Kind wird einer für Geld gedungenen und geborgten Mutter überliefert, welche ihre Pflege nach der Grösse des Vortheils, den sie dabey zu hoffen hat, abmessen wird.

Der Vater hingegen ist viel zu sehr beschäftiget, um für die Erziehung seines Sohnes selbst sorgen zu können. Seine Arbeit erlaubt es ihm nicht, und diese Vorsorge ist keine Beschäftigung für ihn. Es melden sich so viele, die seine Stelle vertreten wollen,

und

und begnügen sich mit einem so mäßigen Preise, daß er glauben würde, ein schlechter Haushalter zu seyn, wenn er ihre Dienste nicht annähme: Sie werden höchstens von seinen Güthern nicht mehr, als die Einkünfte von einem oder zween Tagen, dafür begehren.

Es haben viele andere vor mir diesen beyden Pflichten das Wort geredet, daß nämlich eine Mutter ihr Kind stillen, und ein Vater an seiner Erziehung arbeiten müsse: Sie haben aber alle sich vergeblich bemühet. Eine Stimme mehr wird darin gewiß keine Aenderung machen; inzwischen habe ich doch meine Stimme gegeben, und habe gegen den Misbrauch, den ich tadle, öffentlich geeifert.

„Ein Kind stillen, saget Clelia, welche schöne „Beschäftigung! Was für ein angenehmer Zeit„vertreib! Des Nachts muß ich meines ruhigen „Schlafes geniessen, und wenigstens muß er durch „nichts, als Vergnügen, gestöhret werden. Des „Tages gebe und nehme ich Besuch an, ich gehe auf „die Promenade, in die Opera, und zuweilen in die „Comödie, um mein neues Kleid zu zeigen; ich „spiele, ich tanze, oder ich rede vom Nächsten übel. „Ich habe keinen Augenblick, den ich nicht ange„nehm anwende. Begreifet ihr nicht, setzet sie hin„zu, daß ich diesem allen entsagen müßte, wenn „ich mich auf das verächtliche Handwerk einer „Amme legen wolte.„

Ich sehe wohl, schöne Clelia, aus der Beschreibung deiner Beschäftigungen, die Ursachen, die dir dagegen einen Widerwillen beybringen; allein, ich

le-

lese noch besser auf deiner schönen weissen Brust, welche du so gefällig bist, mich sehen zu lassen, die Ursachen, die dich dazu nöthigen.

Welche Mutter wird wohl von jemand ein Kind annehmen, von dem sie gewiß weiß, daß es nicht das ihrige ist? Wird aber ein neugebohrnes Kind, das sie von sich verbannet, in der That das ihrige bleiben, wenn, nach Verlauf von einigen Jahren, der unaufhörliche Abgang der Theile seines Wesens, dem ein jeder lebendiger Körper unterworfen ist, durch fremde Milch ersetzet worden, und es dadurch verändert und in einen neuen Menschen verwandelt ist? Dies ist nicht mehr der Sohn der Clelia, sondern der Claudine, die ihn gleichsam zum zweytenmale gebohren, indem sie ihn gesäuget hat. Ich weiß nicht, ob er bey diesem Tausche hat gewinnen können; so viel weiß ich wohl, daß er dabey hat verlieren können. Die Milch, die er gesogen, war nicht für seine Glieder gemacht, und folglich hat sie ihm nicht so zuträglich seyn können, als die Milch seiner Mutter gewesen wäre. Wer weiß, ob nicht seine ursprünglich gesunde und starke Leibesbeschaffenheit darunter gelitten hat? Wer weiß, weil die Seele und der Körper in einer gar zu genauen Verbindung stehen, ob diese Veränderung nicht einigen Einfluß auf sein Gemüthe gehabt hat? und ob er nicht, eben dadurch, einmal frech und niederträchtig, ein Betrüger, ein Uebelthäter und Mörder werden wird? Eine Frucht, die in ihrem natürlichen Erdreiche aufs beste geräth, wird mehrentheils

rentheils ausarten, wenn sie in ein fremdes verpflanzet wird. Eben so ist es mit den Thieren beschaffen: Die Hunde, die in London wegen ihrer Stärke und Treu so geliebt sind, sind, so bald sie übers Meer kommen, an andern Oertern, das dummste Vieh, ohne Munterkeit, ohne Stärke und ohne Nutzen.

Wir wollen gegenwärtig den Auftritt verändern, und einen Blick in das Herz eines Vaters thun, oder vielmehr, ohne solches zu untersuchen, es bloß nach dem Betragen des Vaters beurtheilen.

Trimalcion ist Präsident bey einem grossen Hofe. Sein langsamer und steifer Gang, seine strengen und stolzen Minen, seine unbewegliche Ernsthaftigkeit, und am allermeisten die ausserordentliche Grösse seiner Paruke, und die Menge der Bedienten verkündigen den hohen Stand der Person deutlich genug. Man sollte sagen, daß die Bestallung einer richterlichen Bedienung die übernatürliche Kraft besässe, demjenigen, der damit versehen ist, ein heroisches Ansehen und Aufführung mitzutheilen. Alle Scharfsinnigkeit des Moliere, alle Possen des Scarron sind nicht vermögend, seine Stirne zu entrunzeln. Es erscheinet jedoch der Augenblick, da er die finstere Larve seines obrigkeitlichen Ansehens in etwas abziehet. Man bringt ihm seinen Sohn von der Amme zurücke. „Gnädiger Herr, schreyet eine „Wärterinn schon von weitem, hier bringet man „ihnen ihren Junker wieder.„ Er stehet auf,

thut

thut einige Schritte, und es ist das erstemal, daß er einem Menschen entgegen gehet. Er nimmt ihn auf die Arme, glaubt seine Gesichtszüge in ihm zu erkennen, und erniedriget sich so weit, daß er ihn umarmet. Das Kind giebt ihm seine Küsse und Liebkosungen gedoppelt wieder, und nennet ihn stammlend Vater; ein Name, der den Ohren des Trimalcion schmeichelt. So ungewiß dieser Titel ist, so gerne höret man ihn sich geben. Das Kind, das aufs beste geliebkoset wird, erwiedert es spielend. Es wird dreist, und wagt sich weiter, und die majestätische Paruke, die eine Viertelstunde vorher die ganze Gerichtsstube in Ehrerbietung setzte, wird von dem Junker ohne Gnade gezupft, zerzauset und entpudert.

Trimalcion liebet seinen Sohn; man siehet es wohl, saget ihr, an der Art, wie er ihn aufgenommen. Aus so elenden Zeichen schliesset ihr? Ich werde es besser aus der Sorge zu erkennen wissen, die er tragen wird, um sein Gemüthe zu bessern, seinen Verstand zu zieren, und ihm die Tugend beyzubringen. Allein er hat bey der Ankunft seines Sohnes seine ganze Zärtlichkeit erschöpfet; glaubet nicht, daß sie weiter gehe. Wolltet ihr wohl verlangen, daß ein Präsident, einem Kinde zu Gefallen, sich den Kopf zerbräche, die Grammatik eines Despautere von neuem zu lernen? Seyd deswegen unbesorgt. Der Hofmeister ist schon angenommen. Dieser ist kein Seneca und kein Buerhus; er ist auch nicht nach dem Muster der grossen Lehrmeister gebil-

det, die zu Ende des letzten Jahrhunderts unsere Prinzen angeführet haben; sondern es ist ein Mensch, der sich alles gefallen lässet, der sich mit dreyßig Pistolen jährlichen Gehalts begnüget, und der Sorge tragen wird, seinen Untergebenen nicht zu sehr anzugreifen, sondern seinen eigensinnigen Thorheiten nachzugeben; dieses sind die Bedingungen, unter welchen er angenommen ist. „Alles mit Sanftmuth, mein Herr, saget Trimalcion zu ihm, indem er ihm seinen Sohn anvertrauet, alles mit Gelindigkeit. Ich will nicht, „daß mein Sohn sich todt studire. Ein Bischen „Latein mag er lernen, das gebe ich zu. Aber „kein Griechisch; das Griechische ist schon tödtlich beym Anblick. Ich habe nicht die Absicht, „einen Doctor aus ihm zu machen, sondern er „ist bestimmet, ein Präsident zu werden, wie ich; „und wüßte ich auch gleich, ihn zum Bischof zu „machen, so glaubet mir, mein Herr, daß eure „Bischöfe keine Hexenmeister sind. „

Nach dieser Vorschrift verfährt der Herr Hofmeister, und welch ein Glück für ihn, daß er unter der Aufsicht eines so einfältigen Herrn dienet, und nichts weiter zu thun hat, als den Sohn dem Vater gleich zu machen! So leicht auch diese seine Verrichtung ist, so ist es doch auch in der That alles, was er vermag.

Trimalcion hat viele Anhänger, und ich höre sie schon gegen mich murren. Ein Mann, der in Bedienung stehet, sagen sie, würde viel zu thun haben, wenn er seine Kinder erziehen sollte. Ist das

das aber eine Ursache, um sich dessen zu überheben? Ein reicher Wucherer würde gewiß vieles zu bezahlen haben, wenn er einem jeden wieder erstatten sollte, was er von ihm unrechtmäßig besitzet. Hat er aber deswegen Recht, es zu behalten?

Ich verlange, daß ein Vater selbst Lehrmeister seines Sohnes seyn soll. Daß er sich bey dieser wichtigen Beschäftigung durch geschickte Leute helfen läßet, das gebe ich zu, und seine Arbeit wird dadurch desto besser gerathen. Allein er muß allezeit der erste Lehrmeister und Aufseher bleiben, und die bezahlten Hofmeister müssen unter ihm stehen, und nur seine Gehülfen seyn.

Bubalcus ist Vater, saget ihr. Er ist der dummste Mensch von der Welt, der, als ein lebendiges Geschöpfe, vielleicht etwas zu der Erzeugung seines Gleichen hat beytragen können: Allein er ist unfähig, etwas mehreres zu thun. Er weis nichts, er empfindet nichts. Was für Antheil kann ein Mensch von dieser Art an der Erziehung seines Sohnes nehmen? Ist nicht das beste, was er thun kann, daß er sich gar nicht damit befasset?

Dies gebe ich zu. Ist einer meiner Leser, der eine gleiche Ursache vorschützen kann, der soll davon freygesprochen werden, und ich werde mich nicht dagegen legen; allein er ist deswegen nicht weniger schuldig, sich nach bessern Lehrmeistern umzusehen, die an seine Stelle treten können; er muß sie durch ein billiges Gehalt gewinnen, und

sich sorgfältig bey ihnen nach dem Betragen ihres Untergebenen erkundigen. Treibt er die Unempfindlichkeit so weit, daß er gar keinen Theil daran nimmt, so ist er eine Art von Ungeheuer, dem die Scheuslichkeit seiner Seele nicht zur Entschuldigung dienen kann.

Aristides verdienet mehr Nachsicht; er muß wegen Angelegenheit des Staats abwesend seyn, ohne einen gewissen Sitz und bleibende Stäte zu haben. Ein guter Bürger muß für das Beste des Vaterlandes, alles, was ihm am liebsten ist, seine Güther, seine Gesundheit und seine Ruhe aufopfern: Aristides thut es. Das Vaterland aber verlanget noch mehr, und, um ihn ganz für sich zu besitzen, beraubet es ihn des süssen Vergnügens, seine Kinder mit eigenen Händen zu erziehen, und auch hierinn weiß sich Aristides zu überwinden. Ich kann ihn deswegen nicht tadeln; aber ich beklage ihn. Ich weiß, wie weit seine Zärtlichkeit gehet: Er würde für das gemeine Beste, ohne Verdruß, sein Haus einem Diener, seine Güther einem Verwalter, und sein Leben der Gefahr der Waffen Preis geben; aber es kränket ihn, daß er Vater ist, ohne die Pflichten davon erfüllen zu können.

Wenn ein Vater seine Kinder selbst zu unterweisen geschickt ist, so ist er der beste Lehrmeister, den sie haben können. Aristides ist dazu geschickt, und die Wahl derjenigen, die seine Stelle bey dieser wichtigen Verrichtung vertreten, weiset genug, daß er Kenner ist. Warum müssen bey so vielen Gelegenheiten, zum Nachtheil des gemeinen Bestens, die

Geschick-

Geschicklichkeiten auf einer Seite seyn, und das Vermögen, sie zu brauchen, auf der andern?

Vater und Mutter haben sich gegen ihre Kinder dadurch nicht ausser Schuld gesetzet, daß sie ihnen das Leben gegeben haben. So lange diese ihrer Hülfe und ihres Beystandes bedürfen, sind sie ihnen solche schuldig. Es sind schwache Ableger, die so lange mit dem Hauptstamme verbunden bleiben müssen, bis sie selbst genug Wurzel gefasset. Die Natur aber hat die Pflichten des Vaters und der Mutter unterschieden. Beyde haben nicht einerley Verrichtung. Es scheinet, daß sie der Mutter die Vorsorge für den Leib, und die Erhaltung ihres thierischen Wesens empfohlen habe. Des Vaters Verbindungen sind edler, die Vorsorge für ihr denkendes Wesen ist sein Theil. Sehr öfters aber erfüllen beyde ihre Pflichten überaus schlecht.

Die Mutter hat das Kind in ihrem Schoosse getragen; es stund nicht bey ihr, sich dieser Mühe zu überheben: Zu Ende des neunten Monats wird sie davon entbunden: Dies ist eine andere Unbequemlichkeit, welche mit ihrem Geschlechte verbunden ist. Die Pflicht, ihr Kind nach der Geburt zu stillen, ist gleichfalls unumgänglich nothwendig; allein, sie fand die Möglichkeit, sich dieser zu entziehen, und sie hat es gethan.

Der Vater seiner Seits erfüllet den Willen der Natur nicht besser. Er nimmt die Verrichtung der Mutter über sich, und beschäfftiget sich nur mit dem Cörperlichen seiner Kinder, mit ihrer Gesundheit, ihrer Ruhe, ihrer Unterhaltung und ihren Ergetzlich-

lichkeiten. Dahingegen wird die Besserung der Seele, das so wichtige Werk, welches allen andern vorgezogen werden sollte, von beyden versäumet.

Nach dieser Idee der Erziehung ist Lycidas erzogen worden. Er tanzet wohl, und reitet und ficht ziemlich gut. Im übrigen aber ist er unwissend und stolz; zwo Eigenschaften, die fast unzertrennlich sind. Sein Herz ist niederträchtig und knechtisch; er spricht aber mit Trotz und Hochmuth. Er ist voll von Vorurtheilen, gottlos und abergläubisch, unregelmäßig in seinen Handlungen, unbändig in seinen Begierden, und ohne alle Sittenlehre: Seine Sitten werden durch seinen Geschmack regieret, und fast in allem ist sein Geschmack verderbt.

Wem gleicht er, sagt sein Vater Dorimon, der seit funfzig Jahren nach seiner Minderjährigkeit Zeit genug gehabt hat, die Thorheiten seiner Jugend zu vergessen? Gewiß, nicht mir. Ich bin auch jung gewesen, man muß es wohl gewesen seyn, aber ich bin so wild nicht gewesen. O! die Jugend zu meiner Zeit war viel gesitteter.

Wofern du wahr redest, Dorimon, so kam es daher, daß die Väter ihre Kinder nicht verzogen; sondern sie mehr liebten.

„O nein, antwortete er, wann ich mir wegen des „Lycidas etwas vorzuwerfen habe, ist es nichts an„ders, als daß ich ihn zu sehr geliebet. Diese Liebe, „die zu weit gieng, hat mich gegen seine Fehler und „Ausschweifungen blind gemacht; eben diese Liebe „machte, daß ich nachgab, wenn ich hätte hart „seyn sollen; sie hat mir den Arm gehalten, wenn „er im Begrif war, zu strafen.„ Was

Was für einen seltsamen Begrif machst du dir nicht von der väterlichen Liebe, wenn du überzeuget bist, daß sie dich verhindert hat, den Pflichten eines rechtschaffenen Vaters Genüge zu leisten?

Julia erblickt die Araminte. Ich sehe eine unruhige Freude in ihren Augen; sie läuft ihr entgegen, redet sie begierig an, herzet sie, und unterhält sich mit ihr. Wie kömmt ihr diese Zärtlichkeit an? Sie hasset die Araminte, und hasset alle liebenswürdige Frauen. Höret sie aber nur sprechen: „Wo „haben sie das schöne Zeug hergenommen? Wer „ist der Fabricant, der es gemacht hat? Nennen „sie ihn mir, ich muß ihn sehen, und ihn umarmen; „er hat seines gleichen nicht. Welch ein reicher „Stoff, was für prächtiges Rankenwerk! Wie „regelmäßig ist die Zeichnung, wie wohl ausge„sucht sind die Farben! Welch eine Veränderung „in der Schattirung! Araminte ... ich bin in „ihr Kleid verliebt. Es stehet ihnen, man kann „es nicht beschreiben.„

Du findest die Julia sehr lächerlich, Dorimon, ist es nicht wahr? Allein verlaß sie einen Augenblick, und beurtheile dich selbst. Du liebest deinen Sohn, sagest du; was ist aber dieser Sohn? Er ist ein Geschöpf, das aus Leib und Seele zusammen gesetzet ist; ein Bild, ein Ausflus, ein Strahl der Gottheit, welches mit einem irdischen Schleyer umgeben ist, um es dir sichtbar und fühlbar zu machen. Was liebst du nun am Lycidas von diesen beyden unterschiedenen Wesen? Ist es seine Seele, das geistige Wesen, dessen Ursprung so edel ist? Wenn du diese

 liebst,

liebst, so sage mir, ob du noch einige alte Spuren ihres alten Adels in ihr findest? Ist sie nicht schändlich aus der Art geschlagen? Wo ist ihre Neigung zur Tugend, und ihre Liebe zur Wahrheit? Wenn sie noch den völligen Glanz ihrer ursprünglichen Hoheit hat, so muß man es an diesen Zeichen erkennen. Allein, sie sind gänzlich verschwunden; sie ist so unkenntlich geworden, daß man ihr Daseyn nur bloß aus dem Thon, worinn sie versteckt ist, muthmassen kann: Man erkennet daran besondere Theile, Lineamenten und vollständige Gliedmassen, wie an andern Cörpern, worinn eine Seele wohnet; und bessere Beweisthümer hat man nicht.

Vielleicht aber liebst du sie noch, so ungestalt sie auch ist? Ich würde es glauben, wenn du ihrer besser gewartet, und dir Mühe gegeben hättest, ihr ihre Reinigkeit, ihre Unschuld und ihre Tugend wieder zu schaffen. Allein du bist weit entfernet gewesen, daran zu gedenken; und bist vielmehr selbst Schuld daran, daß sie solche verlohren hat. Du warest besorget, daß sein Cörper mager, schwindsüchtig und schwach werden möchte, wenn du seinen Thorheiten Einhalt gethan, seinen Zorn unterdrücket, seine Begierden gemäßiget, und seine ganze Aufführung gebessert hättest. Würdest du wohl Bedenken tragen, einen Verwundeten zu verbinden, aus Furcht, daß seine Kleider dadurch möchten verdorben werden? Und du fürchtest dich, daß der Leib leiden möge, wenn es darauf ankömmt, vor allen Dingen für die Seele zu sorgen! Der Leib ist auf gewisse Weise nichts anders, als die Kleidung der Seele.

Was

Was liebst du denn sonst an deinem Sohne? Du liebst das, was er selbst nicht ist. Die geformte Materie, die ihn bekleidet, ist nichts anders, als eine Maschine, die ausdrücklich zu seinem Dienste gebauet ist, ohne welche er bestehen kann, und die ohne ihn nichts als ein bisgen Staub ist. Dies aber ist nicht dein Sohn, sondern es ist nur die äusserliche Schale, die ihn bedecket.

Laßt uns nun wieder zu Julia kehren. Ist sie noch so lächerlich, weil sie sich in das Kleid der Araminte verliebt? Zum wenigsten, wo eine solche Liebe seltsam ist, so ist die deinige gewiß nicht viel klüger.

Man vergleicht die Könige mit Hausvätern, und zwar mit gutem Rechte. Diese Vergleichung ist auf die Natur und den Ursprung der königlichen Würde gegründet.

Der erste, welcher König ward, das war ein glücklicher Soldate,

saget ein Dichter * unserer Zeiten. Man muß aber bemerken, daß es ein Tyranne, ein unrechtmäßiger Besitzer, ein Mörder seines Königes war, dem er diesen Satz in den Mund leget, welcher unwürdig ist, von einem rechtschaffenen Fürsten ausgesprochen zu werden. Ein anderer, als Poliphontes, würde gesagt haben:

Der erste, welcher König ward, regierte über seine Kinder.

Ein Vater war von Natur das Haupt seiner Familie: Eine Familie, die sich vermehrte, wurde ein Volk,

* Herr von Voltaire, in seiner Tragödie: Merope.

Volk, und aus dem Hausvater wurde ein König. Der älteste Sohn hielt sich berechtiget, seine Macht und Ansehen von ihm zu erben, und auf diese Weise blieb der Scepter bey selbigen Hause, bis ein glücklicher Soldate, oder ein rebellischer Unterthan, der Stamm eines neuen Geschlechts ward.

Wie ein König mit einem Vater, so kann auch wiederum ein Vater mit einem Könige verglichen werden; und man kann folglich die Pflichten eines Monarchen nach den Pflichten eines Vaters, wie die Verbindungen des Haupts einer Familie, nach den Pflichten des Haupts eines Volkes, bestimmen.

Lieben, regieren, belohnen und bestrafen, das ist, glaube ich, alles, was einem Vater und einem Könige zu thun zukömmt.

Ein Vater, der seine Kinder nicht liebet, ist ein Ungeheuer; ein König, der nicht seine Unterthanen liebet, ist ein Tyrann. Der Vater und der König sind beyde lebendige Bilder von Gott, dessen Regierung auf Liebe gegründet ist. Die Natur hat die Väter, zum Besten der Kinder, gemacht, und die Policey bestellete Könige zum Heil der Völker. Wie der Mensch in seiner Kindheit sein wahres Beste nicht kennet, und für seine Gesundheit und seine Wohlfahrt zu sorgen nicht vermögend ist; eben so wird auch ein blindes, verwegenes und unruhiges Volk, wenn es ohne Haupt ist, nichts als thörichte und seltsame Anschläge hervorbringen, nur verwirrte Absichten haben, nicht wissen, was es wollen solle, und was es zu lieben oder zu fürchten habe; und von allen Entschlüssen, die es fasset, wird sich sel-

ten einer finden, der nicht zu seinem Verderben gereichet. Es wird also für eine Familie sowol als für einen Staat unumgänglich ein Haupt erfordert, so wie in der Mitte eines Gewölbes ein Hauptstein unentbehrlich ist, der vor den andern hervorraget, den Bogen schliesset, und das Werk desto fester machet. Wofern aber dieses Haupt unempfindlich für seine Glieder ist, welches aus zu vieler Liebe für sich selbst entstehet, so wird es in allem nur für sich sorgen; ihr Bestes wird allezeit dem seinigen aufgeopfert werden; durch ihren Schweiß und Arbeit wird sein Reichthum vermehret werden; um seine unumschränkte Gewalt zu behaupten, wird es sie in beständiger Knechtschaft halten; und sie werden in seinen Augen nichts als Werkzeuge seyn, welche nur dienen müssen, sein Glück zu befördern.

Woferne aber Wohlwollen und Liebe den Willen des Haupts lenken, und seine Verordnungen einrichten, so entstehet zwischen ihm und den Gliedern ein Umlauf der Nahrungssäfte, der allen gleiche Gesundheit, Kraft und Stärke mittheilet; alles hilft sodann mit Nachdruck und Eifer das gemeine Beste des ganzen Leibes zu befördern. Das Haupt selbst findet dabey seinen wesentlichen Vortheil. Wer seiner Familie oder seinen Unterthanen mit Gütigkeit begegnet, der sorget für sein eigenes Beste. Ist gleich der Kopf der Hauptsitz des Lebens und der Empfindung, so befindet er sich dennoch allemal übel auf einem Rumpfe, der mager und entfleischet ist.

Eben

Eben so verhält es sich mit der Regierung eines Staates oder einer Familie. Der Herr, der dem einen oder der andern vorstehet, hat zweyerley Pflichten zu beobachten. Die eine ist, daß er darinn Sitten, Tugend und Gottseligkeit befördere; die andere, daß er alle Verwirrung, Unglücksfälle, Noth und Dürftigkeit davon entferne. Die Liebe zur Ordnung muß ihn leiten, und nicht die rasende Begierde zu herrschen, die sich ein Vergnügen machen, auch den willigsten Gehorsam zu übertreiben, Kinder und Unterthanen haben den Verstand zu sehr eingeschränket, um sich selbst regieren zu können; sie haben aber Einsicht genug, um die Fehler derjenigen zu entdecken, welche sie übel regieren.

In der Macht zu belohnen und zu bestrafen steckt vornehmlich die Hauptkraft einer Regierung. Gott selbst befiehlet nichts, ohne durch Drohungen zu schrecken, und durch Versprechungen zu locken. Ein jedweder Gesetzgeber muß ein gleiches thun: Er würde aber hart und ungerecht seyn, wenn er nur den Widerspenstigen drohete, ohne zu gleicher Zeit die gehorsamen Unterthanen durch reizende Versprechungen zu gewinnen und zu ermuntern. Die Römischen Gesetze, welche, gleich den Gesetzen aller Völker, auf jeden Todtschlag, der aus eigener Macht geschahe, die schwersten Strafen geleget hatten, bestimmten demjenigen die bürgerliche Krone zur Belohnung, welcher einem oder mehreren seiner Mitbürger das Leben gerettet hatte.

Die beiden vornehmsten Triebfedern des menschlichen Herzens sind die Hoffnung und die Furcht. Ihr

Väter

Väter und ihre Könige, ihr habet alles in euren Händen, was ihr brauchet, diese beyden Leidenschaften rege zu machen! Bedenket aber, daß die wahre Gerechtigkeit eben so sorgfältig seyn muß, zu belohnen, als aufmerksam, zu strafen. Gott hat euch gemacht, um auf der Welt seine Stelle zu vertreten: Dies aber sollt ihr nicht bloß durch Donnern thun, sondern ihr müsset auch zur rechten Zeit einen milden Regen und Thau sich ergiessen lassen.

Der vierte Artikel.

Von der kindlichen Liebe.

Eigenschaften der kindlichen Liebe. Väter, die sich selbst die Kaltsinnigkeit ihrer Kinder zu danken haben. Pflichten der Kinder gegen ihre Väter. Falsche Zärtlichkeit einiger Väter. Vergleichung der Kinder mit Unterthanen.

Väter und Mütter, deren Neigungen so beschaffen sind, wie sie die Natur verlanget, sind gütige und wohlthätige Herren ihrer Kinder, denen folglich ihre Kinder Gehorsam schuldig sind, der auf eine ehrerbietige Liebe gegründet ist. Ihre Unterthänigkeit ist nicht die Unterthänigkeit eines Sclaven gegen einen harten Herrn: Sie ist eben so nothwendig, aber sie muß freywillig seyn, und aus dem Herzen kommen. Ein wohlgerathner Sohn ist seinem Vater gehorsam, weil er ihn liebet, und weil er von ihm geliebet wird.

In den ersten Zeiten der Welt, wie man noch keine Väter kannte, die ihrer Gewalt mißbrauchten, und wie man noch nicht einmal muthmassete, daß es jemals dergleichen geben würde, da war

ihre Gewalt unumschränkt. Ein Vater genos in seiner Familie alle Rechte eines souverainen Herrn. Was hatte man dabey zu bedenken, daß man die Kinder der freyen Willkühr solcher Richter überlies, deren Strenge durch Zärtlichkeit gemäßiget wurde? Es werden aber auch zuweilen Ungeheuer gebohren; man sahe bald Väter ohne Liebe, und, aus einer natürlichen Folge, sahe man auch grausame Väter; ja sogar solche, die ihre barbarische Hände mit dem Blute ihrer eigenen Kinder besudelten. Man schränkte also ihre Gewalt ein; und es wurde ihnen nur erlaubt, Kläger ihrer Kinder, aber nicht ihre Richter und Büttel zu seyn. Die Natur untersagte ihnen zwar auch alle Härte, alles hitzige Auffahren, alle Gewaltthätigkeit; allein die Policey gieng so weit nicht: Sie befasset sich nicht damit, das Innere der Leidenschaften zu bessern und einzurichten.

So lange man in diesem Stücke vom Zwange der Gesetze frey war, so wurden die bösen Väter Tyrannen ihrer Kinder, regierten sie mit eisernen Sceptern, und machten ihnen das Leben, welches sie ihnen gegeben hatten, dergestalt unerträglich, daß die Kinder dadurch lerneten, ihre Väter zu hassen. Ihre Art ist auch noch nicht ausgestorben, unsere Zeiten sind noch voll davon. Den Kindern solcher Väter kann ich die Liebe nicht anpreisen. Ich halte mich, so viel sie betrifft, an den blossen Ausdruck des Gesetzes, das **Moses** ehemals den Nachkommen Jacobs gab: **Du sollt deinen Vater und Mutter ehren,** saget dieses Gesetze,

und

und nicht: Du sollt sie lieben. Er redete mit harten Menschen, die selbst keiner zärtlichen Empfindungen fähig, und eben so wenig vermögend waren, sie bey andern zu erregen. Er unterstand sich nicht einmal, in seinen bekannten Gesetztafeln ihnen die Liebe gegen Gott anzubefehlen. Und wie hätte er es thun sollen? Er hatte ihn so erschrecklich, so grausam und so eifrig beschrieben, daß ein Volk, welches seiner Lehre folgte, ihn nicht anders als fürchten konnte, und ihn nur so verehren mußte, wie zu Rom das Fieber als eine schädliche Gottheit verehret wurde, die man ohne Gefahr nicht erzürnen durfte.

Sostratus heirathete die Sophronia. Sie war schön, jung und reich: das letztere aber war, was dem Sostratus das Herze rührete. Eine Frau könnte allen Reiz und alle Vollkommenheiten, welche die Natur unter diesem ganzen bezaubernden Geschlechte ausgetheilet hat, zusammen besitzen, ohne daß er dadurch mehr würde gerühret werden. Er glaubet von viel reinerer Erde geschaffen zu seyn, und sein Hochmuth macht ihn gegen alle Liebe ganz unempfindlich. Die Kinder, welche er mit der Sophronica zeugte, und Früchte einer sehr kaltsinnigen Gemeinschaft waren, erregten in ihm nicht die geringste Bewegung von Zärtlichkeit. Sie schmeichelten nur seiner Begierde zu herrschen. Er sah sie als Unterthanen an, über die er als Herr regieren konnte, und den Augenblick, da er Vater wurde, sah er sein Regiment anfangen; sein verhaßtes und tyrannisches Regiment, dessen ganze

Strenge die armen Kinder ertragen mußten, ohne dem geringsten Nutzen davon zu haben. Mit was für Unbarmherzigkeit vermehrte nicht der Wüterich von Tage zu Tage die Last ihres Joches! Was für Eigensinn, Widerspenstigkeit und ungerechte Befehle mußten sie nicht ausstehen, ohne sich beklagen zu dürfen? Alle Vorstellungen brachten ihn in Zorn; und so billig sie auch immer seyn konnten, so wurden sie doch als ein strafbarer Aufruhr beurtheilet, ehe er sie einmal gehöret hatte. Mit dieser unmenschlichen Härte aber begnügte sich der eingebildete Monarche nicht, sondern durch tausend eitele Anschläge, durch seinen Staat, durch seine Lustbarkeiten, und insonderheit durch seine Nachläßigkeit im Hausstande, ward sein mittelmäßiges Vermögen in kurzer Zeit erschöpfet: Seine liegende Güther waren verpfändet. Alle Juwelen der Sophronia, ihr eingebrachtes und angeerbtes Guth, alles hatte Sostratus verschlungen. Seine grosse Seele aber, die durch die erniedrigende Armuth nicht gedemüthiget werden konnte, war deswegen nicht weniger stolz; Sie wurde vielmehr nur desto wilder, wenn Verdruß und Bosheit seine natürliche Frechheit aufbrachte. Seine Kinder waren nicht versorgt, und fanden sich ohne Geschicklichkeit, ohne Mittel und ohne Freunde. Denn wer hätte wohl Freund vom Sostratus seyn wollen? Sie suchten vergebens durch muthige Bemühung sich für dem Greuel der Dürftigkeit zu retten. Nichts aber konnte ihnen zuträglich seyn, das nicht Sostratus zu hintertreiben sorgfältig bemühet war. Eifer-

süchtig

süchtig auf sein eigenes Geschlechte, hätte es nicht anders als mit Aergerniß und Wuth sehen können, daß es einem unter ihnen besser gegangen wäre, als ihm selbst.

Beklagenswürdige Sprossen eines so unmenschlichen Vaters, was könnet ihr für Empfindungen für ihn in eurer Seele haben? Ich habe es euch schon gesagt: Der Gesetzgeber vom Berge Sinai hat es euch in seinem Gesetzbuche deutlich vorgeschrieben: **Du sollt deinen Vater ehren.** Es ist in der Welt kein Fall, der Kinder davon freysprechen könnte. Seyd ihm gehorsam, weil er euer Herr ist, und dieses selbst mit Nachtheil eures Glückes, aber nimmer eurer Ehre: leistet ihm alle Dienste, wozu ihr euch vermögend findet; denn dieses seyd ihr auch euren heftigsten Feinden schuldig, und euer Vater hat wenigstens vor allen, die euch hassen, den Vorzug voraus, daß er euch der näheste ist. Seine Härte würde die eurige nicht entschuldigen. Was die kindliche Liebe betrifft, so begreife ich wohl, daß sie schwach in euren Herzen ist, und ich getraue mich nicht, euch solches zu verweisen. Es giebt aber eine Art von Liebe, die ihr allen Menschen schuldig seyd. Weil nun euer Vater ein Mensch ist, so hat er eben so gut Recht, als andere, sie zu fordern, und wenn im übrigen alles gleich ist, so gehöret ihm noch der Vorzug.

Die kindliche Liebe hingegen, die eine viel zärtere und herzlichere Neigung ist, ist nicht eine so unumgängliche Pflicht, daß sie nicht ihre Ausnahme litte. Einen Vater, von dem man nichts als Proben seines Hasses empfängt, kann man nicht weiter lieben,

als in so weit man seine Feinde selbst zu lieben verbunden ist; nur mit dem Unterscheide, daß man ihm allemal als einem ehrwürdigen Feinde begegnen muß.

Wenn Kinder nicht eine brennende Neigung für ihre Eltern weisen, wenn sie nicht ihrem Verlangen zuvor kommen, wenn sie nicht ihre Meynung annehmen, so ist das noch keine Ursache, um sie, ohne Untersuchung, schuldig zu sprechen. Bevor ihr sie verurtheilet, habt ihr erst zu untersuchen, wie sie sich sonst betragen. Findet ihr sie auf dem Wege der Ehre und der Tugend, so hat ihre Kaltsinnigkeit gewiß eine gerechte Ursache. Es ist zu vermuthen, wenn sie nicht die angenehmen Regungen einer eifrigen Liebe gegen ihren Vater empfinden, daß seine Laster, seine Härte und seine Niederträchtigkeiten solche in ihrem Herzen ohne Zweifel ersticket haben. Dabey habet auch auf des Vaters Seiten Acht. Sind solche unrichtig und strafbar, so sind die Kinder sogleich entschuldiget.

Woferne aber jemand bey einem untadelhaften Leben ein väterliches Herze hat, seinen Kindern reichliche Merkmale seiner Liebe vergebens giebet, und die Undankbaren ihm gar keine Gegenliebe bezeugen, so ist ihr Verbrechen schon erwiesen. Daß er seine Fehler, in seiner Art zu denken, an seinem Verstande und in seiner Gemüthsbeschaffenheit hat, das entschuldiget die Undankbarkeit nicht. Fallet ihm zu Füssen, ihr unempfindliche und unerkenntliche Herzen; umfasset seine Knie! Er ist tugendhaft und liebet euch: Wenn ihr dagegen ihm eure Liebe versaget,

saget, könnet ihr ihn ungerecht nennen, wenn er die seinige in Haß verwandelt?

Allein in denen verderbten Familien, wo alles der scheuslichen Fahne der Laster folget, wo der Vater böse Exempel giebet, und die Kinder ihr Muster noch übertreffen; da darf man sich nicht wundern, daß Stamm und Zweige in ihren Absichten unterschieden sind, und ein jedweder für sich nach seinem besondern Ziel strebet. Die Eintracht, Liebe und Harmonie sind Geschenke, welche nur die tugendhaften Gesellschaften vorbehalten sind.

Die Tugend ist einzig, ungekünstelt und unveränderlich, so wie die Wahrheit, und dieses macht, daß sie unter denen, die ihr anhangen, eine unumstößliche Eintracht bevestiget: Dahingegen kan unter Lasterhaften die Einigkeit nicht länger bestehen, als so lange ihre Absichten überein kommen. Wie ist es aber möglich, daß dieses lange dauren könne, da sie nichts begehren als was ihnen schmeichelt, kleinen Vorwurf haben, der ihre Begierden standhaft macht, ohne Compaß schiffen, und eifersüchtig, begierig und unersättlich sind?

Die Tugend, wenn man nur selbst will, erbet sich viel leichter vom Vater auf Sohn, als die Glücksgüther. Diese sind tausend Veränderungen unterworfen, die alle menschliche Klugheit weder vorhersehen noch abwenden kan. Die Eindrücke der Ehre, der Tugend, der Weisheit hingegen, die man in den Herzen der Kinder in ihren zarten Jahren gemacht, schlagen tiefe Wurzeln darinn, und werden stark und fruchtbar: Ihre Wirkungen sind beständ-

dig und dauerhaft; und wenn es ja Augenblicke giebet, darinn man sich vergisset, und jene verfinstert und benebelt sind, so dringen sie doch gar bald wieder durch die Wolken, und erwecken sich selbst wieder. Wären die Väter bemühet, ihre Kinder durch eine so unschätzbare Erbschaft reich zu machen, so würde die kindliche Liebe viel gemeiner seyn. Ein tugendhafter Sohn würde nimmer ermangeln, einen tugendhaften Vater zu lieben, und wird er selbst einmal Vater, so würde derselbige Reiz auf seine Kinder wirken, und ihm für ihre Zärtlichkeit gut seyn. Die kindliche Liebe und die Liebe zur Tugend würden sich einander beystehen; das Kind würde, um dem Vater zu gefallen, der Tugend anhangen, und aus Liebe zur Tugend, den Vater zärtlich lieben.

Periander ist verwundert, daß von seinen dreyen Söhnen ihn kein einziger liebet, noch sich einmal stellet, ihn zu lieben. "Ich habe gleichwohl nichts
" für sie versäumet, spricht er. Ich habe seit zwan-
" zig Jahren geschwitzet, gewachet, meine Gesund-
" heit aufgeopfert, und meine Tage verkürzet, bloß
" um ihnen gute Tage zu machen. Ich habe ge-
" säet, und sie werden erndten; ich habe gearbeitet,
" und sie werden die Frucht davon geniessen; ich
" hatte nichts, und sie werden reich seyn. Für wen
" spahren denn die Undankbaren ihre Liebe? Was
" hätte ich mehr thun können? Habe ich etwas ver-
" säumet, das ihr Glück hätte befördern können?"

Du hast nichts weiter versäumet, als ihnen Lebensart und Tugend beyzubringen. Wenn sie allzu karg werden, wenn sie ihre Spahrsamkeit bis zum

Geiz treiben, so verwundere dich, denn du hast ihnen Mittel genug gelassen. Wundre dich aber nicht, daß du in ihren Herzen keine einzige Neigung zur Tugend findest, denn du hast ihnen keine beygebracht; sondern sie noch dazu mit Reichthum und Ueberfluß überhäuft, aus Furcht, daß sie nur halb lasterhaft hätten werden mögen. Verblendeter Vater! weist du nicht, daß es einerley ist, niederträchtigen und verderbten Herzen Reichthümer anzuvertrauen, oder einem Rasenden einen blossen Degen in die Hände zu geben! Was für ein Damm ist jetzo dem Strom ihrer ungestümen Leydenschaften entgegen zu setzen? Die Ehre ist ihnen eine unbekannte Empfindung, und also konnte nichts sie von den schändlichsten Ausschweifungen zurücke halten, als das Unvermögen, sie zu vollbringen. Allein, deine väterliche Liebe hat dafür gesorget; du hast diese Hinderniß wegzuräumen gewust, indem du sie reich gemacht hast; herrliche Früchte der Arbeit und deines Schweisses, womit du dich so sehr rühmest! Es würde dir weit weniger gekostet haben, wenn du dafür ihnen Tugend beygebracht hättest, und das hättest du vermuthlich gethan, wenn sie dir bekannt gewesen wäre. Das Gold aber schien dir das einzige Mittel, glücklich zu seyn, und das hast du ihnen verschafft. Sie schätzen es eben so hoch, als du, und wenn sie dich nicht lieben werden, so werden sie zum wenigsten dir nachahmen.

Das Alter macht in den Pflichten eines Sohnes gegen den Vater eine Veränderung. In der Kindheit ist er ihm eine unumschränkte Unterthänigkeit

schuldig; er ist unvermögend, zu untersuchen, und muß also auch gar nicht untersuchen. In den folgenden Jahren fänget er an, die Vorwürfe zu unterscheiden, und seine Vernunft entwickelt sich allgemählig. Alsdenn müssen ihm ehrerbietige Vorstellungen nicht untersaget seyn: Fruchten diese nichts, so bleibt ihm nichts übrig, als der Gehorsam. Kommt er endlich selbst zu männlichen Jahren, so höret er deswegen nicht auf, Sohn zu seyn: Allein er ist selbst ein zulänglicher Richter seiner Handlungen. Er bleibt seinem Vater allemal Ehrerbietung schuldig, aber keine blinde Unterwerfung. Unsere Gesetze haben dieses selbst veranstaltet; sobald ein Sohn zu dem Alter gelanget, das man mündig nennet, so kommt er unter eine neue Herrschaft. Sein Vaterland bekümmert sich alsdenn selbst um seine Sitten und um seine Aufführung; er vermehret die Zahl seiner Mitbürger, und in einem monarchischen Staate wird der König sein Vater.

Unter diesem unumschränkten Vater aber weiß man von obigen dreyen Altern nichts. Alle Kinder, über die er regieret, sind und bleiben unter seiner beständigen Vormundschaft. Man theilet sie nur in zwo Classen ein, nemlich in das Volk und in die Obrigkeiten. Die, so zur ersten Classe gehören, bleiben allezeit Kinder, die nur zum Gehorchen gemacht sind, und man höret ihre Meynung nicht: Unterstünden sie sich, solche zu sagen, so würde es ihnen zum Verbrechen gerechnet werden. Die Obrigkeiten, worunter ich diejenigen verstehe, denen der Fürst einigen Theil an der Regierung einräumet, sehe ich als

Jüng-

Jünglinge an, die er bisweilen zu Rathe zu ziehen geruhet. Ihre Stimmen werden gesammlet, aber der König richtet sich nur so weit darnach, als es ihm gefällt; er nur giebt Gesetze, und so bald solche bekannt gemacht sind, so muß alles schweigen und gehorsamen.

Zuweilen liebet man seinen Vater aus bloß natürlichem Triebe, oder aus Pflicht, woferne es möglich ist, daß die Pflicht jemals Liebe erzeugen kann. Ein König aber, den seine Unterthanen lieben, wird mit grösserem Recht durch ihre Zuneigung geschmeichelt; denn sie lieben ihn nicht anders, als durch Einsicht und Wahl. Diese Liebe ist vielmehr Freundschaft, als kindliche Liebe, oder, besser zu reden, eine Mischung bey beyden. Sie gleicht der letztern darinn, daß sie ehrerbietig ist, und der Freundschaft, weil sie frey, überlegt, und uneigennützig ist, welche Eigenschaften Kennzeichen der Freundschaft sind, wie man aus dem folgendem Capitel ersehen wird.

Das zweete Capitel.

Von der Freundschaft

Die Freundschaft muß auf Tugend gegründet seyn: Man muß sie von den andern Verbindungen, die aus Uebereinstimmung der Neigung zur Lust, oder aus Blutsverwandtschaft, oder aus Erkenntlichkeit entstehen, unterscheiden. Beschreibung der Freundschaft. Was für Freunde man zu wählen habe. Wirkungen des Vertrauens und Wohlwollens, als solcher Empfindungen, die von der Freundschaft abhangen. Nachsicht,

die man seinen Freunden schuldig ist. Trennung der Freundschaft. Nützlichkeit angenehmer Dienstleistungen zur Erhaltung der Freundschaft.

Ich habe im vorigen Capitel behauptet, daß es keine dauerhafte und wahre Liebe gebe, wenn nicht die Tugend davon der Grund ist. Eben dieses können wir von der Freundschaft sagen. Es ist nicht allein die Gleichheit der Gemüther und der Sitten, welche sie befestiget, sondern auch ihre Redlichkeit und Lauterkeit.

Man muß die Freunde wohl von den Mitgliedern lustiger Gesellschaften unterscheiden: Die Uebereinstimmung der Neigung zu Ergetzlichkeiten, und überhaupt zu allem, was nicht selbst Tugend ist, macht gute Zechbrüder, aber keine Freunde. Eben derjenige Schmausgefährte, bey dem ihr so viel Aufrichtigkeit findet, so lange er das Glas in der Hand hat, wird, wenn ihr ihm ein Geheimniß anvertrauet, die Gelegenheit nicht versäumen, sich auf eure Rechnung lustig zu machen, und ihr werdet durch seine Bemühung gar bald verspottet, geschimpft und geschändet seyn; waget ihr eure Angelegenheit in seine Hände, so wird er sie gewiß seinem eigenen Vortheile aufopfern. Ihr werdet euch nachher beklagen, daß euch euer Freund verrathen habe, und es war nur ein Mensch, der mit euch öfters aß und tranck, mit euch spielte, und sich mit euch die Zeit vertrieb.

Verwechselt auch Blutsverwandte nicht mit Freunden. Jene sind euch durch ein nothwendiges Band verbunden, woran das Herz keinen

Theil

Theil nimmt; diese aber sind es durch ein freywilliges Band, das die Sympathie erzeuget hat. Eine freye und überlegte Wahl verschafft uns Freunde, das Geschick aber und die Natur giebt uns Verwandte.

Die Erkenntlichkeit selbst ist noch nicht Freundschaft. Man liebt an einem Wohlthäter seine Wohlthätigkeit; man findet Vergnügen, ihm zu bezeugen, daß man dagegen empfindlich ist, und man wünschet herzlich, ihm solches durch thätliche Dienste erweisen zu können. Dabey aber kann es sich gar wohl zutragen, daß man an seiner Art zu denken, an seiner Gemüthsbeschaffenheit und an seinem ganzen Betragen keinen Geschmack findet.

Die Freundschaft ist eine Quelle guter und gefälliger Dienstleistungen; sie erzeuget solche ohne Mühe, und macht sich selbst ein Vergnügen daraus, sie reichlich auszutheilen. Die blossen Dienstleistungen aber erzeugen noch die Freundschaft nicht, sondern sie veranlassen sie nur bisweilen. Sie wissen einen zu gewinnen; man wünschet die Person lieben zu können, von der sie kommen, und bald darauf liebt man sie in der That, wenn man ihre Gemüthsart untersuchet, und darinn nichts gefunden, das der unsrigen widerstehet. Man würde sie aber eben so gut geliebet haben, wenn auch eine ganz andere Ursache, als eine Wohlthat, Gelegenheit gegeben hätte, ihren Wehrt kennen zu lernen.

Die Erkenntlichkeit ist eine Pflicht: Die alten Perser hatten so gar darüber ein förmliches Gesetze

setze gegeben, und Strafe auf die Undankbarkeit gesetzet. Dahingegen ist es eine wesentliche Eigenschaft der Freundschaft, daß sie ungezwungen sey.

Die Freundschaft ist eine uneigennützige Gewogenheit, welche allein anf die Hochachtung gegründet ist. Diejenige Neigung, der sie am nächsten kömmt, ist die Liebe; sie ist so gar davon nicht unterschieden, wenn man die Begierde zum Genuß davon absondert, und das Geschlecht der geliebten Person dabey gar nicht in Betracht kommt. Woferne die Platonische Liebe ein blosses Hirngespinste ist, welche Frage ich nicht aufzulösen gesonnen bin, so ist sie nichts anders, als Freundschaft, bey welcher der Unterscheid des Geschlechts der beyden Freunde keine Veränderung machet, und weder dazu noch davon thut.

Wie der Mensch zween Theile hat, die Seele und den Leib; so hat auch die Freundschaft zween Theile, die jenen zu vergleichen sind: Die innerlichen Empfindungen und die äusserlichen Bezeugungen, welche jenen zu Beweisthümern dienen.

Was die Stärke der Empfindungen betrifft, so habe ich darüber gar keine Lehre zu geben. Es wäre eben so thöricht, die Menschen lieben zu lehren, als wenn man sie unterweisen wollte, wie sie Athem schöpfen müssen. Eines und das andere ist ihnen gleich natürlich, und die Stärke ihrer Freundschaft wird sich nach dem Grad ihrer Empfindlichkeit richten. Worüber man ihnen aber ganz wohl Unterricht geben kann, und was die

mei-

meisten nicht wissen, ist dieses, daß man seinen Freunden einen schlechten Dienst erzeiget, wenn man ihnen zu Gefallen seine Ehre und Gewissen verletzet. Man kann sich nicht zu viel lieben, und man wird niemals durch die Uebermasse in der Freundschaft fehlen, aber wohl durch eine unzeitige Gewogenheit.

Hat der dienstfertige Herr, der, wie man saget, die Gnade, worinn er stehet, und seinen Credit so wohl anwendet, dem Calais einen wahren Freundschaftsdienst gethan, indem er ihn zu der ansehnlichen Bedienung befördert, die er durch seine Ungeschicklichkeit seit kurtzen wieder verlohren hat? Indem er ihm, selbst zum Nachtheil seines Herrn und seines Vaterlandes, dienen wollen, hat er nichts anders ausgerichtet, als daß er ihm eine schimpfliche Ungnade zugezogen.

Wenn Aridäus sich einmal besinnen, und von seiner wilden und schändlichen Lebensart ablassen wird, wozu ihn der Lysias verleitet, wird er Ursache haben, ihm für seine verderbliche Anschläge, und für seine niederträchtige Gefälligkeiten, Dank zu wissen? Wer einem andern zu unerlaubten Dingen verhilft, der ist mehr Verführer als Freund.

Bey der Freundschaft ist die erste Regel, daß man nicht lieben müsse, ohne zu kennen; und die andere, die nicht weniger wichtig ist, ist diese: Daß man seine Freunde nicht anders als aus der Classe braver und rechtschaffener Leute aussuchen müsse.

Die

Die stärksten Pflanzen sind nicht allemal die, so am geschwindesten wachsen. Und so ist auch mehrentheils die Freundschaft nicht fest und dauerhaft, als wenn sie langsam zur Freundschaft geworden. Wer gleich liebet, und schnell Freundschaft machet, der ist beständigen Trennungen unterworfen.

Diejenigen, die bey verstellten Freundschaften gemeiniglich der leidende Theil sind, sind die, welche es am wenigsten verdieneten. Man ist selten mißtrauisch, wenn man ein redliches Herze hat, und es ist noch seltener, daß einer nicht sollte betrogen werden, der nicht mißtrauisch ist. Es giebt Leute, die von so großmüthiger und gefälliger Art sind, daß sich niemand findet, der nicht bey ihrer Freundschaft gewinnet: Aber eben diese sind bey den Freundschaften, die sie machen, mehrerer Gefahr unterworfen, als andere. Man findet so vielen Vortheil dabey, sich ihre Gewogenheit zu erwerben, daß sie ihrer Seits nimmer versichert seyn können, daß ihre Freundschaft nicht aus Eigennutz gesuchet werde. Eigennützige Freunde aber sind nimmer wahre Freunde.

Für diese redliche und wohlgemachte Herzen schreibe ich meine Lehren der Freundschaft. Denn was gehet es mich an, daß Betrieger betrogen werden? Ihnen rathe ich zu prüfen, bevor sie lieben. Als Liebhaber der Tugend müssen sie sich keine andere als tugendhafte Freunde wählen; und dies muß hauptsächlich der Vorwurf der Prüfung seyn.

Beym

Beym ersten Anblick, oder durch den ersten Umgang kann man so gleich erkennen, ob ein Mensch lebhaft oder langsam, munter oder ernsthaft, grob oder höflich, ein Schwätzer oder von wenig Worten, scharfsinnig oder dumm ist. Dieses alles lieset man fast in seinen Augen, in seinen Bewegungen, in seinen Gebehrden, in seinen Reden: Man erkennet aber daraus nicht, ob er Tugend oder Redlichkeit besitzet. Es gehöret mehr Zeit dazu, sich dieses letzteren Punctes zu vergewissern; und, bevor man nicht so sicher davon ist, als es möglich ist zu seyn, muß man durch zweydeutige Wahrscheinlichkeit sich nicht verleiten lassen, den unschätzbaren Freundesnamen zu verschwenden. Ist man aber endlich versichert, daß er ihn verdienet; so hat man alsdenn nicht länger zurücke zu halten. Man muß mit ihm Gemeinschaft der Neigungen, des Geschmacks, der Ergetzlichkeiten, und seiner Angelegenheiten machen. Die Freundschaft ist eine geistige Ehe, welche unter zwo Seelen eine unumschränkte Gemeinschaft, und eine vollkommene Uebereinstimmung errichtet.

Die Eigenthümer der Freundschaft sind Vertraulichkeit und Gewogenheit. Der Beutel und das Herze müssen einem Freunde ohne Unterscheid offen stehen. Es giebt keinen Fall, da man ihm solche verschliessen darf, als den, dadurch man berechtiget ist, ihn nicht länger als Freund anzusehen. Man verliehret nichts dabey, daß man ihn zum Meister über seinen Geldkasten sowohl, als über sein Geheimniß machet, denn ein

Freund,

Freund, der mit Vernunft ausgesuchet ist, wird des einen sowohl als des andern mit Bescheidenheit gebrauchen.

I. Die Vertraulichkeit hat eine doppelte Wirkung. Die eine ist eine vollkommene Sicherheit wegen der Klugheit, der Redlichkeit, der Beständigkeit und Ergebenheit der geliebten Person. Sie entfernet allen nachtheiligen Argwohn.

Die zwote Wirkung entstehet eben aus dieser Sicherheit, und bestehet in der Entdeckung, die zween Freunde sich einander von allen ihren Neigungen, ihren Gedancken, ihren Anschlägen, und überhaupt von allem machen, was einer haben kann, das dem andern nicht gleichgültig ist, welches sich zuweilen auf die geringsten Kleinigkeiten erstrecket, weil die Kleinigkeiten selbst unter Freunden von Wichtigkeit sind.

Man muß einem Freunde nichts geheim halten, als das Geheimniß eines andern Freundes. Alles, was man einem andern ohne eine sträfliche Unbesonnenheit nicht anvertrauen darf, das kann und muß man in den Busen eines Freundes ausschütten. Er ist berechtiget, in dem innersten eures Hertzens zu lesen. Ihr könnet ihm eure Fehler eröffnen, ohne eine Unvorsichtigkeit zu begehen; ihr könnet mit ihm von euren guten Eigenschaften reden, ohne daß es ein Hochmuth und eine Beleidigung wird. Das Gute, das man von sich selbst gegen einen zuverläßigen Freund saget, ist mehr eine Ausschüttung des Herzens, als Stolz und Prahlerey. Mit einem Freunde sich zu unterhalten,

terhalten, ist fast eben das, als wenn man bey sich selbst denket, und sich mit sich selbst unterhält.

II. Was die Gewogenheit betrift, welche die Freundschaft erzeuget, so hat solche gleichfals zwo Wirkungen, nemlich **Nachsicht** und **Dienstfertigkeit.**

1. Die Freundschaft muß sich an nichts stossen, als was in der That beleidiget. Uebersehet eurem Freunde alle Fehler, woran das Herz keinen Theil hat, und alle die, welche nicht weisen, daß seine Neigung zu euch erloschen ist. Eine Nachläßigkeit, eine Vergessenheit, ein Versehen, eine Uebereilung muß für nichts gerechnet werden. Hingegen mit seinem Freunde brechen, ihn verrathen, oder sonst beleidigen, das sind bey der Freundschaft solche Verbrechen, die nicht zu vergeben sind.

Hütet euch inzwischen, einen ungetreuen Freund zu hassen. Ziehet eure Freundschaft von ihm, das ist alle Rache, die euch erlaubt ist zu üben. Auf dem vorigen Fusse, als Freund mit ihm zu leben, das wäre eine Thorheit; allein es wäre ein Laster, ihn zu hassen. Er höret deswegen nicht auf, ein Mensch zu seyn, weil er euch beleidiget hat, und es ist kein Mensch, den ihr zu hassen Erlaubniß habet. Hätte der Tod ihn eine Stunde vor seiner begangenen Untreue weggenommen, so würdet ihr seinen Verlust beweinet haben; ihr verliehret ihn durch sein übeles Betragen, so beklaget ihn deswegen, aber hasset ihn nicht. Er hat sich selbst mehr zu leide gethan, als euch, indem er seine Ehre aufgeopfert, um euch Schaden zu thun.

2. So wenig sonst die Freundschaft eigennützig ist, so mißfällt ihr doch die Dienstgeflissenheit nicht. Die Dienstgefälligkeiten, die man sich unter einander leistet, sind unter Freunden das, was die Liebkosungen unter Verliebten sind; es sind nicht Bewegungsgründe, welche die Liebe erzeugen, sondern Ursachen, die sie stärker machen. So, wie der Hauch des Windes die Flamme nicht anzündet, aber sie wohl anbläset, und stärker brennen machet. Es giebt so viele Arten, seinen Freund zu verbinden, daß man in allen Umständen gewiß einige findet, die anzubringen sind. Von diesen versäumet keine einzige, wo es möglich ist. Wartet nicht, bis ihr durch ihn selbst erfahret, worinn ihr ihm dienen könnet; sondern bemühet euch, seine Bedürfnisse zu errathen, und ihnen abzuhelfen, bevor er sie selbst empfindet. Er ist eben so beschäftiget, den eurigen zu begegnen.

Welch ein angenehmer Streit, welche edle Eifersucht, wenn zween Freunde sich den so schönen Vortheil beneiden, einer dem andern durch eine Wohlthat zuvor zu kommen! Man kann in der That ohne Beschämung die Hülfe einer freundschaftlichen Hand annehmen, und es wäre vielmehr ein nachtheiliger Zweifel für die Großmuth des Wohlthäters, wenn man darüber erröthen wollte: Man muß aber gestehen, daß die Rolle des letztern verdiene, beneidet zu werden. Es ist schmeichelhaft, einen Beweis der Freundschaft zu erhalten, aber noch weit schmeichelhafter, ihn zu geben.

Schonet inzwischen der Empfindlichkeit eures

Freun-

Freundes. Zu viel überhäufte Gutthaten würden ihn beschämen, wenn er die Unmöglichkeit von seiner Seite siehet, sie zu vergelten. Ihr würdet ihn vielleicht beleidigen, indem ihr ihn gar zu sehr verbinden wolltet. Verstecket wenigstens die Dienste, die ihr ihm leistet, unter allerhand Arten von Vorwand, die ihn von der Dankbarkeit zu entbinden scheinen. Treibet ihn durch allzu wohlthätige Begegnung nicht zu weit. Wer weiß, ob die Erkenntlichkeit, wozu sie ihn verbindet, ihm nicht eine unerträgliche Last ist? Es giebt gewisse Seelen, die aus einem fast unbändigen Stolze sich durch Wohlthaten so sehr erniedriget halten, als derjenige dadurch erhaben wird, der sie erzeiget. Man hat Exempel gehabt, und man würde deren eine grosse Menge sehen, wenn man ins Innerste des Herzens sehen könnte, daß Wohlthäter aus keiner andern Ursache, als wegen ihrer Großmüthigkeit, gehasset werden.

Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist es doch allemal besser, durch zu viele Geflissenheit und Mildthätigkeit gegen seinen Freund zu fehlen, als aus Geiz oder Unempfindlichkeit es bey kahlen und unnützen Freundschaftsversicherungen bewenden zu lassen.

Wollet ihr aber eurem Freunde einen Beweis von eurer Freundschaft geben, der nicht weniger überzeugend, als rar, ist, so seyd in allen euren Reden aufrichtig gegen ihn; laßt den Rath, den ihr ihm gebet, die Vorstellungen, die ihr ihm thut, getreue Ausdrückungen eurer Gedanken und Mey-

nungen seyn. Lasset ihn die Wahrheit ganz nackt sehen, oder falls ihr sie ja, aus Gefälligkeit, durch einige Zierrathen ausschmücket, so müssen solche nur dienen, ihren Reiz zu erheben, nicht aber sie unkenntlich zu machen.

Das dritte Capitel.

Von der Menschenliebe.

Beschreibung der Menschenliebe. Unterschiedene Classen der Neigungen, worunter diese die allgemeineste und schwächste ist. Gleichwol gründen sich auf ihr alle andere gesellschaftliche Neigungen; und eben sie verhindert uns auch, unsere Feinde zu hassen. Eintheilung dieses Capitels.

Ich verstehe unter Menschenliebe den Antheil, den ein jeder Mensch überhaupt an dem Schicksal seines Gleichen nimmt, ohne andere Ursachen, als weil sie Menschen sind, wie er, und ohne mit ihnen durch Blutsverwandtschaft, oder Liebe, oder Freundschaft im geringsten verbunden zu seyn.

Es ist ganz billig, daß man für einen Vater, für eine Geliebte, oder für einen Freund eine vorzügliche Zärtlichkeit hege: Es giebt aber eine Art von Neigung, die wir allen Menschen schuldig sind, weil sie alle Glieder einer Familie sind, von der Gott der Schöpfer und der Vater ist.

Man stelle sich die cirkelnde Wallungen vor, die der Fall eines Steines auf der Oberfläche eines klaren und stillen Wassers verursachet. Die Bewegung des Mittelpuncts theilt sich in der Ferne mit, und machet eine Menge beweglicher Cirkel,

kel, deren Eindruck immer schwächer ist, so wie ihr Umkreis grösser wird, bis daß endlich die letzten unsern Augen gar nicht mehr kenntlich bleiben. Dies ist das Bild der unterschiedenen Grade unserer Neigungen. Wir lieben insonderheit das, was uns am nächsten ist, und so wie es sich davon entfernet, lieben wir immer weniger und weniger. Ein jeder theilet die Menschen, in Ansehung seiner, in unterschiedene Classen ein, deren eine immer zahlreicher ist, als die andere, und indem wir uns in die engste einschliessen, welche selbst von den andern weitläuftigern umgeben ist, so theilen wir von daraus unter die unterschiedenen Arten von Menschen, die darunter begriffen sind, die unterschiedenen Grade unserer Neigung aus, die mehr oder weniger stark ist, und deren Maasse wir verkleinern, so wie sie sich in den entfernteren Classen verliehren, bis daß endlich die letzte von allen fast gar keinen Antheil mehr daran hat. Die Ordnung dieser Classen, wenn man von den liebsten anfänget, ist folgende: Eine Geliebte, Freunde, Verwandte, alle Menschen, die in Religionssachen einerley Meynung mit uns haben: diese Classe ist mehr oder weniger nahe oder ferne, nachdem derjenige, der ihnen ihren Rang ordnet, mehr oder weniger fanatisch ist. Hierauf folgen die, so einerley Handthierung mit uns treiben: Die andern Classen begreifen die Nachbaren, Bewohner desselben Ortes, Mitbürger, Landesleute, Bewohner desselben Landes in sich; die letzte, welche alle übrige enthält, ist die allgemei-

ne Classe, worinn alle Menschen gehören. Diese aber wird mehrentheils für nichts gerechnet.

Wie die Spanier, unter dem nichtswürdigsten Vorwand, einige Millionen Amerikaner ums Leben brachten; so glaubten sie vermuthlich nicht, daß sie solche Menschen für das geringste zu achten hätten, die ein blosses Ungefähr sie in einer unbekannten Welt antreffen ließ, und die überdas weder ihre Vetter, noch Freunde, noch Castilianer, noch Catholiken, noch Christen waren.

Die Menschenliebe bestehet darinn, daß man allen Menschen gut ist, und ihnen wohl begegnet, in keiner andern Absicht, als weil sie Menschen sind. Wenn diese Empfindung sich in einem Herzen eingegraben findet, so werden die andern geselligen Tugenden nicht fehlen, sondern sie setzet vielmehr zum voraus, daß solche in eben dem Herzen schon ihren Sitz haben. Der, so einen andern Menschen liebet, der in allem Verstande ihm fremde ist, und liebt ihn blos deswegen, weil er ein Mensch ist, der wird um so weniger ermangeln, diejenigen zu lieben, die ihm durch ein näheres Band verbunden, und nicht allein Menschen, sondern auch Freunde, Verwandte und Mitbürger sind. Eben diese Menschenliebe wird auch ein Zügel seyn, der, wenn man mit einer Person bricht, die man vorher vorzüglich geliebet hat, uns von allen harten und unerlaubten Ausbrüchen zurücke halten wird. Wird man von seiner Ehegattinn, von seinem Sohn, oder sonst jemanden, den man besonders geliebet, gröblich beleidiget, so kann

man ihnen die Liebe entziehen, die man zu ihnen getragen: Man muß aber deswegen nicht aufhören, sie wenigstens als solche Creaturen zu lieben, die uns gleich sind. Ein Mensch, der wahre Menschenliebe hat, kann nicht anders, als nicht mehr Freund eines Menschen seyn, wird aber nimmer sein Feind werden.

Die Menschenliebe ist, in Ansehung der andern gesellschaftlichen Tugenden, das, was bey einer Schilderey die erste Grundfarbe ist, womit ein Mahler ein Tuch bedecket, bevor er darauf zeichnet, und welches man gründen nennet. Es ist eine glatte Tafel, worauf die unterschiedenen Arten von Liebe, von Verbindungen und von Freundschaften entworfen sind. Wer keine Menschenliebe hat, wird ein böser Vater, ein böser Sohn, ein böser Ehemann und ein böser Freund seyn.

Die Empfindung, welche man Menschenliebe, oder die Liebe unsers Gleichen, nennet, kann sich auf zweyerley Art an den Tag legen: entweder durch thätliche Wirkungen, oder durch Gewogenheitsversicherungen. Man hat nicht allemal Gelegenheit, seinen Nebenmenschen Dienste zu leisten; man ist aber immer im Stande, durch äusserliche Freundschaftszeichen ihnen zu weisen, daß man sie liebet. Die erste Art, die sich thätlich äussert, werde ich **Gütigkeit**, und die andere, die sich nur durch äusserliche Zeichen weiset, **Manierlichkeit** (Politesse) nennen.

Der erste Artikel.

Von der Gütigkeit.

Worinn die Gütigkeit bestehet. 1. Welche Arten von Betragen gegen keinen Menschen erlaubt sind. Ob es Leute gebe, die man zu hassen Erlaubniß hat? Gedanken über das Französische Heimfallsrecht fremder Erbschaften (Droit d'Aubaine.) Allzugrosse Strenge der Policeygesetze gegen die Uebelthäter. Bewegungsgründe, die uns zur Menschenliebe aufmuntern. 2. Die Dienste, welche wir durch ihren Antrieb unsern Nebenmenschen leisten, sind keine Gnadenbezeugungen, sondern Schuldigkeiten.

Die moralische Gütigkeit bestehet in zween Puncten: Der erste ist, **man soll seinem Nächsten kein Uebels thun.** Der zweite: **Man soll ihm Gutes thun.**

I. „Thut einem andern nicht, was ihr nicht „wollet, das euch geschehe.„ Dis ist die Regel, die uns unterrichtet, welche Arten von Betragen gegen alle andere Menschen die Natur uns untersaget. Alles, was uns hart, ungerecht, barbarisch und grausam scheinen würde, wenn es uns wiederführe, das ist mit unter diesem Verbothe begriffen. So weit aber der Umfang dieses Satzes in seiner Absicht ist, so sehr ist die Anwendung, die man davon machet, eingeschränket. Die meisten Menschen betragen sich gegen einander, als wenn sie überzeuget wären, daß solche nur unter guten Freunden statt finde.

Die besondere Neigung, welche die Glieder unterschiedener Gesellschaften gegen einander haben, ist nützlich und nothwendig für ihr aller allgemei-

nes

nes Wohl. Es ist gut, daß die Bürger einer Stadt, die Unterthanen eines Herrn, die Anhänger einer Religion durch einerley Meynungen und Angelegenheiten mit einander verbunden sind. Es ist aber der Menschenliebe zuwider, wenn sie alle ihre Neigung allein für ihre Mitgenossen bewahren, und alle übrige Menschen als Feinde ansehen.

Daß ein Normann einem andern Normann wohl will, das befremdet mich gar nicht, wer könnte wohl besser mit einander übereinstimmen: Daß ein Pariser für einen Pariser Neigung hat, das gebe ich zu; er trift anderswo nicht so viel Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit an. Muß aber ein Franzose, der zu Domfront, zu Vira oder zu Caudebec gebohren ist, deswegen denjenigen hassen, der aus Paris gebürtig ist? Oder darf dieser einem Normann übel wollen? Dergleichen Arten von Erbhaß der Einwohner dieses oder jenen Landes gegen einander, hat unfehlbar seine Einflüsse auf ihr ganzes Betragen unter sich.

Wir glauben in Frankreich die erste Nation von der Welt zu seyn, so viel die Eigenschaften des Herzens und des Verstandes betrift. Die beste Regung, die wir für unsere Nachbaren haben, ist Mitleiden; wir beklagen sie, daß sie nicht eben so gut sind, als wir. Der Franzose hat einen muntern Geist, ist hitzig und muthig, fröliches Gemüthes und wohlthätigen Herzens; er nimmt die Fremden viel besser auf, als er von ihnen aufgenommen wird. Woher kommt es aber, daß dieses gastfreye Volk, in Kraft eines Rechtes, das seine Rechtsgelahrte Aubaine nennen, sich des Nachlasses eines Teutschen, eines

Italieners oder eines Engelländers bemächtiget, dem der Tod nicht die Zeit gelassen, in sein Vaterland zurücke zu kehren?

Ich bitte mir hier die Erlaubniß aus, auf einige Augenblicke von meinem Hauptzweck, welcher in der Besserung der Sitten bestehet, abzugehen, um diese Gewonheit, die der Menschlichkeit so sehr zuwider ist, von Seiten der Politik zu untersuchen. Und von dieser Seite angesehen, glaube ich, daß sie eben so wenig vortheilhaft, als billig ist. Die Einkünfte, die von dem Genuß dieses Rechts fallen, sind sehr mittelmäßig: Der Vortheil aber würde von grosser Wichtigkeit seyn, wenn man es aufhöbe.

Die Eigenschaften, wodurch Frankreich unstreitig einen Vorzug vor allen benachbarten Staaten hat, sind seine angenehme Lage, in Ansehung der Witterung, die Fruchtbarkeit des Erdreichs, und der Reichthum seiner Einwohner. Ohne dieses Drangsal, das man daselbst den Fremden anthut, würde ganz gewiß, in Betracht dieser Vortheile, von allen Orten und Enden ein unglaublicher Zufluß von Künstlern, Kaufleuten und Leuten von allerhand Ständen sich daselbst einfinden. Die Zahl der Einwohner würde sich ausnehmend vergrössern; die Nacheiferung im Handel und in Künsten allerhand Art würde dadurch einen neuen Trieb gewinnen; und das Reich würde folglich in desto blühendern Umständen seyn.

Man glaube nur nicht, daß diese Menge von Fremden, wovon die französischen Provinzen würden überschwemmet werden, den Einwohnern des

Landes zur Last gereichen würde. In einem von Natur fruchtbaren Lande, und wo Arbeit und Fleiß im Gange sind, kann die Menge der Einwohner nicht anders, als seinen Reichthum vermehren. Ein jeder Mensch insbesondere ist vermögend, zehn zu ernähren: und wie wäre es, wenn sie alle beschäftiget wären? Aller Zuwachs, der aus der Fremde käme, würde aus Leuten bestehen, die genöthiget wären, nicht müßig zu bleiben, um sich daselbst niederzulassen, und sich bequem einrichten zu können. Man gebe nur darauf Acht; alles, was bey uns von Landstreichern und müßigen Händen ist, das ist unter uns gebohren, dahingegen alle Einwohner, die aus der Fremde zu uns gekommen, auf die Arbeit begierig und fleißig sind.

Ein unverständiger Eifer für den äusserlichen Gottesdienst, wobey wir erzogen sind, ist auch noch eine von den Quellen des Hasses unter denenjenigen, die sich zu unterschiedenen Arten desselben bekennen. Dieser Mißbrauch kömmt daher, weil die unterschiedenen Religionen, wodurch die Menschen getheilet sind, nicht auf der natürlichen Religion eingepropft gewesen. Weil man aus dieser ersten und ältesten Religion nicht die Empfindungen der Menschenliebe genommen hat, wodurch die ganze Welt zu einer einzigen Gesellschaft guter Freunde würde geworden seyn, so machen sich die Anhänger der unterschiedenen Religionen zugleich ein Vergnügen und ein Verdienst daraus, sich einander aufs grausamste zu verfolgen, und bemänteln mit dem Namen von Religionseifer, was mehrentheils nichts, als zu viel

Nach-

Nachsicht für ihre eigene Sinnlichkeit, eine blinde Halsstarrigkeit, Schwärmerey und Unwissenheit ist.

Woferne es Menschen gäbe, die man mit einigem Rechte hassen könnte, so wären es die, welche öffentlich bekennen, daß sie Gott hassen; denn die öffentlichen Feinde eines Monarchen sind auch Feinde seiner Unterthanen. In welcher Religion aber ist wohl dergleichen greuliche Neigung im Gange? Alle haben die Ehre Gottes zum Vorwurfe, und alle ehren ihn. Folglich, giebt es einige darunter, die in ihre Art Gott zu ehren spöttische, abergläubische oder lasterhafte Gebräuche mit einmischen, so verbietet uns die Vernunft nicht, diese unreine Vermischung zu verwerfen; sie verbietet aber, diejenigen zu hassen, die solche angenommen, und erlaubet uns nur, sie zu beklagen. Ist wol etwas unbilligers, als daß man jemanden deswegen hassen wolte, weil er sich irret, zumal wenn seine Absicht gut ist?

Es giebt eine Art von Menschen, gegen die man sich kein Gewissen macht, grausam zu seyn, und dis sind die Uebelthäter, worunter man gemeiniglich Diebe und Mörder verstehet. Diese letztern hat man keinen Anstand, zum Tode zu verdammen, kraft des Vergeltungsrechts, das man aus dem Gesetze der Natur, ich weiß nicht aus welchem Grunde, herleitet. Ich glaube nicht, daß dieses heilige Gesetze, welches in Ansehung der gesellschaftlichen Pflichten nichts als Güte, Sanftmuth und Nachsicht einflösset, leiden könne, daß man die Uebertreter durch eine Uebelthat zurücke halte, und einen Mörder durch Mord strafe. Ich habe mich nimmer überzeugen

können,

können, daß GOtt den Menschen erlaubet habe, sich einander aufzureiben. Wenn ein Bürger die Policey des Staats stöhret; so verhindert ihn, es weiter zu thun, und das könnt ihr, ohne ihn an den Galgen zu henken.

Was die Diebe betrift, die keinen Mord begehen, so weiß man wohl, daß sie im Grunde den Tod nicht verdienen, wenn man sie auch selbst nach dem Vergeltungsrechte beurtheilet, das man gegen die Mörder reden lässet; und daß gar kein gleiches Verhältniß zwischen einer entwandten Sache sey, die bisweilen von schlechtem Werthe ist, und dem Leben, das man ihnen unbarmherziger Weise nimmt. Allein, sagt man, man opfert sie der allgemeinen Sicherheit auf. Braucht sie als Sclaven zu nützlicher Arbeit: Der Verlust ihrer Freyheit bestraft ihre Uebelthat noch hart genug, wird die öffentliche Ruhe zur Gnüge in Sicherheit stellen, wird dabey zum Besten des Staats gereichen, und euch für den Vorwurf einer ungerechten Grausamkeit schützen. Es hat aber den Menschen gefallen, die Dieberey zum allerschändlichsten und unvergeblichen Laster zu machen, aus keiner andern Ursache, als, weil das Geld der Gott der Welt ist, und weil man gemeiniglich nach dem Leben nichts lieber hat, als seine Güther.

Wenn eine Leidenschaft euch zu einiger Gewaltthätigkeit gegen einen Menschen reizet, so werft geschwinde die Augen auf ihn, und erkennet an ihm das Zeichen göttlicher Hand und euer eigenes Bild; dies wird gewiß eure Hitze mäßigen. Saget nicht zu Gott, was Cain soll gesaget haben: „Soll ich mei-

nes

„nes Bruders Hüter seyn?„ Ja freylich sollt ihr sein Hüter seyn, und er verbietet euch nicht allein, ihm nichts Böses zu thun, sondern er will auch, daß ihr ihm nach allen eurem Vermögen dienen sollet.

II. Wenn man gegen seine Verwandte, Wohlthäter oder Freunde dienstfertig und wohlthätig ist, so hart und gleichgültig man auch sonst gegen alle übrige Menschen sich bezeiget, so hält man sich schon für großmüthig; und gleichwol ist man noch nicht einmal liebreich, welches doch eine Eigenschaft ist, die weit unter der Großmuth stehet, als welche die vollkommenste aller andern gesellschaftlichen Tugenden ist. Indem man diese übet, thut man nichts weiter, als die gegenseitigen Fehler vermeiden, die ihnen so nahe sind. Die Großmuth aber entfernet uns weit mehr vom Laster, weil sie zwischen ihm und sich alle gebothene Tugenden in der Mitte lässet. Die Großmuth ist ein Grad der Vollkommenheit in der Tugend mehr, als derjenige, den uns das Gesetze unumgänglich vorschreibet. Wenn man für seinen Nebenmenschen nichts weiter thut, als was die Gesetze befehlen, so ist man nicht großmüthig, sondern man erfüllet nur bloß seine Pflichten.

Die Nächstenliebe aber, oder welches einerley ist, die allgemeine Neigung, die wir allen Menschen schuldig sind, ist keine verdienstliche und überflüßige Tugend. Wenn ihr einen Unbekannten findet, der von Mördern verwundet ist, und ihr verbindet ihm seine Wunden, so thut ihr nichts anders, als was euch die Menschenliebe befiehlet. Er ist eures Beystandes benöthiget, und dis ist ein Gesetz für euch, das

euch

euch verbindet, ihm zu Hülfe zu kommen. Wenn ein Armer vom Hunger Noth leidet, so thut ihr nichts anders, als eine Schuld bezahlen, indem ihr seinen Hunger stillet. Die Armen sind dem Staate zur Last; alles, was die Reichen überflüßig haben, gehöret ihnen von Rechts wegen zu ihrem Unterhalt. Ihr dürfet auch eure Mildthätigkeit nicht bedauren, wenn es gleich der Verdienst eures Schweisses und saurer Arbeit wäre: Es koste euch, was es wolle, so kostet es doch jenen mehr; denn man bezahlet sehr theuer, was man als ein Allmosen empfängt.

Wollet ihr in wenig Worten wissen, wie weit sich die Dienstleistungen erstrecken, die ihr eurem Nächsten schuldig seyd? Dies ist die Regel davon? „Thut „einem andern, was ihr wollet, das euch geschehe.„

Der zweete Artickel.

Von der gesitteten Artigkeit, oder Politesse.

Ihre Beschreibung. Abbildungen ungesitteter Menschen. Eintheilung dieses Artikels in drey Absätze.

Die Politesse ist eine unaufhörliche, aus der Menschenliebe entstehende Geflissenheit, allen Menschen zu gefallen, und niemand zu beleidigen.

Ein Menschenfeind schreyet sehr wider diese Tugend, und ziehet ihr die härtesten Grobheiten und seine gothische Freymüthigkeit vor.

Ein Hofmann hingegen, oder ein kriechender Schmeichler, vertauscht sie mit abgeschmackten Complimenten, mit niederträchtigen Gefälligkeiten, Wörtern, Geschwätze und Leibesverbiegungen.

Jener

Jener tadelt die Politesse, weil er sie für ein Laster hält, und dieser ist schuld daran, weil sie, so wie er sie übet, es in der That ist.

Ich nahe mich dem **Arnolphus**, und er empfängt mich sitzend: Ich beuge mich gegen ihn, und er betrachtet mich von oben bis unten, und ruft, um alle Ceremonien zu vermeiden, mir schon von weiten zu: „Was ists? Was verlanget er von „mir?

Ihren guten Rath, sage ich, in einer gewissen Angelegenheit.

„Laßt sehen, antwortete Arnolphus, nur gleich „zur Sache, ich habe keine Zeit.„

Ich fange also an: Sie kennen, glaube ich, den Euphemon.

„Nein; wovon sollte ich ihn kennen?„

Er ist ein Edelmann von der jüngsten Linie der * * *

„Was gehet das seine Sache an, von welcher „Linie er ist? Was hat er mit ihm zu thun?„

Ich habe ein Guth, das an dem seinigen gränzet * * *

„Und dieses Guth?„

Will er sich zueignen.

„Will er es kaufen oder umtauschen?„

Er will weder eines noch das andere.

„Mit einem Worte, was will er denn?

Er will es einziehen. Er behauptet, ich weiß nicht aus was für einem Grunde, daß ich sein Lehnsmann bin, und daß mein Lehen ihm zufalle, weil ich, als ein solcher, ihm nicht die Lehnspflicht geleistet.

Was

„Was kann ich denn dafür, sagt Arnolph, „daß „er es nicht gethan?

Es ist aber falsch, daß ich sein Lehensmann bin.

„Das kann seyn; allein, bilde er sich nicht ein, „daß man ihm auf sein Wort glaube.„

Ich habe Beweisthümer.

„Desto besser für ihn: Er muß sie bringen.„

Hier sind sie.

„Ich habe itzt nicht Zeit, sie zu sehen.„

Wohl, mein Herr, so sey es, wenn sie Zeit haben.

„Nun denn, meinetwegen.„

Wenn befehlen sie, mein Herr, daß ich wiederkommen solle, um mir ihre Meynung darüber auszubitten?

„Ich weiß nicht.„

Allein, mein Herr, der Euphemon wird mir hart zusetzen.

„O! ** der Euphemon muß warten, und er auch.„

Arnolph ist ein redlicher Mann und ein geschickter Rechtsgelehrter. Was hilft aber seinen Mitbürgern alle seine Redlichkeit und Geschicklichkeit, wenn er so unfreundlich und unumgänglich ist?

Biblon ist ein gelehrter und fleißiger Mann. Er hat das Glück, alle alte Schriftsteller zu kennen, und er liebt sie aufs zärtlichste. Er kömmt zur schönen Lucinde, und findet sie von einem Haufen Anbeter und witziger Köpfe umgeben. Er tritt ins Zimmer mit einem grossen Hut in der Hand, grüsset mit vieler Ungeschicklichkeit, nähert sich der Lucinde, bewegt sich mit schweren Schritten, zerkneipt seinen

Rock, und fällt rücklings auf ein grosses Ruhebette nieder. Man lacht; er nimmt es übel, und man bekümmert sich nicht darum. Man fähret in der Unterredung fort, wo man geblieben war: Man hatte eben eine galante Materie vor, deren Untersuchung durch die Ankunft des Biblon unterbrochen worden. Ein jeder vertheidiget und beurtheilet sie nach seiner Fähigkeit, und zuletzt fraget man den Biblon, was er davon halte? „Es ist in der That nicht „meine Gewohnheit, saget er ohne Umschweif, „meinen Verstand mit dergleichen Narrenpossen „zu beschäftigen; Weil ich aber doch gezwungen „bin, zu sprechen, so gestehe ich, meine Herren, daß „keine von ihren Meynungen mir gefällt. Man „siehet wohl, daß sie den Aristoteles nicht gelesen „haben, und gleichwol war solcher der größte Geist „des Alterthums; ich will, um sie nach ihm zu wi„derlegen, mich nur eines einzigen Syllogismi „bedienen.„

O nein! mein Herr Biblon, saget der junge Clitander, ich beschwere sie bey der schönen Lucinde, daß sie uns mit ihrem Syllogismus verschonen, und französisch reden wollen.

Biblon hingegen lässet sich nicht irren, er formiret sein Argument, wirft mit Griechisch und Latein um sich, beruft sich auf den Homerus, Euripides, Cicero, Seneca und Lambinus, zanket sich mit allen Umstehenden, hält ihnen ihre Unwissenheit vor, und beklaget sie. Ein allgemeines Gelächter, das sich aus allen Ecken des Saals auf einmal hören lässet, als wenn es abgeredet wäre, unterbricht den ar-

armen Redner, der ganz ausser Athem ist. Darauf vergehet ihm die Gedult, er schimpft, er drohet mit der Hand, er schüttelt mit dem Kopfe, und läuft endlich davon, und versteckt sich wieder in seine Studirstube.

Arnolphus und Biblon aber sind vielleicht nur grob, weil sie keine Erziehung gehabt haben. Der eine kennet nichts als Acten, Advocaten, Gebräuche und Verordnungen: Der andere hat nichts gesehen als seine Classen, seine Schüler, Magisters und Grammatiken. Allein, laßt uns dem **Ctesiphon** zuhören: Er ist wohlbedächtlich ein geschworner Feind aller Höflichkeiten, die in der Gesellschaft eingeführet sind, und als ein solcher wird er uns die Lobrede der Grobheit ohne Umschweif halten, und uns die übeln Folgen der Politesse weisen.

„Ihr könnet, saget er, von meiner Art, wie ich „in Gesellschaft erscheine, von meinem Anstande, von „meinen Geberden, und von alle dem Zeuge, das „man Höflichkeit nennet, denken was ihr wollet, „ich bekümmere mich nicht darum; dergleichen Thor„heiten überlasse ich unsern jungen Herren und den „Abbes bey Hofe. Ich will, daß man mich nach „meiner Tugend beurtheile, und nicht nach meinem „Gange; wenn ich zu meinen Freunden gehe, so ge„schicht es nicht in der Absicht, um meinem Tanzmei„ster Ehre zu machen.„

„Was meine Art, mit Menschen umzugehen, „betrifft, so bestehet solche darinn: Die Wahrheit „zu reden, meinen Nächsten Dienste zu leisten, „und ihnen nimmer Schaden zu thun. Auf die-

„sen Fuß habe ich mich gesetzet], und da weiß ich „mich zu zwingen und mich zurücke zu halten, wenn „es nöthig ist, um jemand zu dienen: Ich ertheile „meinen Rath an den, der ihn verlanget, und über „Sachen, die ich verstehe; ich wende für meine „Freunde, und für jeden, der meiner nöthig hat, „mein Ansehen, meinen Credit, und zuweilen auch „meine Börse mit Vergnügen an. Die nichts„würdigen Gefälligkeiten aber, wodurch denen„jenigen, welche sie fordern, kein wahrer Dienst ge„schicht, derer glaube ich überhoben zu seyn. Nö„thiget man mich zu Gaste, zum Spatzirengehen, „zu einer Music, und ich habe in der Zeit eben Lust „zu Hause zu bleiben, so bleibe ich zu Hause. Bie„tet man mir ein Spiel an, und das Spiel gefällt „mir nicht, so schlage ich es aus. Ein Dichter lie„set mir seine Verse vor, und mir wird die Zeit lang „dabey, so gähne ich, ohne mich zu zwingen. For„dert man mich zum Tanze, und ich habe Lust zu „schlafen, so gehe ich zu Bette.„

„Ich hasse alle die geflissenen Achtungen (egards) „und den gekünstelten Zwang in Gesellschaften, „welche, wenn sie auch gleich der Aufrichtigkeit „nicht Eintrag thun, dennoch wenigstens mit der „Freymüthigkeit nicht bestehen können. Ich lo„be sehr selten, und will nicht, daß man mich lobe, „weil das Lob ein Gift ist. Ich widerspreche ei„nem jeden, der entweder eine falsche Geschichte er„zehlet, oder einen falschen Satz vorträget; denn „man lüget oder betriegt, wenn man nicht eine Lü„gen oder einen Irrthum zu Schanden machet,

und

„und ich thue es mit Heftigkeit, um meiner Wider„legung desto mehr Nachdruck zu geben. Je vor„nehmer die Person ist, mit der ich streite, desto „weniger fürchte ich mich, sondern desto grösser ist „mein Muth; denn je mächtiger ein Feind ist, de„sto nöthiger ist es, ihn zu dämpfen. Damon ist „stolz; ich demüthige ihn. Laura ist buhlerisch; „ich halte ihr ihre Liebeshändel vor. Leander ist „falsch; ich entlarve ihn. Bertholda ist lächer„lich, und will etwas besonders vorstellen; ich ziehe „sie auf, und mache ihr alles nach. Gorgias „liebt den Trunk; ich beschäme ihn darüber öffent„lich. Cydalise redet von allen übel; ich entde„cke ihre andere Fehler, um ihr diesen abzugewöh„nen. Lysimon will für gelehrt gehalten seyn; „ich frage ihn, und weiß ihn zu beschämen. Alle „diese Leute würden sich längst gebessert haben, „wenn ein jeder mit ihnen so umgienge, als ich: „Man schläfert sie nur über ihre Laster ein, indem „man sie ihnen verschweiget; man verhindert sie, „tugendhaft zu werden, so lange man sie glauben „lässet, daß sie es schon sind.„

Ctesiphon hat gewiß bey dieser Abbildung seine Freymüthigkeit nicht verleugnet: Allein treibt er nicht eben diese Freymüthigkeit, woraus er so viel machet, allzuweit? Ein anderer, der weder Menschenfeind noch Schmeichler ist, weiß die Freymüthigkeit mit der Politesse zu verbinden, und hält, ohne daß er von jener abgehet, diese für eine Pflicht, wie sie es in der That ist. Um dieses richtiger zu erweisen, lasset uns der Ordnung folgen, die uns Cte-

sophon angezeiget, und, so wie er, die Politesse in drey Zweige abtheilen, nemlich in die **Höflichkeit**, in die **Gefälligkeit** und in die **Achtungen** (egards).

§. 1.
Von der Höflichkeit.

Ihre Beschreibung. Höflichkeit ist im Grunde etwas wesentliches, der äusserlichen Form nach aber gleichgültig. Man muß sich, was das letzte betrifft, dem Gebrauche unterwerfen, und im übrigen im Herzen die verbindlichen Empfindungen fühlen, die man äusserlich weiset.

Die Höflichkeit ist ein ausgemachtes Ceremoniell, so die Menschen unter sich eingeführet haben, in der Absicht, sich einander äusserliche Merkmale der Freundschaft, der Gewogenheit und der Hochachtung zu geben. Dieses Ceremoniell ist bey den verschiedenen gesitteten Völkern in sich unterschieden, sie haben aber alle eines. Nun kann man überhaupt mit Recht von einer jeden allgemeinen Gewohnheit glauben, daß sie ihren Grund in der Natur selbst habe; und daher schliesse ich, daß die Höflichkeit eine Pflicht ist, welche die gesunde Vernunft selbst vorschreibet.

Sie ist, in Absicht auf die Menschen, eben das, was der äusserliche Gottesdienst, in Ansehung Gottes, ist, nemlich ein öffentliches Zeugniß von unsern innerlichen Empfindungen. Die Form davon ist in sich gleichgültig: Die Art Personen von unterschiedenen Ständen anzureden, sie zu grüssen, und ihnen Ehrenbezeugungen zu erweisen, die Ausdrückungen, deren man sich zu bedienen hat, wenn man

mit

mit ihnen spricht, die Schreibart, die man in Briefen und Bittschriften brauchen muß, sind alles Gebräuche, die ihrem Ursprunge nach willkührlich sind, und die nicht anders, als durch die Gewohnheit, haben bestimmet werden können.

Dies sind also zwo ausgemachte Sachen: Erstlich, daß es dem gesunden Verstande und der gemeinen Vernunft gemäß ist, sich einer gewissen Art von Höflichkeit zu unterwerfen; und zweytens, daß weder der gesunde Verstand noch die reine Vernunft uns lehren, worinn sie bestehen müsse.

Die beste und am wenigsten verdächtige Art, andern Menschen seine Freundschaft, Gewogenheit und Hochachtung zu bezeugen, ist, daß man ihnen zu dienen und Gefälligkeiten zu erzeigen suchet: Die Gelegenheit aber solches zu thun, findet sich nicht allemal. Daher hat man gewisse Zeichen und Bezeugungen ausmachen müssen, wodurch man andern im Umgange weisen kann, daß man sie liebet, hochschätzet und ehret. Eine jede Nation hat sich solche gewählet, die ihren Ideen und ihrem Geschmacke am gemässesten sind, und da sie alle nach ihrem Ursprunge willkührlich sind, so hat man für sich keine andere zu wählen, als welche die Gewohnheit des Landes vorschreibet, worinn man wohnet. Franzosen, Türken, Persianer, alle müssen höflich seyn; der eine aber auf französisch, der andere auf türkisch, und der dritte auf persisch.

Wenn die Menschen blosse Geister wären, die sich einander ihre Gedanken und Empfindungen, ohne Beyhülfe der äusserlichen Zeichen, mittheilen könn-

könnten, so brauchte man keiner Höflichkeit unter einander, und sie würde nur überflüßig seyn. Was sie nothwendig macht, ist, daß man sich einander nicht errathen kann.

Ungeschliffene und thierische Menschen mögen so viel sie wollen gegen die Höflichkeit schreyen, und sie für einen falschen und betriegerischen Umgang halten, der nur den wahren Empfindungen eine Larve vorzulegen dienet. Man habe nur in der That im Herzen, so wie man schuldig ist, die Neigung, wovon wohlerzogene Leute sich unter einander Zeichen geben, so wird die Höflichkeit kein Betrug seyn.

Es ist wahr, es giebt mehr Leute, die höflich sind, als die den Pflichten der Gesellschaft Genüge leisten: Ihre Höflichkeit aber, wenn sie auch gleich falsch ist, bleibet doch allemal ein Zeugniß, welches sie, gleichsam gegen ihren Willen, für die gesellschaftlichen Tugenden ablegen; denn, indem man äusserlich tugendhafte Neigungen zu weisen bemühet ist, so bekennet man, daß man sie auch im Herzen haben sollte.

Diejenigen selbst, welche sich gegen die Höflichkeit erklären, leugnen nicht, daß man seinen Nebenmenschen Freundschaft, Wohlwollen und Hochachtung schuldig sey; aus was für einem wunderlichen Eigensinn wollen sie denn, daß man ein Geheimniß aus so gerechten und unumgänglich nothwendigen Empfindungen machen soll?

Hermodacktes ist gleichwol von dieser Art. Ihr könnet zehn Jahr mit ihm umgehen, ohne von ihm eines Grusses, eines Anblicks oder eines verbindlichen Wortes gewürdiget zu werden. Seinem äusser-

serlichen Ansehen nach, das ganz unempfindlich scheinet, würdet ihr glauben, daß er sich einbildet, der einzige Mensch zu seyn, der auf der Welt lebet. Wenn ihr inzwischen euch an seine widrige Kaltsinnigkeit nicht kehret, und ihn bittet, euch einen Dienst zu erzeigen, so werdet ihr euch wundern, wie großmüthig ihr ihn finden werdet. Ist dieses geschehen, so wird er wieder auf dem vorigen Fusse mit euch leben, allezeit kaltsinnig, allezeit frostig, und allezeit allein mit sich selbst. Ihr werdet, voller Erkenntlichkeit, euch bemühen, ihm Merkmale eurer Ergebenheit, eurer Hochachtung, eurer Dankbarkeit zu geben: Unnöthige Bemühung! Er siehet nichts, und höret nichts, und antwortet auf nichts. Hermodacktes wäre ein vollkommener Menschenfeind, wenn ihm nicht ein wohlthätiges Herz angebohren wäre.

§. 2.
Von der Gefälligkeit.

Ihre Beschreibung. Wie sehr sie diejenigen liebenswürdig machet, die sie besitzen.

Die Gefälligkeit ist eine anständige Willfährigkeit, wodurch man seinen Willen zwinget, um ihn nach dem Willen anderer zu richten. Ich sage anständig; denn wer niederträchtiger Weise dem Willen eines andern nachgiebet, wenn er gleich strafbar ist, der macht sich mit schuldig, und das ist nicht Gefälligkeit.

Die Gefälligkeit, wovon ich hier rede, bestehet also bloß darinn, daß man sich der Neigung eines

andern, in so weit sie der Tugend nicht entgegen ist, nicht zuwider leget, sondern vielmehr dazu beförderlich ist, und ihm zuvorkömmt, wenn man sie hat errathen können. Sie ist vielleicht nicht die vortreflichste von allen Tugenden; wenigstens aber ist sie von grossem Nutzen und von grosser Annehmlichkeit für die menschliche Gesellschaft.

Sehet, wie der Alcidamas geliebet, geschmeichelt und geliebkoset wird. Geschicht es seiner Redlichkeit wegen? Diese Eigenschaft erwirbt nur Hochachtung, und gewinnet die Herzen nicht. Geschicht es deswegen, weil er wohlthätig und dienstfertig ist? Alle, die ihm schmeicheln, sind nicht in Umständen gewesen, daß sie seiner Dienste nöthig gehabt hätten. Ist es deswegen, weil er von fröhlichem Gemüthe, und von lustigen und angenehmen Einfällen ist? Hiedurch würde er nur bey solchen Gelegenheiten gefallen, wo die Fröhlichkeit statt findet. Man liebt ihn, weil er willfährig und gesellig ist. Sein Wille ist nicht für ihn; er bieget und drehet und formiret ihn nach dem Gefallen seiner Freunde. Hat er gemerket, was euch gefällt, so kömmt er euren Begierden zuvor, und dieses mit so vieler Anständigkeit und Ungezwungenheit, daß ihr, in dem Augenblicke, da er mit nichts beschäftiget ist, als euch zu gefallen, glauben solltet, er thue nichts, als seiner eigenen Neigung und seiner eigenen Wahl folgen.

Man kann in der Welt durch schmeichlerische Manieren, durch Fröhlichkeit, durch witzige Einfälle

fälle gefallen: keines aber von diesen Mitteln ist von so allgemeiner und gewisser Wirkung, als die Gefälligkeit. Ihr könnet nur denen liebkosen, die euch gleich, oder die unter euch sind; es giebt tausend Gelegenheiten, wo die Fröhlichkeit nicht statt findet; scharfsinnige Gedanken und Einfälle kommen nicht immer, wenn man sie haben will, und finden auch nicht allemal Beyfall. Seyd ihr aber von biegsamer und gefälliger Gemüthsart, und könnet euch ein Vergnügen daraus machen, das Vergnügen anderer zu befördern, so bin ich euch Bürge für die Freundschaft aller derer, die mit euch umgehen: es ist eine Vollkommenheit, die zu aller Zeit, an allen Orten, und bey allen Umständen gilt.

Rudolphus ist ein Mann von Verdiensten; er ist Dichter und Philosophe, und würde, dieser beyden Eigenschaften ungeachtet, in Gesellschaft ganz wohl gelitten werden, wenn er sich so weit erniedrigen könnte, um gefällig zu seyn. Allein, wie ist dieses möglich? Die Gefälligkeit setzet Hochachtung zum voraus: ein jeder aber, der keine Verse machet, oder den Cartesius oder Newton nicht gelesen hat, ist in seinen Augen nichts, als eine sich selbst bewegende Maschine, ein dummer Tölpel, woraus nichts zu machen stehet, als höchstens ein Handwerksmann, ein Einnehmer, oder ein Mönch. Er glaubt von einer erhabenern Art zu seyn, als andere Menschen, und sucht eine Ehre darinn, sich durch besondere Lehrsätze, Meynungen und Neigungen davon zu unterscheiden. Sich

her-

herunter zu lassen, um ihnen zu gefallen, das wäre sich in Gemeinschaft mit ihnen einlassen, und sich ihnen gleich setzen. Er siehet sie nicht anders, als unrein an.

Aglaura ist schön und wohlgebildet; sie hat Verstand, Geschicklichkeit und natürliche Annehmlichkeiten: Inzwischen fliehet man vor ihr, und verabscheuet sie. Warum aber? Sie hat für sich selbst keine Meynung und keinen Willen; sie wartet nur immer, um sich zu entschliessen, bis ein änderer sich erkläret hat, was er denket und was er gerne sähe; sogleich ist sie entschlossen; sie denket ganz anders, und will ganz anders.

§. 3.

Von den Achtungen. (Egards.)

Was unter diesem Ausdrucke verstanden wird. Exempel, die davon einen klaren Begriff geben.

Ich verstehe hier unter dem Worte Achtung eine gewisse Behutsamkeit, Vorsicht und Aufmerksamkeit, die sich nach den Umständen, der Gemüthsbeschaffenheit, und dem Stande der Personen richtet. Ihr müsset, zum Exempel, in Gegenwart eines Rechtsgelehrten keine Satyre auf Juristen machen; zumal wenn er ehrlich ist, und keinen Vorwurf verdienet. Und wenn er ihn verdienete, so ist doch derjenige, der ihn machet, noch deswegen nicht entschuldiget, weil er gegründet ist, sobald es zur Unzeit und mit einer hämischen Bitterkeit geschiehet.

Ohn-

Ohnerachtet man die Wahrheit unbekleidet zu mahlen pfleget, so hat sie doch gewisse anstößige Blössen, die man bisweilen wohl thut zu bedecken.

Seyd ihr bey einem grossen Herrn, dem ein jeder Ehrenbezeugungen zu erweisen sich bemühet, so schicket euch in diesen Gebrauch, und ehret ihn wie die andern; ihr müsset nicht, wie unverschämte Quäker, ihn dutzen, oder mit bedecktem Haupte mit ihm reden wollen. Ihr wollet ihn nicht weiter schätzen, als nach dem Maasse seiner Tugend, seiner Fähigkeiten und seiner persönlichen Verdienste. Alle Pracht, womit er umgeben ist, ist für euch nichts, als Rauch und Wind; ich gebe es zu, allein eben die Ehrenbezeugungen, die ich euch rathe, ihm zu erweisen, sind eben auch nichts weiter, als Rauch und Wind. Ich bitte euch deswegen nicht, ihn zu loben, wenn er verachtungswürdig ist; Verstand bey ihm zu finden, wenn er einfältig ist; seinen Geschmack zu rühmen, wenn er keinen hat; noch seine Einsicht zu erheben, wenn er unwissend ist. Eure Aufrichtigkeit ist nicht in Gefahr, so lange ihr ihm nichts weiter, als stumme Ehrenbezeugung erweiset. Die Unterwürfigkeit, die zur Erhaltung der Policey eines Staats so unentbehrlich ist, würde bald zu Grunde gehen, wenn das Volk die Grossen, zum wenigsten öffentlich, nicht weiter ehren wollte, als so weit sie es verdienen.

Hippias, saget ihr, ist ein einfältiger Tropf, ohne Witz, ohne Redlichkeit und ohne Verstand. Wie er noch in der Münchskutte steckte, da lebte

er

er ganz niederträchtig, in einem unbekannten Kloster verborgen, und war mit Recht unter dem Haufen anderer Clausener versteckt. Die Aufsicht seines Klosters wurde durch den Tod des Vorstehers erlediget, und eine thörichte Bethschwester, deren Beichtvater er war, unternahm, ihm diesen kleinen Vorzug zu verschaffen: es gelung ihr aber nicht, und man hielt den Hippias nicht einmal für geschickt, seinem Haufen Mönche vorzustehen. Die demüthige Beichttochter empfand diesen Schimpf sehr hoch, und wußte sich auf eine besondere Weise zu rächen, indem sie nemlich ihrem Beichtvater zu einer Bischofsstelle verhalf. Nehmet dem Hippias sein Kreuz und sein Chorhemde, so ist er ein vollkommener Thor, der nicht verdienet, von einem Menschen angesehen zu werden, der vermögend ist, zu denken.

Ich bin mit euch einig, wenn ihr wollet. Inzwischen aber ist er im Besitz dieses Kreuzes und dieses Chorhemdes, und das verdienet von euch wenigstens einen ehrerbietigen Gruß. Streitet nicht über eine solche Kleinigkeit: Ich schone eurer genug, indem ich euch von der Hochachtung gegen ihn frey spreche.

Stellet euch nicht fröhlich in Gegenwart eines Betrübten, der sein Schicksal oder seinen Verlust beweinet. Habet ihr selbst über ein oder anderes Unglück zu seufzen, so quält mit euren traurigen Klagliedern nicht diejenigen, die dem Glücke im Schosse sitzen, und die euer Leid nicht ändern können.

Es

Es wäre einer bekümmerten Wittwe und ihrer Schmerzen gespottet, wenn ihr, da sie den Verlust eines zärtlich geliebten Ehemannes beweinet, mit fröhlichen Geberden ihr ankündigen wolltet, daß eure Liebe im Begriff ist gekrönet zu werden, und daß ihr in kurzem der glücklichste Ehemann seyn werdet.

Ihr eilet, dem Menalcas zu berichten, daß der König euch die Gnade gethan, einen von seinen Orden euch zu bewilligen: Kehrt geschwinde wieder um, eben diese Gnade ist ihm versaget worden, und er mögte daher nicht Lust haben, eure Freude mit euch zu theilen.

Es gehöret eine gewisse Art von Verstand, oder wenigstens Fähigkeit zu urtheilen dazu, um zu dergleichen Achtungen geschickt zu seyn. Durch den Umgang in der grossen Welt kann einer höflich werden; sein gutes Herz kann ihn gefällig machen, ein Thor aber wird immer ein Neuling in der Wissenschaft der Achtungen bleiben.

Der Tod reisset der Fanny aus ihren Armen ein liebenswürdiges Kind, das kostbare und einzige Pfand der Liebe ihres Mannes, der nicht mehr im Leben ist. Ein Haufen Freunde bemühet sich, sie zu trösten, oder wenigstens, wo möglich, ihren Schmerz zu lindern. Alix kömmt auch mit ihnen, ihre Freundinn zu besuchen. Sie führet, als eine glücklichere Mutter, alle lebendige Früchte ihrer gesegneten Fruchtbarkeit mit sich, welche der schätzbare Gegenstand ihrer Zärtlichkeit und ihrer Gefälligkeit, und, zum Unglücke der armen

men Fanny, der einzige Vorwurf aller ihrer Reden sind. Kaum ist sie angekommen, so fänget sie von ihrer Kinder eingebildeten Vollkommenheiten, von den Einfällen ihrer Einbildungskraft, von der Schärfe ihres Verstandes, von ihrer guten Gemüthsart, und von der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtsbildung, eine unerträgliche Erzehlung an. Sie schien noch lange nicht Lust zu haben, aufzuhören, wie Fanny, voll von ihrer Betrübniß, sie mit diesen Worten unterbrach, die sie mit einiger Bewegung hervorbrachte: „Ihr würdet „verehrungswürdig seyn, meine werthe Alix, „wenn ihr für eure Freunde so viele Achtung „hättet, als ihr Zärtlichkeit für eure Kinder wei„set. Ihr seyd eine gute Mutter, aber eine „schlechte Trösterinn.„

Register
über die Capitel und Artikel.

Vorläufige Einleitung
von der Tugend.

Was man insgemein durch den Ausdruck: ein ehrlicher Mann (honête homme) verstehet. Unterschied zwischen diesem und dem tugendhaften Mann. Was gute Sitten sind. Man muß seine Sitten nicht nach diesem oder jenem Muster einrichten. Nachtheilige Folgen der Nachahmung in den Sitten. Beschreibung der Tugend. Ob die Menschen, oder Gott selbst, Tugenden machen, oder wieder vernichten können? Welches das unveränderlichste Gesetze von allen sey? Die Idee der Tugend ist in dem menschlichen Herzen mit unauslöschlicher Schrift eingegraben. Unterschiedene Arten der Gesetze. Welches diejenigen sind, die das Reich der Tugend befestigen, und welche ihm nachtheilig sind. Ob diese letztern den Saamen der Tugend im redlichen Herzen ersticken können? Eintheilung des ganzen Werks in drey Theile. Vorrede

Erster Theil.
Von der Gottseligkeit.

Ob sie in die Philosophie gehöre? Definition des

Wortes Philosophie. Existenz und Eigenschaften der Gottheit. Falsche Begriffe von der Gottheit. Eintheilung dieses ersten Theils. S. 1

Das erste Capitel. Von der Liebe die man Gott schuldig ist. Keine Liebe ohne Absicht. Ob Gott die Menschen liebe? Vergleichung zwischen der göttlichen und irdischen Liebe. Kennzeichen, welche beyde mit einander gemein haben. Blendwerk, das einen fälschlich glauben machet, man liebe Gott. Beweis, daß man Gott liebe, ist, wenn man thut, was er befiehlet, und nicht das, was er nicht fordert. Man kennet nicht recht, was Gott von uns verlanget, wenn man glaubet, daß man ihn nicht lieben könne, ohne sich selbst zu hassen. Die Wiederkehr zu Gott kann, wenn sie auch gleich durch den Widerwillen, den man etwa gegen die Welt gefasset, veranlasset worden, dennoch aufrichtig und dauerhaft seyn. Weg von dem Laster zur Tugend. Gott ist selbst die persönliche Tugend. Die Tugend lieben, ist Gott lieben. S. 5

Das zweyte Capitel. Von der Erkenntlichkeit die man Gott schuldig ist. Sie ist nothwendig mit der Liebe verbunden. Unterschiedene Vorstellungen, worunter man Gott zu betrachten hat, um sich zur Erkenntlichkeit zu ermundern. S. 17

§. 1. Gott verglichen mit einer Mutter. Er ist es viel wahrhaftiger durch die Schöpfung, als

eine

eine Frau durch die Empfängniß und Gebuhrt. S. 18

§. 2. Gott betrachtet, als ein Vater. Diesen Namen verdienet er weit mehr, als einiger Mensch. S. 19

§. 3. Gott, als Lehrmeister betrachtet. Er ist es weit mehr, als alle die, so uns unterrichten, weil von ihm nur, als von der Quelle, alle Menschen ihre Wissenschaften und Geschicklichkeiten erhalten. S. 22

§. 4. Gott, als Wohlthäter betrachtet. Ob ihm dieser Name könne streitig gemachet werden? Diejenigen sind undankbar, die seine Wohlthaten nicht erkennen; unter welchem Vorwande sie solches thun? 1) Ob die sogenannten Unordnungen, die in der physischen Welt vorkommen, mit der göttlichen Vorsehung bestehen können? 2) In welchen Absichten Gott den Cörper gewissen Bedürfnissen unterworfen zu haben scheine? ob die ungleiche Austheilung des Reichthums und der Ehre eine wirkliche Unordnung zu nennen? 3) Ob die Leidenschaften in sich selbst Laster sind, oder bloß durch ihren Mißbrauch? Von welchem Nutzen sie seyn können? Ob es besser, wenn der Mensch völlig Meister von seinen Leidenschaften wäre? S. 23

§. 5. Gott, als unser Freund betrachtet. Diese Eigenschaft spricht uns nicht von der Ehrfurcht und der Unterwerfung frey, die wir ihm schuldig sind. S. 43

Das dritte Capitel. Von der Verehrung,

die man Gott schuldig ist. Worauf die Nothwendigkeit dieser Verehrung gegründet ist? Wie viel diejenige, die Gott gebühret, grösser ist, als die, so wir den Grossen der Erde schuldig sind? S. 44

Der erste Artikel. Vom innerlichen Gottesdienst. Welche Art des Gottesdienstes Gott ehre? Welcher von den ersten Menschen geübet worden? Der Zeitpunct seines Verfalles. S. 45

Der zweete Artikel. Von dem äusserlichen Gottesdienste. Aufrichtung dieses Gottesdienstes. Sein Ursprung war rein und unschuldig; wie er abgeartet, und der Aberglaube daraus entstanden. Unterschied der Arten des Gottesdienstes. 1. Ob der äusserliche Gottesdienst nützlich ist? 2. Ob eine gewisse Art desselben sey, die allen andern vorzuziehen? Ob deren mehr als eine seyn können, die Gott gefallen? Ob es eine oder die andere Art giebet, die Gott verwirft? Ob ein Mensch, der allein auf der Erde wäre, zu einem äusserlichen Gottesdienst verbunden seyn würde? Achtung, die man dem Gottesdienste, der in einem Lande eingeführet, schuldig ist. S. 47

Zweeter Theil.

Von der Weisheit.

Die Pflichten des Menschen gegen ihn selbst sind auf die Liebe gegründet. Die Eigenliebe im guten Verstande ist kein Laster, sondern vielmehr

mehr eine Pflicht. Sie hat zween Vorwürfe, den Leib und die Seele. Schutzrede für die Eigenliebe; die übeln Folgen, die man ihr beymißt, machen sie nicht verwerflich. Der Leib muß der Seele, und die Seele Gott unterworfen seyn. Worinn die Weisheit bestehe. Mittel, glücklich zu seyn. Eintheilung dieses zweeten Theils. S. 56

Das erste Capitel. Von der Klugheit. Ihre Beschreibung. Sie reguliret unsere Gedanken, unsere Empfindungen, unsere Worte, und unsere Handlungen. Hier ist die Rede nicht, von derjenigen, die mit unsern Gedanken beschäftiget ist, weil sie insbesondere mit Sitten nichts zu thun hat. Eintheilung dieses Capitels. S. 61

Der erste Artikel. Von der Behutsamkeit. Ob die Klugheit den Neigungen die Wurzel abschneiden müsse oder könne? Willkührliche Neigungen; Neigungen, die durch die Sinne entstehen; Neigungen, die durch äusserliche Vorwürfe veranlasset werden, sind der Saame des Hochmuths, der sinnlichen Begierden, des Geizes und der Ehrsucht. S. 62

§. 1. Vom Hochmuth. Sein Ursprung. Die rechte Meynung von sich selbst zu haben; ist sehr schwer, aber nicht unmöglich; durch was für einen Weg man dazu gelange? Man muß sich nicht blos von der Seite ansehen, wodurch man gefällt. Man muß auch einen andern nicht nach dem Ansehen beurtheilen, das er in der Welt erhalten. S. 65

§. 2. Von den sinnlichen Begierden. Wir haben solche von der Natur, und man muß sie nicht unterdrücken, sondern sie vielmehr zu befriedigen suchen, und nur ihnen gewisse Schranken setzen. Mäßige Ergetzungen sind dem Menschen nicht untersaget, sondern sind ihm vielmehr nothwendig. Die sinnliche Empfindung selbst kann mit der höchsten Tugend ganz wohl bestehen. S. 71

§. 3. Von dem Geize und der Ehrsucht. 1) Die Liebe zum Reichthum ist nur in der Uebermasse strafbar, und ist nicht allezeit Geiz. Abbildung eines Geizigen. 2) Ehrsucht von zweyerley Art: die erste Art, ihre Wirkungen; die zwote Art, Vergleichung der letztern mit der ersten. S. 73

Der zweete Artikel. Von der Behutsamkeit in Worten. Ihre Nutzbarkeit. Sie ist nicht schwer, sobald die unrichtigen Neigungen unterdrücket sind. Eintheilung dieses Artikels in vier Absätze. S. 81

§. 1. Von der verleumderischen Beurtheilung, oder vom Afterreden. Was dieses eigentlich sey. Es hat durch die Gewohnheit, daß man in den meisten Gesellschaften spielet, abgenommen. Die Art der Sprache verändert sich dabey nach der Gemüthsbeschaffenheit desjenigen, der afterredet. S. 82

§. 2. Von der Verspottung. Diese ist nicht weniger strafbar, als das Afterreden, aber gemeiniglich empfindlicher; sie ist zuweilen unschul-

dig: welche Personen damit verschonet werden sollen, und wie sie in denen Fällen, da sie erlaubt ist, beschaffen seyn müsse, um nicht zu beleidigen. S. 85

§. 3. Von der Waschhaftigkeit. Diese ist so unbillig als unvorsichtig; es ist deswegen nicht weniger ein Fehler, wenn man auch gleich nicht zu schweigen versprochen. Man muß sein eigenes Geheimniß zu verschweigen wissen Es ist unangenehm, der Vertraute von jemand zu seyn, der nicht schweigen kann. Man muß niemals eines andern Geheimniß ausschwatzen, unter was für einem Vorwande es auch immer wolle, ja man muß es sich sogar selbst zu verbergen suchen, oder wenigstens thun, als ob man nicht davon wüßte. S. 90

§. 4. Vom freyen Reden. Die Sittsamkeit im Reden ist besonders nothwendig in einem Geschlechte gegen das andere. Man kann von allem sprechen, nur muß man sich ehrbarer Ausdrückungen befleißigen. Man muß sich noch mehrerer Bescheidenheit in Gegenwart von ledigem Frauenzimmer bedienen, als bey verheiratheten. Welches die Schule ist, worinn man diese bescheidene Sprache lernet. S. 96

Der dritte Artikel. Von der Behutsamkeit in den Handlungen, oder der Wohlanständigkeit. Von welchen Handlungen allhier die Rede ist? Was die Behutsamkeit nothwendig machet? Worinn die Kunst der Wohlanständigkeit bestehet? S. 99

§. 1. Von den guten Exempeln. Nothwendigkeit der guten Exempel. Ihr Nutzen und ihr Nachdruck ist viel wichtiger in der Person der Grossen, als in Leuten vom Privatstande. S. 102

§. 2. Von der äusserlichen Ehrbarkeit. Was es heisse, die äusserliche Ehrbarkeit beleidigen? Ob die Schamhaftigkeit eine Tugend von menschlicher Erfindung sey? Warum die Natur uns solche gegeben? Unterschied zwischen der Schamhaftigkeit und der Keuschheit. Handlungen, die die äusserliche Ehrbarkeit verletzen. S. 104

Das zweete Capitel. Von der Stärke. Von welcher Art der Stärke hier die Rede ist? Wenn und wozu sie nothwendig ist. Eintheilung dieses Capitels. S. 107

Der erste Artikel. Von der Geduld. Es giebet viererley Uebel, wogegen unsere Geduld nothwendig ist; die Ursache, warum sie es ist? S. 108

§. 1. Von den natürlichen Uebeln. Was diese sind? Ob sie sich in grosser Anzahl finden; welche die empfindlichsten sind? Bewegungsgründe zur Geduld bey diesen Uebeln; von der Unterwerfung unter dem göttlichen Willen, der in der Schöpfung uns dazu bestimmt. S. 109

§. 2. Von den Strafen. Sie sind die unausbleiblichen Folgen unserer Ausschweifungen: ein jedes Laster hat seine besondere Strafen mit sich verbunden; sie sind nicht Rache, sondern Züchtigungen. S. 118

§. 3. Von den Verfolgungen. Die Liebhaber der Tugend sind mehrentheils unglücklich; mit welcher Standhaftigkeit sie diejenigen Verfolgungen ertragen müssen, die unter diesem oder jenem falschen Vorwande geschehen; mit welcher Gleichgültigkeit sie das Wohlergehen der Gottlosen anzusehen haben. S. 122

§. 4. Von der Widersetzung. Man muß Meister von seiner eigenen Gemüthsbeschaffenheit seyn, und anderer ihre ertragen. Unterscheid der Gemüther selbst unter rechtschaffenen Leuten; Vorwürfe, die hauptsächlich Materie zum Auffahren geben. Man muß auch die fehlerhaftesten Gemüther mit Geduld zu ertragen wissen. S. 126

Der zweete Artikel. Vom Muth. Beschreibung desselben. Eintheilung dieses Artikels in zween Absätze. S. 133

§. 1. Von der Großmuth. Sie bringt uns zur Nachsuchung des Schönen. Was das Schöne sey? Die Verachtung der vergänglichen Güter ist die Quelle der Tugenden. Die Nacheiferung ist die Quelle der Geschicklichkeiten. Die Faulheit ist der Seele und dem Leibe nachtheilig. Die Nacheiferung ist von dem Neide unterschieden. S. 134

§. 2. Von dem Heldenmuthe. Begriff von dem Heldenmuth. 1) Festigkeit unterschieden vom Eigensinn. 2) Unerschrockenheit unterschieden von der Tollkühnheit. 3) Lob der Tapferkeit. Abbildung eines tapfern Mannes ei-

 nem

nem frechen entgegen gesetzet. Betrübte Wirkungen des Krieges. Kennzeichen, wodurch sich die falsche Tapferkeit von der wahren unterscheiden lässet. Ob die Rache, insbesondere die Duellen, Wirkungen der Herzhaftigkeit, oder Verzagtheit sind. S. 143

Das dritte Capitel. Von der Gerechtigkeit. Von welcher Art der Gerechtigkeit hier die Rede ist. Eintheilung dieses Capitels. S. 160

Der erste Artikel. Von der gegenseitigen Gerechtigkeit. Eintheilung dieses Artikels in zween Absätze. S. 161

§. 1. Von der Aufrichtigkeit. Sie ist durch das Gesetze der Natur vorgeschrieben; sie leidet keine Ausnahme noch Veränderung, wenn es auch gleich auf die Rettung des Lebens ankömmt. Mißbrauch und Unnützlichkeit der Eide. Keine Art von Lügen ist zu entschuldigen; von allen ist die Verläumdung die schlimmste. Mittel, solche zu vermeiden. Vortheile der Aufrichtigkeit für die menschliche Gesellschaft. S. 162

§. 2. Von Treu und Glauben. Es ist unnöthig, sie zu beschreiben; man beleidiget sie nicht anders, als aus Absicht eines oder des andern Vortheils. Exempel, welche dieses beweisen. Betriegereyen, die man für erlaubt hält. Niemand zweifelt, daß der Diebstahl nicht ein Laster sey. Man stiehlet, wenn man vorsetzlich ermangelt, seine Schulden zu bezahlen. Unterschiedene Arten der Schulden, die theils unschuldig, theils strafbar sind. S. 168

Der

Der zweete Artikel. Von der vergeltenden Gerechtigkeit. Ursache ihrer Nothwendigkeit: Sie hat ihren Sitz in der Person der Regenten, ihre Verwaltung aber ist in den Obrigkeiten anvertrauet. Ihre Eigenschaften. 1) Die Gerichtskosten sind unbillig und übermäßig. 2) Die Langsamkeit der Richter ist unerlaubt. Bittschriften an die Obrigkeiten sind ihnen schimpflich. Appellationen verlängern die Processe unnützer Weise. Es sind nichtswürdige Formalitäten in der Proceßform eingeführet. Unfähigkeit der meisten Richter. Die Meynung des geringsten Theils ist dem grössern vorzuziehen. Ob ein Richter ohne Ungerechtigkeit sich seinem Freuude vor andern gefällig erzeigen kann? S. 179

Das vierte Capitel. Von der Mäßigkeit. Beschreibung der Mäßigkeit: Ihre Zweige. Eintheilung dieses Capitels. S. 195

Der erste Artikel. Von der Keuschheit. Die Enthaltung und die Keuschheit sind von einander unterschieden. Zu jener ist niemand unumgänglich verpflichtet; sie ist gleichwol eine Pflicht aus der Ehe; die Ehe aber ist keinem Menschen untersaget. Die beyderseitige Einwilligung machet die Ehe. Ob die Unzertrennlichkeit der Ehe die Scheidung ausschliesse? Böse Folge des Verboths der Ehescheidung. Concubinat ist durch das positive göttliche Gesetze sowohl, als von der Natur selbst, verbothen, wenn er nicht durch eine ununterbrochene Dauer

er der Ehe ähnlich ist. In welchen Graden die Natur die Blutschande eingeschränket. Der Ehebruch ist durchs Gesetz der Natur verboten S. 195

Der zweete Artikel. Von der Nüchternheit. Nichts ist geschickter, die Nüchternheit uns angenehm zu machen, als der Anblick der schändlichen Unordnungen, so aus der Unmäßigkeit entstehen. Die Pflicht, nüchtern und mäßig zu seyn, ist auf das Gebot des natürlichen Rechts wegen der Selbsterhaltung gegründet. Vom Selbstmord; imgleichen von der unmässigen Begierde nach Reichthum, und dessen übeln Anwendung von Seiten der Verschwender. S. 209

Dritter Theil.

Von den gesellschaftlichen Tugenden.

Die Liebe allein macht uns vermögend, unsere Pflichten treulich in Acht zu nehmen. Unterschiedene Graden der Gemeinschaft unter den Menschen. Woher die unterschiedene Graden der Zueignung entstehen. S. 221

Das erste Capitel. Von der Liebe. Verschiedene Arten der Liebe, die eine von der andern unterschieden, und der Vorwurf der vier folgenden Artikel sind. S. 223

Der erste Artikel. Von der Liebe im eigentlichen Verstande. Abbildung der Liebe, als eine Empfindung vorgestellet; ihre Eigenschaften

ten und Annehmlichkeiten. Die Begierde des Genusses ist nicht Liebe. Uebele Wirkungen und Folgen einer Verbindung, wobey die Tugend nichts gethan. Abbildungen der fleischlichen Liebe. Die Liebe in einem tugendhaften Herzen ist selbst Tugend. S. 223

Der zweete Artikel. Von der ehelichen Liebe. Die wahre ist leicht von der falschen zu unterscheiden. Welches die gemeinste Ursache der Gleichgültigkeit unter Eheleuten ist? Aus was für einem Grunde man die Liebe aus dem Ehestande ausschliesset? Quellen der Uneinigkeiten zwischen Eheleuten. Die Eifersucht ist eine der vornemsten. Eifersucht ohne Liebe. Mittel, die eheliche Einigkeit zu versichern und zu erhalten. S. 238

Der dritte Artikel. Von der väterlichen Liebe. Der angebohrne natürliche Trieb ist zureichend sie zu wirken. Pflichten der Mütter, um selbst für die cörperlichen Bedürfnisse ihrer Kinder zu sorgen. Pflichten der Väter, um persönlich an die Verbesserung ihrer Seele zu arbeiten, oder wenigstens selbst genaue Acht darauf zu haben. Vergleichung der Väter mit Königen. S. 254

Der vierte Artikel. Von der kindlichen Liebe. Eigenschaften der kindlichen Liebe. Väter, die sich selbst die Kaltsinnigkeit ihrer Kinder zu danken haben. Pflichten der Kinder gegen ihre Väter. Falsche Zärtlichkeit einiger Väter. Vergleichung der Kinder mit Unterthanen. S. 271.

Das zweyte Capitel. Von der Freundschaft. Die Freundschaft muß auf Tugend gegründet seyn. Man muß sie von den andern Verbindungen, die aus Uebereinstimmung der Neigung zu Ergetzlichkeiten, oder aus Blutsverwandtschaft, oder aus Erkenntlichkeit entstehen, unterscheiden. Beschreibung der Freundschaft. Was für Freunde man zu wählen habe. Wirkungen des Vertrauens und Wohlwollens, als solcher Empfindungen, die von der Freundschaft abhangen. Nachsicht, die man seinen Freunden schuldig ist. Trennung der Freundschaft. Nützlichkeit guter Dienstleistungen zur Erhaltung der Freundschaft. S. 281

Das dritte Capitel. Von der Menschenliebe. Beschreibnng der Menschenliebe. Unterschiedene Classen der Neigungen, worunter diese die allgemeinste und schwächste ist. Gleichwol gründen sich auf derselben alle andere gesellschaftliche Neigungen; und eben sie verhindert uns, auch unsere Feinde zu hassen. Eintheilung dieses Capitels. S. 292

Der erste Artikel. Von der Gütigkeit. Worin die Gütigkeit bestehet. 1) Welche Arten von Betragen gegen keinen Menschen vergönnt sind? Ob es Leute gebe, die man hassen darf? Gedanken über das französische Heimfallsrecht fremder Erbschaften. (Droit d'Aubaine.) Allzugrosse Strenge der Policeygesetze gegen die Uebelthäter. Bewegungsgründe, die uns zur Men-

Menschenliebe aufmuntern. 2) Die Dienste, welche wir unsern Nebenmenschen auf ihren Antrieb leisten, sind keine Gnadenbezeugungen, sondern Schuldigkeiten. - S. 296

Der zweete Artikel. Von der gesitteten Artigkeit, oder Politesse. Ihre Beschreibung. Abbildungen ungesitteter Menschen. - Eintheilung dieses Artikels in drey Absätze. S. 303

§. 1. Von der Höflichkeit. Ihre Beschreibung. Höflichkeit ist im Grunde etwas wesentliches, der äusserlichen Form nach aber, gleichgültig. Man muß sich, was das letzte betrift, dem Gebrauche unterwerfen, und im übrigen im Herzen die verbindlichen Empfindungen fühlen, die man äusserlich weiset. S. 310

§. 2. Von der Gefälligkeit. Ihre Beschreibung. Wie sehr sie diejenigen liebenswürdig macht, die sie besitzen. S. 313

§. 3. Von den Achtungen (Egards). Was unter diesem Ausdrucke verstanden wird? Exempel, die davon einen klärern Begriff geben. S. 316

Erklärung des Kupfers.

Die Tugend richtet ihre Blicke zärtlich nach Gott, der in einem Gewölke erscheinet; sie tritt das Laster mit Füssen, welches, da es auf der Erde ausgestreckt und entlarvet lieget, sich die Augen mit der einen Hand bedecket, und in der andern einen Dolch hat, womit sie der Tugend drohet. Die beiden geschriebenen griechischen Worte in dem offenen Buche, das vor Gott lieget, bedeuten: Die Liebe und die Ausübung des Guten.

Auf der Titelvignette siehet man zween Genios, wovon der eine den andern im Schlafe überrascht und ihm die Larve wegnimmt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Toussaint, François-Vincent,

Die Sitten Aus dem Französischen übersetzt

Frankfurt und Leipzig 1754

Ph.pr. 1185 rl
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042080-1
VD18 11230177